

DIE CASUR DER ENTSCHEIDUNG

GREGOR STEIN

GREGOR STEIN

**DIE CÄSUR
DER ENTSCHEIDUNG**

GEFÄNGNISSE
UND
KONZENTRATIONSLAGER
1940-1945

DRUCK UND VERLAG DER SANKT PAULUS-DRUCKEREI A. G.
LUXEMBURG

Kohlenzeichnungen von Edmond Gøergen

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten.
Copyright 1946, by Imprimerie St. Paul, S. A., Luxembourg

*I*ch möchte in der Darstellung meiner Erlebnisse nicht den Anteil übersehen lassen, der, hinter allen Ereignissen, in den Dunkelheiten der telepsychischen Wechselwirkungen, jener abseitig schaffenden, aber in ihrer Stille großen Frau zukommt, die, als meine Frau, mit der Urkraft der Liebe aus der letzten Tiefenmitte des Geheimnisses von Du und Ich mich in ihrem Glauben, in ihrer Hoffnung und in der ununterbrochenen Zwiesprache mit dem Herrn so fest im Leben hielt, daß sie mich, unbegreifbar das für den grobsinnigen Wirklichkeitsbetaster, zu einem unabgrenzbaren Teile auch am Leben erhielt.

Ihr also zuerst und dann auch den beiden Müttern, den Schwestern im doppelten Kreis, den Frauen, die uns im Leide nicht vergaßen, den Frauen, die das flammende Herz der Heimat waren, gleich jener Ersten und Höchsten, die uns in der Ferne bei den alliierten Mächten vertrat, also der luxemburgischen Frau und ihrer Größe einfachhin, sei dieses Buch als ein Zeichen unseres männlichen Dankes verehrt.

Confessio

Ich bin also zurückgekehrt und möchte nun auch zu Hause wieder daheim sein. Es ist ja so manches zu regeln, das sich einer Umstellung hatte entziehen wollen, nachdem es meinen Tod aus den Geheimkammern der Hoffnung in die Vitrinen des Wunsches gehoben hatte, um ihn dort allmählich vergilben, also auch Wort und Fakt werden zu lassen. Fünf Jahre lang bin ich tot gewesen und schon mehr als halb vergessen, wie darf ich es mit einem Male wagen, als ein anderer Lazarus die Öffentlichkeit zu behelligen und testamentierte Rechte mit erkalteten Kräften geltend zu machen?

Ich bin, weiß Gott, ein Märtyrer der Heimat gewesen, wenn ich den zudringlichen Behauptungen der Gebliebenen glauben darf, die still und verborgen, mit zulassender Gelassenheit, die Heimat zur Märtyrerin gemacht haben, um nach dem Abzug der Henker jetzt ihre Rechnung für die Lieferung des nationalen Glorienscheines einreichen zu dürfen. Wann aber ist es jemals vorgekommen, daß einer, der nur seine Pflicht bis in den Tod oder auch nur bis an den Tod erfüllt hat, zurückzukehren wünschte in die Schändlichkeit ihres Lebens, um seinen eiligsten Verherrlichern das Blatt vor den Mund zu legen, das sie weggenommen hatten, um darauf zu eigenem Gewinn die Selbstverständlichkeit eines fremden Aktes zu sublimieren?

Als ich Toter erwachte, brach ein Tag des Zornes an, dem viele andere, ich sage es voraus, noch folgen werden. Manche Spekulationen schlugen fehl, und ich selber bin ja nun dabei, in den abgelegten Erinnerungen zuvorkommender Kameraden meinem „ehrenden Andenken“ etliche Schwierigkeiten zu bereiten. Dürfte ich die Überzeugungen aller Bekannten, die mich bei der Heimkehr wie ein Gespenst begrüßten, und aller Gegner, die mich ebenfalls wie den materialisierten Geist, der ihnen dauernd abgeht, empfangen, indes sie alle, Freunde wie Feinde, eines Sinns und einer Gewißheit waren: daß ich aus den Lagern der konzentrierten Unmenschlichkeit niemals zurückkehren würde, in einer einzigen Summe bündeln, um zugleich auch die Unsumme ihrer kaum verhaltenen Enttäuschung miteinzufangen, ich wäre wahrhaftig gezwungen, post

interitum ihrer Prägung noch toter zu sein als jetzt ihre Erwartung, die, schon vernichtet und abgetan, noch immer in meinem Wege liegt und behaupten möchte, ich sei, trotz allem, abgestorben, wenn mich nicht die schlichteste, also niemals zweifelnde Liebe einer Frau und eines Kindes, meiner Frau und meines Kindes, wie in den schrecklichsten Tagen der Vergangenheit so auch in den unverständlichsten der Gegenwart am Leben erhalte.

Doch was die entfesselte Brutalität drüben in Sachsenhausen und drunten in Mauthausen nicht hatte erreichen können, konnte vielleicht der gefesselten Menschlichkeit, die seltsamerweise auch Bildung heißt, in der Heimat gelingen, wenn sie den aus dreizehn Gründen der Rücksicht und Berechnung geforderten Takt zur großen Taktik machte, demnach nicht etwa hinging und mich heimlich mit den Knütteln der offenbaren Dezeption erschlug, sondern coram publico und in aller Freundschaft, mit entgegenkommender Sorge und abhaltender Umsicht, als Leidenden erlöste, indem sie mich zu ihrem Heile totschiess. Und so bin ich denn auch heute, fünf Monate nach meiner Wiederauferstehung, immer noch dort gestorben und verschollen, wo ich meinem Geiste wie dem Geiste überhaupt eine Wohnstätte hatte bereiten wollen. Doch die mit Taubheit und mit Blindheit gleichermaßen Geschlagenen haben nicht einmal bemerkt, daß ihre Tat, die eine Nichttat und also sinngemäß eine Untat gewesen ist, die beste Voraussetzung zur furchtbarsten Rache schuf, da die Urheber nicht rasch und öffentlich mit ihrem Glauben an meinen Tod auch zugleich ihren Unglauben an die Unsterblichkeit meines Geistes manifestierten.

So will ich denn nur noch Geist sein, der, lebendiger denn je, über ihnen wie über allem schwebt und die Dinge wieder ordnet, die entordnet waren, und die Lüge aufdeckt, wo sie den Mantel der Wahrheit trägt, und die Geistlosigkeit peitscht, bis sie ihr grauenhaftes Defizit eingesteht, und den Hochmut jagt, bis er zu Fall kommt, und meinen Namen verschweigt, bis jene in allen Großlettern ihrer Setzkasten ihn niederlegen werden, um mich als vermeintlichen Toten, also doch als Lebenden, endlich zu entlarven.

Damit dürfte ich dann die zweite, weit stärkere Rache einleiten, indem ich sie totsprache mit dem Worte, das ich als

Gnade des Himmels liebe und also stets zu heiligen gesonnen bin. So rettet nur die Furcht, eine Heiligkeit zu profanieren, ihre flachgeistige Unheiligkeit vor einer Tat, die im dritten Satze schon die Schwächlinge erschlagen würde, sofern sie einmal im wahren Geiste Leben besessen und Lebendigkeit gespendet hätten. Das aber haben sie niemals, sondern im Gegenteil — und nicht nur in meinem nun erwiesenen Falle — den Tod in die Welt des Geistes gebracht durch ein spirituelles Sein, das nicht Wesung, sondern Verwesung ist. Da mögen sie bleiben und mich vollständig vergessen, so wie ich sie vergessen möchte, um mich unbehindert, inquietus wie nie zuvor, mit dem wissenden Eifer des Wiederauferstandenen dem Höchsten zu widmen, Der mich, ich höre es in allen Stillen der Seele, berufen will, nachdem Er mich gezeichnet hat.

Und ich gestehe schon am Eingang, daß ich auf meinen Schild ein Wort geschrieben habe, das meine ganze Zukunft erfüllen wird: Unerbittlich! Es gilt zuerst und vor allem den eigenen Taten, es trifft mich und reißt mich auf, ehe es die andern treffen und dem Geistigen erschließen wird. Die mich vor fünf Jahren gekannt haben, werden mich wirklich nicht wiedererkennen, ich habe es bereits erleben müssen, da sie der Gestalt eines präsenten Pierre Grégoire die Identität mit dem Körper eines exilierten Gregor Stein nicht mehr glauben können. Und also haben sie Recht mit ihrer Ablehnung, weil auch ich letzten Endes erkennen muß, wie sehr ich den Dingen und Ereignissen des früheren Lebens abgestorben bin. Ich habe in den Linzer Bergen, im Vernichtungslager erster Größe, Mauthausen, das die SS selber nicht anders als Mordhausen auszusprechen pflegte, in aller Heimlichkeit und im Angesicht des Todes ein Bekenntnis zu Papier gebracht, das mit vielen andern Manuskripten unersetzlicher Gedanken und Gestaltungen zugrunde ging, wenn auch die Erinnerung daran schmerzhaft in mir weiterlebt: „Ich habe das Herz, das mich so oft verraten hat, aus mir gerissen, den Versenstammler, der in diesem Herzen lebte, habe ich mit eigenem Willen getötet. Ihr müßt doch wissen, daß ich fünf unendliche Jahre lang in den Erziehungszentren der mörderischsten Zivilisation aller Zeiten, in den Hochschulen des Hasses gelebt und gelernt habe, deren Schreckensgeschichte auf den nachfolgenden Blättern erzählt werden soll. Darin sind die Träume gestorben, weil die Humanität nicht leben durfte. Die Dichtung erkannte

ihre Unmöglichkeit, die Hölle dieses Lebens einzufangen, und schwieg. Der Vers verlor seine innere und äußere Musikalität vor dem Aeonenschrei des Diabolischen und wurde stumm. Ich werde nicht mehr singen können, solange der Blick des Herrenmenschen in seinen entsetzlichen Nachwirkungen meine Seele versteinert hält.“

So ist das Ich von 1940 gestorben. Das will nicht sagen, daß ich tot sei, nein, ich bin lebendiger als zuvor und habe nur durch die ungeheurere Aktivität des Leids das frühere Ich überstanden. In neuer Erkenntnis sehe ich den Menschen und die Dinge anders und gebe den Vielen nochmals Recht, die da kommen werden, um mir an jedem Worte nachzuweisen, daß eine gewaltige Veränderung mit mir vorgegangen ist. Diese Aussage wird, sogar sprachlich, durchaus richtig sein, wenn ich auch selber behaupten möchte, daß die unfaßliche, also größere in mir vorgegangen sei. Ich bin den einsamen Weg über die ratio getrieben worden und stehe nun, viel einsamer noch, im Geiste, — oder vor dem Geiste, wenn ihr wollt, aber dann ist mein Weiterleben und mein Wiederschaffen nichts anderes mehr, als der brennende Wunsch, entschlossen hineinzutreten und ihm ganz verpflichtet zu sein. Denn wer da zurückgekommen ist aus den Regionen der mäßigsten wie der unmäßigsten Verbannung und sich nicht, im Geringsten wie im Höchsten, verpflichtet weiß, der hat mir unbefruchtet das bittere Geschenk der Gefangenschaft und der Schmerzen empfangen. Hier vor allem lernte er ja das Leiden im Geiste, das furchtbarste und doch auch wieder das fruchtbarste von allen, in der Diskrepanz zwischen Lehre und Leben der Vergangenheit kennen. Freilich gehörte diese Diskrepanz zur geheimnisvollen Konstitution des Menschen, in deren tiefste Bezirke er einzudringen vermochte, wenn er den Willen oder den Hang hatte, hinter dem Leiden das Erste und das Letzte zu erfassen.

Wenn ich hier von meinem Leide oder von meinen Leiden spreche, dann habe ich immer vor Augen — und möchte auch den verstehenden Freunden vor Augen halten —, daß ich es nicht, nachleidend und gestaltend, vorbringe, um es auszusagen, sondern um an ihm den Impuls erkennen zu lassen, der mich nun die Wege gehen heißt, die in die Innerlichkeit und damit in den Geist führen. Denn von allen Leidenschaften,

die ich je gefühlt, erlebt, durchlitten und als gewaltige Schwächungsströme erkannt habe, bete ich eine einzige als salvierende Macht an: jene des Denkens, die mir einen heilsamen Horror vor jedem Geschwätz vermittelt. Bin ich einmal als empfindsame Existenz hinausgezogen, kehre ich heute als denkerische zurück. Und wenn auch dieses Denken konservativ in der Erkenntnis seiner Ziele sein sollte, dann wohnt ihm doch soviel revolutionäre und revolutionierende Kraft inne, daß durch sie und mit ihr eine ganze trostlose Gegenwart umgekrempelt werden könnte. Ich weiß nun bestimmt, daß unsere Rettung in der Intensivierung des geistigen Lebens liegt, also im schöpferischen Denken nach christlichen Kategorien, in der freudvoll bejahenden Ueberwindung der unheimlichen Weltangst, der zu viele zu verfallen drohen. Nicht in lyrischen Ergüssen zu zeigen, wie ich litt, ist demnach der Sinn meiner Darstellung, sondern durch das Leid und seine Läuterung hinauf- und vorzustoßen zum Menschen einfachhin, aber zu jener Ganzheit des Menschen, die im Begriff der alten Humanitas auch das Seelische in allen Zweigen miterfaßt und ausschwingen läßt.

Aber müßte ich nicht eigentlich kommen und eingestehen, daß ich den Glauben an den Menschen, an den humanen Menschen, wenn ihr wollt, verloren habe, da doch der homo neplusultra in den Lagern des Entsetzens seine Vernunft dazu gebrauchte, um das Wort seines größten Landsmannes, also Goethes wahrzumachen und tierischer selbst als das Tier zu sein? Es werden jetzt Tausende von Büchern diese Erkenntnis in einem Bekenntnis des Hasses vorlegen. Die sind von mir verdammt, noch ehe sie geboren wurden. Millionen Menschen ist dieses ungeheuerliche Abenteuer zuteil geworden, aber es zählt nicht das Abenteuer an sich, sondern das, was der Einzelne aus sich selber damit hat machen lassen. Ich nun habe es als Abenteuer der Seele erlebt und möchte es als solches vorlegen. Denn wenn ich erzähle, was so außer mir und mit mir geschehen ist, so muß ich auch die Spiegelung der Ereignisse in mir mitgestalten. Damit ist zugleich die Unruhe gepackt, die in mir gewesen und geblieben ist, und als deren Ursache ich nur die endlose Frage nach dem höheren Sinn der Ereignisse, also nach dem ewigen Sinn der Geschichte überhaupt erkennen kann.

Ich werde natürlich die Eigentümer der unstörbarsten Ruhe, also die bourgeoisen Philister chokieren, wenn ich vorbehaltlos erkläre, daß es sich in meinen Erinnerungen um einen Roman meines inneren Lebens handelt, zu dem die Wirklichkeit nur die Gestalten, wahrhaft infernalische Gestalten aus dem Inferno der Zeit, gratis geliefert hat. Jede Darstellung der Wirklichkeit wird dort zum Roman, wo der Erzähler die abdichtende Substanz seines Herzens und seiner Seele hinzuzugeben weiß.

Also muß ich mitspielen und durchscheinen lassen, als ob es nur ein Akzidens der schrecklichen Epoche sei, obschon es das Eigentliche gewesen ist, um dessetwillen die Ereignisse erzählt werden mußten, also jenes Wunder, oder besser: jene ununterbrochene Kette von Wundern, wie Marcel Noppeney in einem Gespräch zu Dritt es ausgedrückt hat, die den Tod, der sich gegen mich erhoben hatte, im allerletzten Augenblick in Banden schlug und überwand.

Das ist nun nicht mehr die nackte Schilderung einer Realität, sondern eine confessio, vielleicht gar die Darstellung einer Konversion und also doch nur, wenn ich diese Möglichkeit zu Ende denke, die Schilderung einer Realität, aber einer inneren. Wenn mein Leben in der Sicht eines Graphikers die Gerade ist, die nach oben läuft, dann diese Cäsur des Krieges und der Gefangenschaft der Durch- und Querstrich, der mir plötzlich überraschend im sichtbaren Symbol den Sinn aller Dinge und die Heiligung des Leides offenbaren muß.

Und dann dann einer von den Allzuvielen, die da festgestellt haben, ich sei in tiefes Leid gefallen, gemerkt hat, daß die vermeintliche Tiefe nach oben zieht und der Sturz ein Hinauffall ins Höhere gewesen ist, dann darf ich befriedigt das Buch schließen und mich den größeren Aufgaben der Zukunft mit fröhlicherem Mute zuwenden. Denn dieser eine hat den flammenden Protest gegen die Unfreiheit gedeutet als einen Hymnus auf die vollkommene Freiheit, die für das Werden in der Seele der Welt wie in der Welt der Seele den Platz fordert, der ihm zukommt, und so die innere Entwicklung des Erzählers mitdeutet in der Erkenntnis, daß das wahre Werden, also die Freiheit im philosophischen Sinne, zur Vollkommenung gelangen muß und daß diese in die immer tiefer gehenden Erkenntnisse der eigenen Schuld im Hinblick

auf den Geist und auf des Geistes Quell und Mündung, also Gott führt.

Es wird meine Manie, vielleicht meine Manier, wenn nicht, nach den Aussagen meiner besten Freunde, eine chronische Krankheit meiner gestalterischen Funktion werden, in meiner denkerischen Aktivität immer nur das Leben des Geistes erfassen, halten und gestalten zu wollen und in allen Brüchen des Seins den Abbruch der Bindung: Geist — Leben nachzuweisen, die Einbrüche des Verderbens als Defekte — oder Delikte — der Menschheit aufzuspüren, dabei aber unermüdlich die Rettung aus allen Nöten, den seelischen wie den politischen, im Durchbruch des Geistes klarzumachen. Von allem, was ich denke, was ich fühle, was ich will, was ich ersehne, was ich also niederschreibe und erfülle mit der wirkenden Kraft des Geistes, der nicht nur aus sich, sondern aus dem Leben, nicht nur sich, sondern die Welt ausdrücken möchte, wird wohl einiges niederfallen in fruchtbares Erdreich und zur Zeit der Ernte etliche Früchte tragen. Nichts kann ich wissen von den fernsten Wirkungen meiner Taten, aber das weiß ist bestimmt, daß die Bourgeois des Geistes vor den mutmaßlichen Erfolgen die Hornbrillen der guten Erziehung und des gesellschaftlichen Habitus aufsetzen werden, um plötzlich, entsetzt, erschüttert und in die heiligsten Bezirke ihrer eleganten Mediokrität zurückflüchtend, festzustellen, daß ich niemals habe rauchen und noch weniger habe tanzen können.

Sie nur sind es, die mir dauernd die Frage vorlegen, wie es mir möglich gewesen sei, mit meinen schwachen Kräften die gewaltige Leidensfülle des Geistes und des Körpers zu erfragen, ohne zu verzweifeln. Ich bekenne ihnen, nur um mich an ihrem leeren Staunen zu ergötzen, daß ich alles das relativ leicht getragen habe — leicht freilich nur als Quantitativum und Qualitativum der Seele gebraucht —, wenn ich meine Art der Hinnahme aller Ereignisse mit jener aller anderen Gefangenen vergleiche. Ich habe die Zustände und Geschehnisse nicht über mich herfallen und auf mich einwirken lassen, sondern ich habe sie erwartet. Ich wußte, daß sie kommen würden, wenn mir auch das festliche Kleid und die hochzeitliche Stimmung der Qualen unbekannt bleiben mußten. Sie kamen und fanden mich vorbereitet, auch im Geiste, wo ich immer schon dabei war, ihren letzten und verborgensten Sinn

zu erkennen und mich dem erkannten ergeben zu beugen. Sie wirkten nicht mit der vollen Wucht ihrer Fremdheit niederschmetternd auf mich ein, da ich immer etwas von mir hinzugab, und wenn es auch nur die Bereitschaft auf höherer Ebene war, und sie mir auf diese Art zu Erkannten, zu Bekannten, ja, in gewissem Sinne zu Freunden machte, noch ehe sie mich berührt hatten.

Wissend um meine Doppelschichtigkeit als Mensch, habe ich dem Druck und Ueberdruck des Weltlichen und Zeitlichen nachgegeben und mich in die letzte Schicht der Gottbewußtheit und Gottbezogenheit niedertauchen lassen, wo ich die Erschütterungen des Augenblicks wie kühle ferne Spiele an der Peripherie meines Seins verspürte, während die sogenannte Einschichtigkeit der Diesseitigen, dank ihrer Unnachgiebigkeit, durchstoßen und zertrümmert wurde, wobei denn auch der ganze Mensch zugrunde ging.

Ich stemmte mich den daherbrausenden Orkanen des Hasses und der Niedertracht nicht entgegen, sondern nutzte sie aus, da ich immer unterwegs sein muß, und ließ mich treiben, indem ich die Mächte des Teufels gebrauchte, um mich rascher und sicherer in Gott hineintreiben zu lassen.

Wenn alles schrie und tobte und dröhnte und donnerte und explodierte und zerschmetterte, flüchtete ich hinab in die Stille, in die äußerste Stille, die vielleicht mehr Wunsch und Sehnsucht war, in der aber wahrhaft die Erfüllung meiner Existenz in der stummen schwingenden Berührung von Zeit und Ewigkeit begann.

Wohl, auch ich war oftmals auf der Straße, die nach unten in die Verzweiflung fällt, und immer unterwegs zur höchsten, nämlich nicht zu verzweifeln, aber ich habe mich stets durch alle Ungeduld des Zweifels fortgezwungen und fortgerungen bis zur Erlösung. Nein, ich konnte nicht verzweifeln, solange hinter der aufgestandenen Hoffnungslosigkeit unaufhörlich jenes Andere sich mit erhoben hatte, das, bei jedem Ansatz zum Sprung in den Abgrund, die Verzweiflung leicht und ruhig anschlug und die aufhorchende, kaum verstehende in die hellere Unruhe der Unentschiedenheit zurückholte.

All das erkennend und alles wieder nacherlebend, gestehe ich jetzt, daß ich mit diesem Buche etwas mehr als eine Be-

ruhigung in der Gestaltung suche: ich will damit herausfordern, Jeden und Alle, den Atheisten wie den Christen, die Mediokrität wie den gesunden Menschenverstand, die Idiotie des Jahrhunderts wie die philosophia perennis, die geistigen Wucherer wie die Verschwender, die Schwätzer wie die Schweiger, die Erhabenheit wie die Lächerlichkeit oder, wenn ihr wollt, Gott selber wie mich selber, nein, ich empfinde nicht die mindeste Angst, denen, die nicht mehr das profunde Lachen der in Ihm Befreiten, weil in Ihn Verlorenen kennen, als lächerlicher Narr zu erscheinen, denn ich weiß nun, was ich will, und ich will, was ich als meine Wahrheit erkannt habe, die nicht meine, sondern eine neunzehnhundert Jahre alte ist, ich fordere also alles heraus, weil ich zu kämpfen habe, wie es meine Bestimmung will, in jauchzender Lust und unendlicher Liebe meine Bestimmung, mit Gott, der jeden wahren Menschen unablässig herausfordert, in Güte und Geduld, den Kampf aufzunehmen, dem ich ja doch nicht ent-rinnen kann. Ich denke, o nein, ich denke nicht an einen Sieg und seinen Triumph, sondern ich stürze mich in dieses hohe Abenteuer, das Alle Leben nennen, als das wirksamste Gegen- teil des Desperados, wenn auch mit der himmlischen Leiden- schaft des Conquistadors, weil ich den Kampf, noch mit sämt- lichen Akzidenzien zwischen Rückständigkeit und Lächerlich- keit, liebe als die höchste Lust, die an den Wunden der Geschlagenheit und Niedergeschlagenheit brennt, bis zu jenem unsagbaren Augenblick, um dessetwillen das Leben gelebt zu werden verdient, da ich endgültig und unwiderruflich, also in alle Ewigkeit, vom herausgeforderten Herausforderer besiegt, das unbegreifliche Wunder meiner geistigen Existenz erjagt und erkämpft haben werde, nämlich den gloriosen Sieg des gänzlich in Ihm Unterlegenen.

So jage ich denn Alle und mich selber durch sämtliche Stadien der Verwirrung bis zu jener Plattform der obersten Erkenntnis, wo plötzlich klar wird, daß sogar der entsetzte Ernst der Mediokren des Teufels, der herausfordernde Leicht- sinn des Kämpfers aber Gottes ist.

Ich habe einen Vater, den Geist, und habe eine Mutter, die Liebe, und in unserm Hause ist die Liebe zum Geist wie der Geist der Liebe das Ozon der Seele, von dem ich froher lebe, wenn er die vom Ungeist vergiftete Atmosphäre des Weltlichen gereinigt hat.

So ist mein eingestandenes Wollen nur der Versuch, aus der Erfahrung die Existenz des Geistes zu erspüren, seine Wirkung auf den Erschlossenen und Entschlossenen zu erkennen und seine Verwirkung durch die Idiotie der „führenden Geister“ nachzuweisen. Damit wäre das Wesentliche erfaßt, das, als Wirkliches und also Wirkendes, sich immer nur vorstellen kann als Geist, zugleich aber auch die Wahrheit, die ja eine Ordnung und Anordnung des Geistes, eine Einordnung der menschlichen Triebkräfte ist. Ich bin also nicht nur in der äußeren Wirklichkeit ein Mensch, der eine Rückkehr vollzogen hat, sondern auch in der inneren, da ich immer wieder heimgehen möchte zu den Quellen der Vergangenheit, die in Wissen und Erinnerung weiterlebt als meine verborgenste Trösterin der Gegenwart. Wie ist das alles früher gewesen? Wie hat es damals sein können, als die Gebildeten nicht nur Aestheten, sondern auch im höchsten Sinne Ethiker waren? Da schlugen sie die geheimnisvollen Saiten des Geistes, und es erklang die wunderbare Melodie und Harmonie einer bruchlosen Weltanschauung, und unten schwangen, nach den Gesetzen der Resonanz, die Saiten des Gefühles immer mit. Heute aber rührt alles, was die Musik des Kosmischen erzeugen möchte, die Stränge der Empfindsamkeit, unten schwingen die Nerven rhythmisch aus, aber auf den vergessenen, verlorenen Saiten des Geistes werden die unsterblichen Lieder nicht wiederholt, nicht wieder geholt und nie mehr wiedergeboren.

Die auf die letzte Erfüllung ihrer technischen Träume ausgerichtete Menschheit von heute ist allzu zukunftsüchtig, als daß sie die Erkenntnis neu entdecken könnte, daß Geist wesentlich die Wiederholung des Gewesenen ist, also Besinnung, Erinnerung und Verinnerlichung. Allen aber, vor allem uns, die wir die Realität gestalten wollen, auch die Realität des Irrationalen, tut mit der Besinnung auf die Existenzfragen ihre Verinnerlichung not, damit wir so den erkennenden Menschen zur Verinnerlichung seiner Existenz bringen.

Um das in meinen ureigensten Bezirken zu erreichen, habe ich den besonderen Wunsch, die höchste vis comica zu besitzen, die durch ihre Säure oder ihre Aetze alle Ueberwucherungen des Ungeistes und der Geistlosigkeit auflöst, damit die unteilbare Ganzheit der Idee, die aus dem Geiste des Wortes Fleisch geworden ist, zum Vorschein komme. Wenn sich die Stauungen meines Innern dann und wann in polemischer

Schärfe entladen, dann ist das nicht der Aufsprung und Ausfall einer genuinen Bosheit, sondern ihres Gegenteils, also einer immer neu errungenen Liebe, die niemals das Entscheidende vergessen kann, da sie entschieden den Kampf des Geistes mit allen Waffen des Geistes führt. O, ich bin nicht ohne Hass, ich bekenne es laut und ohne Reue, ja, ich hasse mit der allerletzten Kraft meines Herzens und mit der eisigsten Kühle meines Verstandes die breitspurige Mittelmäßigkeit in allen Lagern des Seins. Und dieser Hass schließt mich selber ein und brennt mich immer noch für alle jene Augenblicke, in denen ich klug abwägend, gemäßigt oder maßvoll im bourgeoisen Sinn dieser Wörter gewesen bin, anstatt leidenschaftlich eingenommen oder selbst leidenschaftlich voreingenommen für die stärkste Potenz des Geistes zu sein.

Ich habe ein Kriterium, das mir, unter welchem Deckmantel auch immer jene sich tarnen mögen, mühelos alle Mittelmäßigen jeder Observanz entlarvt, die das Uebermaß ihrer Einbildung zum Maß der wahren Bildung machen, — das ist die leicht erkennbare fixe Sicherheit, mit welcher sie die furchtbarste, aber für den Denker fruchtbarste Antinomie zwischen dem Unendlichkeitsbedürfnis und der Endlichkeitsbeschränkung des Menschen lösen und auflösen in der platten Einheit einer Weltanschauung, die ohne jede innere Unruhe, also ganz genau die der philisterhaftesten Behäbigkeit in der Fülle des Stofflichen ist: Die Geistlosigkeit, die sich stets bejaht! Ihr Denken ist, wie ihr Dasein, statisch, während es für den, der im Geiste daheim ist, weil er vom Geiste besessen ist, die hinreißende und emporschleudernde Dynamik einfachhin bleiben wird.

So denke und schreibe ich also in meine Zeit hinein, vollauf von der Möglichkeit überzeugt, zugleich an jener Zeit vorbei zu denken, der sichtlich das Denken nur die abstrakte Betastung aller Weltgenüsse, wenn nicht die rationaliter zu Ende geführte Verwirklichung sinnlichster Lüste ist. Aber ich rechne weniger mit dieser als mit einer kommenden Zeit, die vielleicht die Ordnung wieder herstellen und somit das Denken neuerdings zur befruchteten Aktivität des Geistes machen wird.

Sie wenigstens würde dann befähigt sein, die Unermeßlichkeit des Weges zu erkennen, der zwischen Sehen und Schauen liegt, und so die sichtbaren Ereignisse einer Epoche als in Geist und Gott geschaute Spiele am Rande der Ewigkeit zu betrach-

ten. Und das hieße: sie würde auch das Intervallum, das ich die Cäsur der Entscheidung genannt habe, trotz all der Wirklichkeit, die es in der nacktesten Schilderung der Vorgänge enthält, rechterweise als wahre Dichtung, weil abgedichtete Wahrheit ansprechen.

Denn Dichtung ist nichts anderes als die Intensivierung und Potenzierung unseres Sehens, bis es Schauen auf höchster Warte, also Durch-Schauen und Er-Schauen und schließlich Durchschauertsein und Erschauerung geworden ist.

Ich habe dieses Ziel im Auge und stürze mich voller Sehnsucht als Erzähler in die Fülle der Geschehen. Sie sind gewesen und vergangen, ich hole sie wieder und wiederhole sie, es ist ein hohes Spiel und wird uns weit führen, wenn mich die Erinnerung nicht verläßt und ich die Erinnerung nicht verlasse, die ja das Vorzimmer der Verinnerlichung ist.

Ich schlage Gedankenblitze wie aus jeder Lust so aus jedem Leid, ich zünde den Geist, bis er aufflammt, und schleudere das Feuer meiner Liebe in alles und über Alle, ich setze diese meine ganze Welt in Brand, wenn es sein muß, und ertrage noch lächelnd den Vorwurf der Betroffenen und Getroffenen, die da sagen werden: ich sei ein rasender Narr und tanze mich pyromanisch aus!

Solitudo amarissima

Ich bin mit einem Male einbezogen in die große Unruhe der Welt. Es ist mehr als die leichte Erregung der Nerven, die mich überfallen hat, es ist die tiefere inquietas, die ihre Quelle im Gefühl und ihre Mündung im Geiste hat. Alles Festgefügte lockert sich, ewige Gesetze verlieren die heiligen Wahrer, alte Ordnungen lösen sich langsam auf, und das eindeutige Recht läßt mit sich reden. Freilich sind diese Erscheinungen auch bis in unsere heimlichen Winkel vorgedrungen, aber sie genügen meiner Empfindung nicht zur Erklärung der geheimnishaften Unruhe, die mich immer stärker überweltet. Irgendwo in der Nähe liegt das böswillige Riesentier, das wir Gefahr oder Drohung nennen, und läßt die schweren Glieder aufzucken. Ich komme nicht zur Formung eines einzigen Gedankens. In meinem Merkbuch trage ich, unterm Datum des 9. Mai 1940, das Stichwort ein: Dürers „Melancholie“ als Spiegelung meiner Stimmung, Gespräch mit einem unsichtbaren Freunde, aber ich verzichte auf die Ausführung der Idee. Irgendwo in der Welt, verrät mir das Rundfunkgerät, glaubt noch ein klangbesessener Orchesterleiter an die befriedende Macht der Freude. Beethoven jauchzt es mit Schiller'schem Pathos in meine Studierstube: „Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt.“ Dann bricht die Erregung der Welt auch diesen Zauber. Die Nachrichtenagenturen geben, vor Mitternacht, noch rasch bekannt, daß die Engländer Island besetzt haben. Dann weiß ich, daß sich diese Nacht noch etwas ereignen wird, das auch unsere Friedlichkeit zerschlagen muß.

Mitten in der Nacht gewinnt die heimliche Unruhe der Zeit plötzlich den donnernden Ton des Jahrhunderts. Maschinen fliegen dröhnend über das Haus nach Südwesten. Wohin? Schwere Flugzeuge kehren wieder und werden vom Dunkel des Nordostens verschlungen. Woher? Ich habe mit dem Feldstecher oben auf dem Dache einen Guckposten bezogen und verfolge die Fluglinien der deutschen Transporter. Ueber den Dippacher Höhen scheinen sie, kaum erkennbar in der angehellten Frühstunde, vorsichtig zu kreisen und, tiefergleitend, in einer Senkung zu verschwinden. Die Ferne gibt ihr Geheimnis nicht preis, und meine stummen Fragen finden keine Ant-

wort. Es gibt nur einen Laut, der alles übertönt, die Furcht wie die Entrüstung: das verhundertfachte Surren und Knattern der Motoren. Das böswillige Riesentier, das wir Drohung und Gefahr nennen, hat sich heimlich erhoben und läßt den Hungerschrei hören, der hinter der Warnung die unendliche Gier verrät.

Nachbarn haben sich mir zugesellt. Unsere Mutmaßungen gewinnen Ausdruck, und unsere Blicke tasten im werdenden Tag die Straße ab, die von Luxemburg unbewegt und unbelebt wie immer nach Arlon läuft. Nur ein einsamer Motorradler jagt unter den grünenden Bäumen daher. Unbeachtet will er vorbeirasen, da reißt das Ungewohnte seiner Tracht unsere Blicke hin. Graue Uniform, ein Stahlhelm, ein Gewehr! Die Deutschen kommen! Herrgott, hilf! Eine Frau beginnt laut zu weinen. Wir stehen wie Gußbilder und sehen uns an. Traum oder Wirklichkeit! Ueber uns geht das Fliegertosen weiter. Fern bebt die Straße auf. Dann bin ich wach.

In vier Sprüngen habe ich das Postzimmer und den Fernsprecher erreicht. Ich läute Mamer an. Mamer schläft noch. Ich wecke Steinfort. Steinfort meldet sich nicht. Ich rufe Rodingen. Rodingen ist besetzt. Ich versuche es mit Ulfingen. Ulfingen antwortet. Eine Frau warnt mit gedämpfter Stimme:

„Um Gotteswillen, vorsichtig! Sie sind hier!“

„Wer ist da?“

„Sie sind hier im Zimmer!“

„Wer ist im Zimmer?“

Es ist nur ein Flüstern hörbar:

„Die Deutschen!“

„Und Gouvy?“

„Die Verbindung ist unterbrochen, der Tunnel gesprengt!“

„Wann?“

„Seit drei Uhr schon!“

„So ist Belgien vollständig im Bilde?“

„Ja!“

In nachdenklicher Langsamkeit löse ich die Verbindungsschnur und lasse den Stöpsel niederfallen. Eigentlich ist es ein unüberlegtes Unterfangen gewesen, halte ich mir vor. Die belgischen und französischen Behörden mußten lange vor einem Privatmann aus Luxemburg das deutsche Beginnen erkannt haben. Ihre Vorbereitungen müssen getroffen sein,

wahrscheinlich steht alles an der Grenze bereit, dem alten Gegner von 1914 die Stirn zu bieten und die Zähne zu zeigen, und unsere Heimat muß zum Schauplatz der blutigsten Auseinandersetzung aller Jahrhunderte werden.

Ich verlasse das Postgebäude, das zwanzig Minuten später von den Deutschen besetzt wird, und fahre, an den heranziehenden ersten Kolonnen vorbei, der Hauptstadt zu.

In mir ist nichts mehr, das denken, nichts mehr, das empfinden möchte. Nur einer großen stumpfen Leere bin ich mir bewußt, in die allmählich eine Art stummen Zorns niederzutropfeln beginnt. Ich sehe nur die grauen Uniformen, die verschwitzten Gesichter und die blitzenden Waffen. Es werden mir Rufe zugeworfen, die mich, vom Lachen der Invasoren beflügelt, wie stoffliche Projektile im Herzen anspringen. Ich kann nur schweigend mein vereistes Gesicht an den Rufern vorbeitragen. Und dann ist, zum ersten Male, der Wunsch in meinen Willen gekommen, nichts mehr, kein Wort und keinen Klang von jener Sprache zu kennen, die das Ausdrucksmittel der Eindringlinge ist.

Luxemburg ist eroberte Stadt. Aus allen Ecken bricht der graue Schreck hervor, über alle Straßen drängt das graue Entsetzen den ferneren Grenzen zu. Deutsche leiten den Fluß der Massen, Deutsche stehen Posten an den öffentlichen Gebäuden, Deutsche treiben mit erhobenen Pistolen unsere Freiwilligen vor sich her. Unsere Freiwilligen lächeln uns zu, wir geben das Lächeln wieder und werden ruhig in ihrem unerregten Gleichmut. Ihre Haltung muß die Haltung aller Luxemburger werden, das ist meine Hoffnung. Ueberlegen bleiben und überlegt handeln, dann werden wir es schaffen.

Ich begeben mich zum Regierungsgebäude und treffe dort mit Herrn Regierungsrat Wehrer zusammen. Er schildert mir in großen Zügen die Ereignisse der Nacht: die geheimen Uebergänge, die Schießereien bei Grevenmacher, die Abreise der Regierung und der Landesfürstin, die Ueberreichung, durch den Gesandten, des Telegramms, in dem die deutsche Regierung unserer Neutralität und Unabhängigkeit Bestand und Wahrung zusichert, und die ersten Handlungen des Okkupanten.

In der Siegfriedstraße finde ich alles unverändert vor. Nur die Erregung des Tages macht sich doppelt hier bemerkbar.

Es ist kaum sechs Uhr morgens, aber alle Kollegen sind am Platze. Aller Blicke sprechen von einer ungewohnten Müdigkeit und verraten das ungeheure Gewicht der Last, die nun jeder übernommen hat. Fast unfaßbar und untragbar erscheint uns in diesem Augenblick die Verantwortung vor der Öffentlichkeit. Das Land blickt auf uns. Herrgott, gib uns die rechten Worte, damit das Volk durch das mindeste Leid hinübergeführt werde in die Rettung! Aber gib uns vor allem den Willen und die Kraft, dem stärkeren Willen des heranbrausenden Uebels zu widerstehen! Wir müssen uns aussprechen, aber es gelingt uns kaum. Alles, was gesagt wird, ist Gemeinplatz. Denn sprechender als das Leid und die Empörung, ist die Stummheit, die erkannt wird als die Unmöglichkeit, die Dinge dieses Morgens in Worte zu fassen. Wir lassen uns hinabgleiten in die Stille und wagen noch, zu werken und zu schreiben wie jeden Tag.

Unter dem Titel: „Luxemburg von den Deutschen besetzt“, versuche ich, die Geschehnisse nüchtern darzulegen, der Stimmung der Bevölkerung Ausdruck zu verleihen und den Standpunkt des Luxemburgers offen bekannt zu geben. Mit aller Gewalt wächst mir der Protest des Herzens in die Feder. Ich sage, was ich denke und lenke den Ausbruch in eine diplomatische Formel. In die Breite zweier Zeitungsspalten ergießt sich mein gebändigter Zorn.

Es wird zehn Uhr, und die Gußformen wandern zur Rotationsmaschine. Merkwürdig erscheint uns das Vergessen, das auf unserm Hause ruht. Um zehn Uhr fünfzehn beginnen die Druckzylinder zu rotieren. Um zehn Uhr dreißig sprechen zwei höhere Offiziere vor. Die Zensoren!

Sie haben Zeit, und ihre Stifte finden reiche Beute. Von meiner Darlegung der Vorgänge und meinem Proteste bleibt einzig der Titel und der einleitende Satz übrig: „Luxemburg ist in dieser Nacht von Deutschland besetzt worden.“ Die Heeresberichte der Alliierten werden ausgemerzt, und eine kirchliche Nachricht wird als gefährlich angesehen und dem Rotstift übergeben. Sollen wir die Druckplatten neu gießen? Nein! Wir lassen die beanstandeten Stellen aus den Bleispiegeln austicheln und drucken blank! So erscheint denn auch die Zeitung an diesem 10. Mai 1940 mit vier großen weißen Oasen in der Textwüste von zwölf Seiten.

Die Wirkung, nicht auf die luxemburgische Oeffentlichkeit, sondern auf das deutsche Zensorengewissen, ist fürchterlich. Die Hörmuschel des Telefonapparates — immerhin eines auch-deutschen Werkes! — ist kurz vor zwei Uhr kaum imstande, den Wortschwall einer urgermanischen Entrüstung zu fassen.



Ein Wachturm

Die Herren Zensoren finden sich unsagbar durch unser Vorgehen beleidigt. Wir haben versucht, dem Lande einzureden, die Besatzungstruppe wolle das freie Wort unterbinden! Das gäbe es nicht! Deutschland und deutsche Schriftleiter bräuchten keine Zensur. Ihr Empfinden und ihre nationale Einstellung würden ihnen verraten, was zu tun und was zu unterlassen

sei! „Kommt es noch einmal vor, daß Sie beanstandete Stellen nicht durch andere Texte ersetzen, sondern blank drucken, werden wir Ihre Zeitung sofort verbieten. Verstanden?“

Wir haben verstanden und reihen diese Erfahrung allen andern an, die wir an diesem schweren Morgen sammeln mußten. Es ist nicht leicht für den, der in die Freiheit wie in die Atemluft hineingeboren wurde, so nach und nach sich einengen und versklaven zu lassen. Aber wir müssen immer wieder, immer wieder Abstriche machen und tatenlos zusehen, wie der Bau unserer wunderbaren Eigenständigkeit allmählich zugrundegeht. Mit den Deutschen ist das Diabolische über uns gekommen, und jede Stunde, die uns von der Zeit geschenkt wird, will eine Entscheidung pro oder contra. Noch beschränkt sich alles auf den Raum des Nationalen, aber bald, wir spüren es schon, werden wir die Grenzen überschreiten und in allen Taten, selbst den unscheinbarsten, der Moral verpflichtet sein. Es ist ja nicht ein Reich, das uns überfallen hat, sondern eine Weltanschauung, die uns bezwingen und niederringen will. Ein Volk, das erfüllt ist vom unheiligen Geiste, möchte uns einbeziehen in seine Dämonie. Was haben wir, außer unserm Glauben, dem nihilistischen Strudel, der uns zu packen droht, entgegenzustellen? Das blinde Vertrauen in den Sieg der Gerechtigkeit und das tiefste Bewußtsein unseres Rechtes!

Der Nachmittag gehört den Tausenden, die aus allen Teilen des Südens, der Mitte und dem Norden zuströmen. Ich besuche die verschiedenen Empfangszentren für die Evakuierten, ich sehe das Leid in den Augen der Vertriebenen schimmern und fühle die Not, die mächtig über dieser Gemeinschaft der Geprüften steht. Ich habe nur zwei Hände, mit zu ordnen, mit zu schaffen, mit zu lindern, und habe nur ein Herz, das sich ganz hingeben möchte, um dem leidenden Teil der Heimat zu sagen und zu zeigen, wie rückhaltlos es der ganzen Heimat zu Diensten sein will. Wir haben in den vergangenen Wochen, durch das Wort des Freundes Batty Esch, des Mannes mit dem großen sozialen Empfinden, der glühenden Heimatbegeisterung und der unwandelbarsten Treue, die Verbrüderung in der Not bekannt und bewiesen. Nun muß sein Geist und der Geist seines „Kriegstagebuchwerkes“ sich über alle ergießen und alle gleichermaßen erfassen und durchbrennen.

Er aber, der am innigsten dieses schönste aller Pfingstwunder für das Luxemburgertum erlebt hat, darf das Hohe Fest nicht als Freier mitfeiern. Gegen Abend erreicht mich die Nachricht, daß die Deutschen in seinem Hause vorgesprochen haben, um ihn gefangen zu nehmen. Die Mitteilung macht mich erst stutzig und dann nachdenklich. Vielleicht ist in seinem Schicksal auch meines schon besiegelt. Ich kehre sofort nach Hause zurück. Alles ist ruhig. Nur in mir ist Sturm. Ich kann nicht anders, ich muß ihn hinüberwehen lassen in die Seele meiner Frau. In ein paar schlichten Worten schildere ich die Gefahr. Vielleicht werde ich am kommenden Tag, vielleicht erst später verhaftet werden. Ich kenne den neuen deutschen Sicherheitsdienst und weiß, daß er mich nicht in Frieden lassen wird. Jetzt heißt es: gefaßt sein! Mut haben! Und das Schicksal meistern! Es ist unsagbar schwer, ich weiß es, aber es muß ertragen und gefragen sein, weil die Heimat leben will.

Die Frau beginnt zu weinen.

„Könnten wir nicht fliehen? Nach Frankreich oder nach der Schweiz?“

Wir könnten es versuchen, aber ich möchte es nicht. Das Land braucht seine Männer. Es darf nicht alles fliehen, was in guten Tagen so laut und offen gepredigt hat. Wer vom Ausharren gesprochen hat, muß sein Wort nun wahr machen, indem er bleibt. Ich habe hundertmal und mehr das Bekenntnis zur Heimat gefordert, so wie ich es abgelegt habe, ich bleibe.

„Und wenn sie dich festsetzen, wie lange mag es dauern, bis du wiederkommst?“

Es ist eine furchtbare Frage. Ich muß sie mir selber stellen und zugleich erkennen, daß die Antwort ein erschlagendes Gewicht hat. Aber wir müssen uns, so oder so, damit abfinden, daß es bis zum Ende des Krieges dauern wird.

„Und wie lange kann dieses Ringen dauern?“

Wie lange? Erforsche einer die Nacht der Zukunft. Vielleicht ein Jahr, vielleicht zwei Jahre!

„Mein Gott! Ich müßte ja verzweifeln!“

In der Freiheit verzweifeln! Wie aber müßte dem zumute sein, der die furchtbare Trennung in der Gefangenschaft zu ertragen hätte! Du hast das Kind, es wird dich über viele wehe Stunden hinweglachen und wird auch meine Sehnsucht mit der

Hoffnung auf Wiedervereinigung und dem Wunsche, alles im Hinblick auf die schönere Zukunft hinzunehmen, bis zum obersten Rande auffüllen.

„Und wo werden sie dich hinbringen?“

Wohin? Es drängt sich mir ein Wort auf die Lippen, das wie Grausen, Tod und Teufel klingt. Ich würge es ab. Kann ich der Frau, die ich liebe, den Klang des Entsetzens hinwerfen? Nein, ich kann es nicht, weil ich ihre Seele nicht erschrecken darf. Aber eines Tages wird es sie doch überfallen und die Unvorbereitete vielleicht niederzwingen. Also ist es besser, ich wage doch die Aussage: Konzentrationslager!

„Mein Gott!“

In dem Ausruf ist alles enthalten, was ein fühlender Mensch an Furcht, Entsetzen und Herzensnot zum Ausdruck zu bringen vermag. Es ist eine gewaltige Anklage, geschleudert gegen die Menschheit des zwanzigsten Jahrhunderts, und zugleich ein lodernder Protest im Namen der unvergänglichen Humanitas. Der Schrei von Hunderttausenden der Verfolgten und Gefolterten klingt mit in dem einen Ruf:

„Sie können es nicht, weil sie es nicht dürfen!“

Sie können alles. Es ist ja der vollständig entgeistigte Teil eines Volkes, der die Ganzheit einer Nation mit hinübergerissen hat in die prinzipielle Humanitätsfeindschaft, die tiefer steht als die primitive Barbarei. Sie dürfen alles, weil sie die heiligen Gesetze zertrümmert haben und dafür die eigenen anbeten. Ihr Wille ist Besessenheit, ihre Tat Fanatismus und ihr Ziel eine dämonische Selbstvergötterung. Kein Mensch, nicht einmal der Mensch einfachhin, kann gegen diese progressierende Dynamik des Bösen an. Vielleicht, vielleicht kann es nur noch die kalte, fühllose Maschine, die aus all ihren Poren Feuer, Tod und Verderben speit. Es wäre das entsetzlichste Paradoxon der gesamten Menschheitsgeschichte: daß die Materie Eisen nach dem unmenschlichsten Gebrauche wieder dem Humanen zum Siege verhilft!

Am Vorpfungstage fehlt Batty Esch in der Redaktion. Wehrmachtsangehörige haben ihn nach dem Grundgefängnis gebracht. Zum letzten Male erscheint an diesem Tage sein „Kriegstagebuch“. Der Ausklang enthält alles, was uns und ihn in diesen entscheidenden Stunden bewegt hat. Leid, Gemeinschaft, Geist, Heimat!

Unheimlich ist die Stimmung des Wartens und der Erwartung. Irgendetwas wird noch geschehen, wir spüren es fast körperlich und sehen wort- und tatenlos aneinander vorbei. Eine Frage brennt in uns auf: Wer wird der nächste sein?

Unaufhaltsam wälzt sich der deutsche Strom gegen Westen. Die Stadt ist zu einem einzigen Dröhnen und erregten Mitschwingen im ungebändigten Rhythmus der fortdrängenden Divisionen geworden. Alles Luxemburgische ist abgeschoben in ein unwürdiges Winkeldasein. Ein fremder Befehlshaber läßt Verordnungen über uns niederregnen. Die Heimat schweigt, und ihr stärkeres Organ, unsere Zeitung, muß auf das Wort, das es immer im besten nationalen Sinne hatte sein wollen, verzichten. Das weitere Erscheinen wird bis auf Widerruf untersagt. Es ist Pfingsten, und die Kirche singt, bedrückter als sonst, aber inniger und glaubensfroher, das „Veni, Creator!“.

Am 14. Mai versammeln wir uns, wie immer, im gemeinschaftlichen Redaktionssaal. Im gewohnten Zeitmaß werden die vorbereiteten Arbeiten für die Zeitung, die doch nicht erscheinen darf, erledigt. Aber wir sind optimistisch und erhoffen die baldige Rücknahme des Verbotes. Vielleicht ist es von Nutzen, ein klein wenig von unserer Seite aus nachzuhelfen. Ich spreche in diesem Sinne auf Herrn Origer ein. Er möchte noch etwas abwarten und dann erst einen Versuch wagen. Wir warten einen, wir warten zwei Tage ab. Vergebens! Herr Origer hat Bedenken, die Sache in die eigene Hand zu nehmen. Ich zögere nicht länger und suche, mit dem Freunde Marcel Fischbach, den deutschen Löwen in seiner Quartierhöhle auf.

Der Stadtkommandant bewohnt das Hadirhaus in der Bäderstraße. Wir lassen uns anmelden, steigen die Treppe empor und antichambrieren beinahe eine Stunde auf dem ersten Stockwerk vor dem Zimmer des Gewalthabers. Dann erschließt sich uns doch sein kleines Innenreich. Der Stadtkommandant steht stramm und groß in der Mitte des Zimmers. Hell leuchtet der breite Rotstreifen an seiner Hose auf. Sein Wort ist kurz, exakt und militärisch kühl:

„Meine Herren, das Verbot bleibt aufrecht erhalten. Ich kann Ihnen nichts anderes mitteilen.“

Ich versuche, ein Wort vorzubringen. Ich komme nicht dazu. Ehe ich es formen kann, hat eine scharfe Handbewegung es

abgeschnitten. Marcel Fischbach stört sich weniger an der imperativen Geste oder hat ihren Sinn nicht gleich verstanden. Er beginnt zu sprechen. Drei, vier Wörter darf seine Zunge heben, dann ist die schärfere Stimme des Kommandanten wieder da:

„Meine Herren, ich habe Ihnen nichts anderes mitzuteilen!“

Wir sind entlassen und gehen. Aber wir sind jung und also zäh und unverfroren. So leicht lassen wir nicht locker. Da bemüht sich seit einigen Tagen ein höherer Offizier um einen Ausgleich zwischen den luxemburgischen und den deutschen Behörden. Sein Name ist Beck, seine Wiege stand in Luxemburg, und sein Wort scheint viel im Reich zu gelten. Hat er nicht schon im ersten Weltkrieg auf deutscher Seite gekämpft? Nein, wir sehen in ihm keinen Luxemburger mehr, aber er dürfte dennoch ein annehmbares Mittel für unsern guten Zweck sein. Hin zu ihm! Er sitzt im „Hotel Brasseur“ beim Morgenkaffee, läßt sich vom Empfangschef unsere Namen nennen, empfängt uns in der Sprache der Heimat und bescheidet uns in sein Zimmer im „Crédit Lyonnais“. Wir gehen voraus, werden von Emmanuel Cariers willkommen geheißen und dürfen in Klubsesseln die Ankunft des Herrn Beck erwarten. Herr Beck kommt sporenklirrend an, stutzt in der Türe, da er uns sieht, wirft seinem Schreiber einen verweisenden Blick zu und ruft in deutscher Sprache in den Korridor hinaus:

„Als erster kommt Herr Thurpel. Wir wollen nicht gestört sein!“

Verdutzt ziehen wir uns in den Korridor zurück und sehen den früheren Polizeibeamten Thurpel, stolz wie einen Gesandten, an uns vorbeischreiten. Über eine Stunde währt die Unterhaltung mit dem kriminell Verurteilten, dann sind wir dran.

Der Offizier ist von einer bestrickenden Freundlichkeit. Er bietet uns, wieder in der Sprache der Heimat, dieselben Klubsessel an, aus denen er uns eine Stunde vorher herausgerissen hat. Seine Worte sind eine frohe Verheißung.

„Es ist eine unverzeihliche Dummheit begangen worden. Die Leute von drüben kennen zu wenig die luxemburgische Mentalität, noch weniger die luxemburgische Psyche. Ich werde sofort Koblenz anläuten und die alte Ordnung der Dinge wieder herstellen lassen.“

Er hält Wort. Anderntags ist das Verbot aufgehoben, und Freitag, den 17. Mai, darf das „Luxemburger Wort“ wieder erscheinen.

Freilich ist es beschränkter im Umfang und beschränkter in der Freiheit, zu sagen, was seine Schriftleiter denken. Die ersten Abzüge müssen zum Arbedhause gebracht werden, wo ein Dr. Perizonius nach Lust und Laune das Imprimatur erteilt oder vorenthält. Bald aber wird uns ein junger Sonderführer, namens Käsbach, zugeführt, der seinen Sitz im Radiohaus, in der Villa Louvigny, aufschlägt und jeden Tag die Direktoren und die Hauptschriftleiter der verschiedenen Tageszeitungen zu einer sogenannten Pressekonferenz um sich versammelt.

Herr Origer ist Direktor und Hauptschriftleiter zugleich. In einer ziemlich ausgedehnten Aussprache sucht er mich zu bewegen, als verantwortlicher Hauptschriftleiter an diesen täglichen Versammlungen teilzunehmen. Ich erkenne sofort die Gefahr und lehne ab. Erst als er mir nachweist, daß seine Person und sein geistlicher Beruf den Fortbestand der Zeitung gefährden könnten, lasse ich mich breitschlagen und einführen als Chefredakteur. Der Sonderführer für die Presse ist ein Stürmer. Er hat einen bestimmten Auftrag, den er raschestens, mit nationalsozialistischem Nachdruck gegebenenfalls, erfüllen will. In allem, was er tut und sagt, geht er aus von einer Privat-erkenntnis, der er das Gewicht eines Axioms verleiht: Luxemburg ist urdeutsches Land, seine Bewohner sind deutschen Blutes, also müssen die luxemburgischen Schriftleiter sich einsetzen für das Deutschtum in seiner auffallendsten Prägung: für den Nationalsozialismus. In den ersten Tagen gibt er allgemeine Richtlinien aus, dann wünscht er bestimmte Themen behandelt und schließlich fordert er entscheidende und unterschiedene Artikel.

Es ist meine Absicht gewesen, Batty Eschs „Tagebuch“ in einer andern Form fortzusetzen und die von ihm freigelegte sozial-caritative Strömung weiterzuleiten ins geprüfte Volk. Es entsteht die Rubrik: „Von Tag zu Tag“. Schon am zweiten Tage spüre ich den verhaltenen Widerstand der Zensur im Arbedgebäude. Mächtige Streichungen entstellen den Sinn und die Absicht der Artikel. Dann kommt mir der Sonderführer Käsbach ins Gehege und verlangt eine „prinzipielle Stellungnahme zu den Tagesereignissen“. In seinen Ausführungen

visiert er immer wieder das „Luxemburger Wort“ und da vor allem den „verantwortlichen Hauptschriftleiter“. Nun stehe ich mitten in der Gefahr, die ich habe kommen sehen. Aber so leicht lasse ich mich nicht bezwingen. Was der Pressechef von mir verlangt, tue ich: ich nehme Stellung zu den Tagesereignissen, freilich nicht gerade in dem von ihm gewollten Sinne. Ich betrachte die Geschehnisse vom festen luxemburgischen Boden aus, denke nur in heimatlichen Kategorien, wähle scheinbar die Beiläufigkeiten des Krieges zu ergiebigen Kommentaren aus und versuche immer wieder, den Landsleuten in versteckten Andeutungen den Weg zu zeigen, den sie gehen müssen, um den Bestand des Landes zu sichern. Ich weiß, daß ich ein gefährliches Spiel spiele, das wohl auch nicht immer glückt, da viele Beiträge vom Sonderführer einfach gestrichen werden, aber ich wage es unermüdlich mit einer Lust, die sich an der Glückung dauernd steigert. Dabei muß ich nicht nur den Widerstand der Zensoren, sondern auch jenen des Direktors Origer überwinden, dem ich einmal sogar, nach einer unerquicklichen Auseinandersetzung vor dem Verwaltungsrate, meine Demission überreichen will. Doch erneut lasse ich mich überreden und setze meinen heimlichen Kampf, der in meinem Buche: „Kleines Vorspiel zum Kazett“ seinen klarsten Ausdruck findet, mit meinen besonderen Mitteln der Anspielungen, Symbole und humoristischen Kleinigkeiten weiter fort, bis der Sonderführer energisch dazwischenfährt.

Zweimal läßt er mich ins Radiohaus kommen und versucht mir klarzumachen, daß der Augenblick der Entscheidung nun gekommen sei, und daß vorallem das „Luxemburger Wort“ seinen Lesern den Weg ins Reich zeigen müsse. Ich habe für diese gefährlichen Augenblicke schriftliche Ausführungen parat, lege die vor und entfessele um sie eine Auseinandersetzung, die mir einen wohl nicht gloriosen, doch immerhin annehmbaren Abgang sichert. Meine Ausführungen sind freilich verworfen worden, aber ich bin dem Zwang entgangen, offen und unterschriftlich einen Verrat an der Heimat zu begehen. Doch der Sonderführer läßt nicht locker. Tag für Tag reitet er in der Pressekonferenz auf seiner Forderung. Offen bezeichnet er nun den „verantwortlichen Hauptschriftleiter des „Luxemburger Wort“ als den geeigneten Mann, in die passive Resistenz der Bevölkerung und der Presse eine Bresche zu schlagen.

Seine Fähigkeiten seien höhernorts erkannt worden; sie müßten endlich für das rechte Ziel eingesetzt werden.

Ich wage ein weiteres Mal den offenen Widerstand. In einer Aussprache unter vier Augen erkläre ich, daß ich nur pro forma die Funktionen eines verantwortlichen Chefredakteurs übernommen habe, die de facto und de jure dem Direktor zugehörten. Herr Käsbach lächelt mich an und versichert mir mit einer geradezu strahlenden Freundlichkeit: „Das wissen wir, aber für uns sind und bleiben Sie jetzt der verantwortliche Hauptschriftleiter. Sie haben lang genug ihre Ausflüchte gesucht. Ab heute gilt nur noch das Entweder — Oder. Morgen will ich Ihre Entscheidung kennen.“

Ich habe längst entschieden und versuche, bei den Kollegen aus den andern Zeitungen dieselbe Entschiedenheit zu stärken. Es kann nur eines geben: den luxemburgischen Standpunkt bis zum Äußersten zu vertreten. Keine Konzession an die Bedrücker! Die Stimmung unter den Verantwortlichen der beiden andern Tagesblätter ist unergründlich. Leo Müller ist weich geworden und zu einer gewissen Nachgiebigkeit bereit. Dagegen scheint mir Francis Bourg in jeder Hinsicht fest und unbeirrbar. Camille Erdmer hat die gleiche Faktur, während J. P. Robert weder Ja, noch Nein sagt. Droht vielleicht von dorthin eine Gefahr? Ja, von dieser Seite fällt ein Schlag, der uns alle trifft. J. P. Robert wird zum Verräter in der „Luxemburger Zeitung“, die eines Morgens dem Aufgehen Luxemburgs im Großdeutschen Reiche das Wort redet. Käsbach triumphiert, und mich wirft es nieder.

Die Anstrengungen vieler durchwachter Nächte, die Aufregungen der Kriegstage, die dauernden Anpöbelungen der Zensoren und die fortgesetzten Forderungen des Sonderführers haben meine Nerven derart angegriffen, daß sie mit einem Male ihren Dienst versagen. Ich komme hart am vollständigen Zusammenbruch vorbei. Der Arzt verordnet für einen vollen Monat unbedingte Ruhe. Ich befolge sein Gebot nur halb, setze wohl mit dem Schreiben aus, begeben mich aber jeden Tag an meinen Arbeitsplatz. Dort verdüstert sich die Stimmung von Woche zu Woche. Batty Esch hat wohl seinen Platz wieder eingenommen, verzichtet aber, da er sich der Gefahr bewußt ist, auf eine persönliche Mitarbeit an der Zeitung. Direktor Origer muß neue Sorgen übernehmen. Aus Berlin hat das

Propagandaministerium einen Bevollmächtigten gesandt, der Einblick in unsere Bücher verlangt. Eine weitere Delegation folgt, die Verhandlungen über den Verkauf der Zeitung einleitet. Ob Leitung und Verwaltungsrat wollen oder nicht, steht kaum zur Diskussion. Entweder die Rechte werden freiwillig abgetreten, oder das „Luxemburger Wort“ verfällt der Beschlagnahme. Der Kaufpreis, den die Herren von drüben vorschlagen, hat eine lächerlich geringe Höhe. Mehrforderungen werden kaum in Erwägung gezogen. Das Schicksal unserer Zeitung ist besiegelt.

Sofort ist auch mein Beschluß gefaßt: Ich werde auf keinen Fall mit den neuen Besitzern zusammenarbeiten können. Bei der Übernahme werde ich aus der Redaktion ausscheiden. Darf ein Luxemburger überhaupt unter den neugeschaffenen Verhältnissen mit den Exponenten der Goebbels-Propaganda am gleichen Strang ziehen? Wird er nicht ipso facto zum Verräter an der Heimat, die er schützen müßte? Mit diesem Argument versuche ich, unter den Kollegen Stimmung zu machen und sie ebenfalls zum Austritt aus der Redaktion zu bewegen. Bei den Geistlichen gibt es in dieser Hinsicht keine Schwierigkeit, da sie sowieso in die Seelsorge zurückkehren müssen. Die Laien aber? Meine Worte finden wohl aufmerksame Zuhörer, sie lösen sehr bewegte Auseinandersetzungen aus, aber sie bringen die Freunde und Kollegen kaum zu meinem Entschluß. Ihrem Gegenargument, daß es im Interesse der Heimat wäre, wenn auch Luxemburger in der Schriftleitung zurückblieben, bin ich nicht zugänglich, da ich weiß, daß kein Einzelner der Totalität einer deutschen Forderung und ihrer Forderung zur Totalität des Einsatzes widerstehen kann. Durch den Ankauf der Zeitung soll der Käsbach'sche Plan, der auf dem direkten Wege gescheitert ist, indirekt verwirklicht werden. Das ist mir sofort klar, aber mich sollen sie auch auf diese Weise nicht vor ihren Karren spannen. Ich mag nicht das Geringste mit dem Doktor aus Rheydt gemeinsam haben, obschon mir Batty Weber eine gewisse Ähnlichkeit im Konterfei mit dem wortgewaltigen deutschen modernen Münchhausen nachsagt. Das ist bestimmt keine Ehre, aber ich kann nichts gegen die Natur der Dinge.

Meine Aktivität in der Schriftleitung ist von nun an nur noch abwartender Art. Nur in den seltensten Fällen vermag ich mich zur Niederschrift eines Beitrages aufzuraffen. Alle

Liebe zur Literatur ist von mir abgefallen. Was ich schreibe, ist ohne Schwung. Fünf oder sechs Mal komme ich noch zu Worte, dann schweige ich mich aus. Stumm und unauffällig will ich mich verabschieden von den Lesern, denen ich alles hatte geben wollen, vor allem eine lodrende Leidenschaft zur Heimat, ihrer Schönheit, ihrer inneren Größe in der äußeren Kleinheit, ihrer Eigenständigkeit und Unabhängigkeit. Wenn dieser Brand in Allen weiterflammt, dann ist die Rettung des Landes, allen Stürmen zum Trotz, in der Unbeugsamkeit der Bewohner gesichert.

Sie ist leider nicht gesichert, da sich einige sogenannte „Persönlichkeiten“ plötzlich offen für eine „Heimkehr ins Reich“ aussprechen. Zweiunddreißig Luxemburger finden sich bereit, den Anschluß an Deutschland als unser Heil, unsere Rettung und unsere Pflicht hinzustellen. Einige freiwillige „Bekenner“ und viele Schwächlinge, die sich dem ersten Druck ergeben haben, stellen öffentlich fest, „daß alle Phrasen, Formeln und Hirngespinnste, mit denen man uns jahrhundertlang gespeist hat, jämmerlich zuschanden geworden sind“. Ich werde diese Leute niemals vergessen können. Noch drunten in den Gefängnissen und drüben in den Konzentrationslagern schlagen immer wieder ihre Namen peitschenartig in meine Erinnerung. An den ersten Schandpfählen, die ich in meinem Gedächtnis errichtet habe, stehen sie und werden sie stehen, bis dieses Gedächtnis ausgelöscht ist.

Ihre Tat ist unverantwortlich und unverzeihlich. Vielleicht kann der höchste Einsatz oder der Kämpfertod für die Heimat sie sühnen, sonst nichts. Denn durch sie ist die erste und entscheidende Bresche in unsere Ganzheit geschlagen worden. Auf ihr werden die Feinde des Landes weiter arbeiten, um die Feste unserer Selbständigkeit zu zertrümmern. Wir erleben es schon am nächsten Tage, da ein Artikel in unserer Zeitung unter dem Titel: Hinweg mit dem Separatismus, die Erklärung der Zweiunddreißig zum Ausgangspunkt folgender Erwägungen macht:

„Wenn heute, dank schwieriger Arbeiten deutscher Verwaltungsbehörden, wieder Ordnung in Luxemburg eingezogen ist und jeder wieder hoffnungsvoll den Blick in die Zukunft richtet, Luxemburger Männer aus allen Berufen den Mut gefunden haben, in einem Aufruf den Anschluß Luxemburgs

an das Reich zu fordern, ist damit vor dem Forum der Öffentlichkeit eine Frage aufgeworfen worden, die jeden einzelnen Luxemburger in diesen Tagen beschäftigen wird. An den Ereignissen vorbeizureden, wäre zwecklos. Das Bekenntnis und der Wille zur Mitarbeit ist das Entscheidende. Nur politische Wirmköpfe träumen von einem gefährlichen Separatismus. Die Tüchtigen und Tatkräftigen wollen das Ganze, das Ganze aber ist Deutschland."

Diese Darstellungen und Handlungen bekannter Männer verwirren die Öffentlichkeit. Die Verwirrung wird von der neugegründeten Volksdeutschen Bewegung ausgenutzt und ihren Zwecken dienstbar gemacht. Erpresserische Methoden kommen in Schwang. Kleine Führer mit Minderwertigkeitskomplexen treten in Erscheinung und entdecken mit einem Male ihre verborgene Größe. Kriminell Belastete tragen ihr gutes deutsches Herz auf den Händen und bezahlen damit irgendeine lukrative Stellung. Hemmungen und Vorhaltungen werden einfach mit dem Hinweis auf die Erklärung der Zweiunddreißig beseitigt. Denn ihre Handlung ist die Erbsünde in der Geschichte des luxemburgischen Verrates von 1940 bis 1944.

Freilich ist es nicht leicht, dem jähren deutschen Ansturm zu widerstehen. Deutsche Polizei hat den „Schutz“ unseres Volkes übernommen. Die „Villa Pauly“ am Boulevard de la Pétrusse erwirbt sich rasch als Hauptquartier der Geheimen Staatspolizei einen besonderen Namen. Luxemburgische Kleingeister mit großen Ambitionen spuken in der Öffentlichkeit herum und spucken bald der luxemburgischen Öffentlichkeit in die Treue. Gewissenlose Exekutoren deutscher Richtlinien reißen erst die Heimatspangen von den Rockumschlägen vaterlandsbewußter Menschen, ehe sie den Versuch wagen, für einen stolz klingenden Titel oder einen Batzen Silberlinge das Luxemburgertum überhaupt mit der Wurzel auszuheben. Aus allen Winkeln kriecht das nationale und geistige Verbrechertum zu Tage und den Bedrückern zu Kreuze. Die goldene Aera für die Denunzianten ist angebrochen. Der Verrat gedeiht, und die Judasmänner um den Gauleiter Simon reiben sich zufrieden die Hände. Ihre Saat geht herrlich auf und ein Volk in Schande unter.

Doch nein! Es gibt auch die Starken und Beständigen. Als ihr Symbol sehe ich immer noch jenen schlichten Arbeiter aus

dem Süden, der eines Nachmittags in der Bahnhofavenue auftaucht, einen mächtigen Knüppel in der Faust hält und herausfordernd seine Spange mit dem roten Löwen zur Schau trägt: Hier stehe ich, ein Luxemburger vom Scheitel bis zur Sohle, es wage sich ein deutscher Jüngling an mich heran, mein Stock wird ihm die Sitzfläche luxemburgisch, also rotweißblau versohlen! An diesem Tage entsteht mein erstes Resistenzgedicht: Lässt Klöppele wuessen! Es fordert die Luxemburger auf, die jungen Eichen für die Dauer des Krieges nicht mehr zu schlagen, sondern wachsen zu lassen, da wir für später Lohknüppel in Fülle benötigen, um die Verräter Kratzenberg, Ewert, Baustert und Konsorten zum Lande hinauszudreschen.

Ich habe erst vor, das vervielfältigte Gedicht als Flugblatt nachts ausstreuen zu lassen. Da ich aber Bedenken trage, mehrere Leute ins Vertrauen zu ziehen, stecke ich die einzelnen Blätter in Briefumschläge und säe sie, auf einer Nachmittagsfahrt an die Mosel, zwischen Mutfort und Remich in die Öffentlichkeit. Ob sie und wie sie gewirkt haben, vermag ich nicht zu beurteilen, da ich nichts mehr von ihnen hörte. Die Ereignisse haben inzwischen einen für mich hinreißenden Rhythmus angenommen. Ich bin zum Kerne eines Wirbels geworden, der mich packt und jählings davonträgt.

Ende August ist die Lebensatmosphäre in der Siegfriedstraße schwüler geworden. Wir spüren die Drohung, die über dem Hause schwebt. Dr. Mack ist der erste, den sie zu Taten der Vorsicht anspornt. In fieberhafter Eile sichtet er Tausende von Papieren und läßt die gefährlichen und sicherheitsgefährdenden korbweise in der Heizung vernichten. Sein Eifer steckt die Herren Origer und Esch an: sie gehen hin und tun es dem vorbauenden Konfrater gleich. Ihre Tätigkeit verstärkt nur die Erregung, die uns seit Tagen gepackt hat: Wann wird die Gestapo unsere Arbeitsräume überfallen, und wen wird sie zuerst unter ihre Knute zwingen?

Der August fließt in den September ein, und nichts hat sich in unserer Lebensweise, die ein entnervtes Abwarten geworden ist, geändert. Wir kommen morgens im Gemeinschaftssaal zusammen, schweigen uns aneinander vorbei und kommen vor lauter Geschäftigkeit zu keiner positiven Arbeit. Dreimal versuchen Mgr. Origer, Batty Esch und ich für die kommenden Ereignisse einen gemeinsamen Feldzugsplan zu entwerfen. Wir

gelangen nicht über die allgemeinsten Mutmaßungen hinaus und verzichten schließlich auf alle bindenden Richtlinien. Die Verantwortungen, die wir vor der Öffentlichkeit übernommen haben, wollen nun bis zum bitteren Ende getragen sein. Wir diskutieren nicht viel und sind doch bereit.

Der erste Mittwoch des neuen Monats bringt den erwarteten Schlag. Am 4. September, morgens kurz nach acht Uhr, macht der deutsche Sicherheitsdienst eine stehende Formel des nationalsozialistischen Sprachschatzes wahr und sichert „schlagartig“ unsere sämtlichen Arbeitsräume. Die Schlüssel müssen ausgehändigt werden, Sammelplatz für alle Schriftleiter ist der Gemeinschaftsredaktionssaal, Posten stehen an allen Türen, keiner darf die Druckerei verlassen, und Herr Lorenz, der Chef des Sicherheitsdienstes für das Pressewesen, freut sich hörbar in der schnorrenden Überheblichkeit seiner Randbemerkungen des großen Sieges. Ein Wespennest hatte selbstherrlich weiterexistieren wollen! Es wird nun gründlich ausgeräuchert werden.

Ausräucherer in meinem Büro ist ein junger Gestapomann, der die Weisheit eßlöffel-, die Frechheit hingegen ausgleichshalber kübelweise eingenommen hat. Er wühlt mit Wonne und Beharrlichkeit in allen Papieren herum, stöbert die alten Manuskripte auf, schnüffelt den Staub von sämtlichen Briefschaften und kann nicht einmal die vergilbten Scharteken unberochen lassen. Nach vierstündiger Arbeit hat er die Dinge so gründlich auf den Kopf gestellt, daß Schreibtisch und Bücherschrank die unleugbarsten Sturmzeichen tragen, sein Gesicht strahlt durch Schweiß und Staub hindurch und schreit sichtbarlich Viktoria, er berichtet im Flüstertone seinem Vorgesetzten von den Erfolgen seiner Tätigkeit, und der läßt mich kurz entschlossen in einem erstklassigen Luxuswagen verstauen und in rasender Fahrt nach Straßen in meine Privatwohnung bringen. Zwei ältere Semester der immer zuvor- und stets mitkommenden Deutschen Geheimen Staatspolizei möchten sich mein Arbeitszimmer einmal von innenher betrachten. Ich darf ihre freundliche Bitte natürlich nicht abschlagen, führe sie bei mir ein und überlasse sie ihrem Staunen und ihrer stummen, eifrig sich selber suchenden Bewunderung.

Meine Frau hat sich, um die willkommenen Besucher nicht in ihren stillen Genüssen zu stören, bis in die verlorensten

Winkel des Speichers zurückgezogen, mein vierjähriger Junge schließt außen Freundschaft mit dem Gestapowagenfahrer, klettert lachend ans Lenkrad und bestaunt die wundervolle Maschine, die bald seinen Vater in die schlimmste aller Gefangenschaften führen soll, und nur die Schwiegermutter wagt es, in der unmittelbaren Nähe der Hohen Herrschaften auszuharren.

Die Hohen Herrschaften äußern den Wunsch, meine epistolaren Zustände von der aktiven und passiven Seite her ein bißchen unter die Lupe nehmen zu dürfen. Dann möchten sie mit derselben Gründlichkeit den Photographiekünstler, der ich doch bestimmt sei, an einigen gelungenen und nicht gelungenen Aufnahmen erkennen. Und da auch diese Erkenntnis ihr Wohlwollen nur befruchtet, können sie nicht anders, als mich für eine Viertelstunde zum Privatkonferenzler zu ernennen, der die vielgestaltigen Reiseerlebnisse seiner jüngeren und jüngsten Vergangenheit an die aufmerksamsten aller Zuhörer weiterreicht. Nicht einmal das kann sie ermüden, sondern im Gegenteil nur aufstacheln, die vielen tausend Bände meiner Privatbücherei auch hinter den Deckeln zu bewundern. Freilich würde das ein klein wenig zu weit führen, und so begnügen sie sich leider mit einigen harmlosen Stichproben, während ihnen die schönsten Exemplare meines Lesebestandes, — die meine Frau dann nachher auf einem Scheiterhaufen für immer ihren unwürdigen Blicken entzieht — etwa Rauschnigg, Heinrich Mann, eine Prachtreihe führender Emigranten, viele Diktaturverächter französischer, englischer und spanischer Zunge, ihren Genießerblicken entgehen. Das Lesen in meinen Schriften, in meinen Büchern, in meinem Gesichte und in meinen hinterhältigsten Gedanken hat sie doch etwas ermüdet; sie möchten gehen, aber dennoch nicht auf meine Gesellschaft, die ihnen inzwischen lieb und teuer geworden ist, verzichten. So laden sie mich denn freundlichst ein, für einige Zeit ihr Gast zu sein, mich deshalb gebührend von meiner Familie zu verabschieden und einige Butterbrote, zur angenehmeren Verkürzung der unausbleichlichen Wartezeit, nicht zu vergessen.

Ihr Wille ist inzwischen mein Wille geworden, ich umarme die Familie, verstaue etliche Butterbrote in meiner Rocktasche und bin zu allen Taten passivster Art bereit. Im Hundertkilometertempo rasen wir der Stadt, der Adolfbrücke und der Villa Pauly entgegen. Nein! Der Fahrer schwenkt nicht ab, gerade-

aus sucht er, unten im Bahnhofsviertel, sein Ziel. Er bringt uns zurück zum Ausgangspunkt unserer Vergnügungsfahrt, zur Sankt-Paulusdruckerei in der Siegfriedstraße. Da sind wir, und alle ändern sich noch da. Wir sprechen uns aus und beginnen erneut das alte zwecklose Spiel der Mutmaßungen.

Caritasdirektor Dr. Fr. Mack kommt als erster in den Schwitzkasten der gestapolichen Kreuzverhöre. In einer Pause kann er uns heimlich zuflüstern, daß die Neugierde der aufdringlichen Inquisitoren ganz besonders den Beziehungen der geistigen Führer Luxemburgs zum Auslande gilt. Wir erforschen stumm unser Gewissen und unsere Erinnerung, entdecken, daß wir noch einige Briefe besitzen, die am vorteilhaftesten verschwinden würden, und können doch nicht mehr den Wunsch und die Erkenntnis Tat werden lassen, da unsere Büroräume inzwischen fest versiegelt worden sind. So warten wir den Abend und unsere Verhaftung ab. Der eine kommt, die andere bleibt merkwürdigerweise aus, und zwiespältigen Herzens fahre ich nach Hause zurück.

Der nächste Tag bringt wohl einen günstigen Abschluß des Mack'schen Verhörs, aber keine Entscheidung für die nervöse Schriftleitergilde des „Luxemburger Wort“. Nur mir wird vom jungen, schnauzbärtigen Chef des Sicherheitsdienstes bedeutet, mich anderntags zur Verfügung der Gestapo zu halten. Ich allein? Die Kollegen sind verwundert, Batty Esch sieht in der Aufforderung der Geheimen Staatspolizei nur ein blindes, der Verwirrung dienendes Manöver und glaubt, daß der 6. September das Verhängnis bringen wird. Wäre es nicht möglich und vielleicht auch angebracht, den dunklen Gewalten, die auf der Lauer sitzen, zu entgehen oder ihnen ein Schnippchen zu schlagen? Er möchte den Versuch wagen.

Hat er ihn gewagt? Am nächsten Morgen erscheint er nicht in der Redaktion. Zeugen erklären, er habe die Stadt auf dem Fahrrad verlassen. Wir wünschen ihm Heil und Glück und harren der Herren, die auch prompt erscheinen.

„Herr Grégoire?“

Die Aussprache meines Namens ist makellos. Sie verrät eine auffallende Gewöhnung an diesen gallischen Mehrsilber, dem sie im Ausklang vielleicht ein bißchen zu stark das Tongewicht verleiht. Es ist Herr Lorenz höchstpersönlich, der mich in seiner

strahlendsten SS-Uniform und seiner schnodderigsten Sprechweise verhaftet.

„Ich bin bereit!“

„So. Dann los! Herr Origer, Sie kommen ebenfalls mit. Wo ist Herr Esch?“

„Er ist verreist.“

„Wieso verreist? Wo ist er hin?“

„Das wissen wir nicht.“

„Schweinerei, sowas! Er kann doch nicht einfach verschwinden! Sie müssen auf dem laufenden sein und das Ziel seiner sonderbaren Reise kennen!“

„Wir bedauern.“

„Los! Wir werden ihn schon auftreiben. Sollte er wider Erwarten hier erscheinen, soll er unverzüglich in der Villa Pauly vorsprechen. Verstanden!“

Die zurückbleibenden Kollegen haben verstanden. Mgr. Origer und ich treten zwischen zwei Gestapomännern den Weg aller politischen Schwerverbrecher an. Unten, an der Ecke Pariserplatz—Freiheitsavenue, haben wir einen unerwarteten Aufenthalt, weil uns eine noch unerwartetere Begegnung beschieden wird: Batty Esch, der Flüchtige, kommt uns seelenruhig entgegen, hört sich stumm die Einladung des Polizeichefs an und fällt mit uns in den gleichen Schritt der Ergebung und der Bereitschaft.

Vor dem Arbedgebäude zwingt Herr Lorenz uns zum Stehen. „Die beiden geistlichen Herren“, sagt er, „gehen mit hinüber zur Villa Pauly. Sie, Herr Grégoire, mögen mir folgen.“

Ich stutze, sehe die beiden Kollegen stutzig werden, unsere Blicke schlagen in stummer offener Verwunderung zusammen, dann sind wir plötzlich wortlos auseinander. Was geht hier vor? Weshalb diese Trennung? Spinnt sich etwa hier ein heimliches Gestapospieldchen an? Augen auf! Geist wach! Vorsicht!

Im Arbedgebäude haben die hohen Herren ihr Hauptquartier. Alles trägt da den Duft des organisierten Luxus, der Gefahr, der Lüge und überhaupt des Dritten Reiches. Ein breitlatschendes Musterexemplar des BdM sitzt bereit, meinen Entstellungen ein bißchen Kurzschriftunsterblichkeit zu verleihen. Nein, Herr Lorenz verzichtet einstweilen auf ihre werthe Mithilfe und bescheidet sie ins Nebenzimmer, wo sie unter den hoch-

geschichteten Dokumenten jeder Art keine üble Figur macht. Dann widmet sich der Chef des Sicherheitsdienstes in konzentriertester Form meiner ihm überaus wertigen Persönlichkeit. Er redet wohl seine bekannte schnodderige Sprache, aber hinter den Worten, die er kühl und sachlich prägt, wetterleuchtet dann und wann eine unheimliche Freundlichkeit. Das macht mich doppelt aufmerksam, weil es mir die Gefahr, in der ich mich schweben fühle, zu verdoppeln scheint. Was möchte er eigentlich von mir?

„Sehen Sie“, sagt er in verheißender Stimmensenkung, „wir wollen uns eine Weile gemütlich unterhalten. Es ist uns seit langem schon bekannt, daß Sie drüben nicht den schlechtesten Renner reiten. Es gibt für Sie keine Geheimnisse irgendwelcher Art, nicht wahr? Als Eingeweihter wird es Ihnen bestimmt nicht schwer fallen, unsere besondere Neugierde in jeder Hinsicht zu befriedigen. Es wird Ihr Schade nicht sein.“

Der Satz fällt, und mir ist er wie ein Blitzstrahl, der ins Dunkel der verhüllten Absicht leuchtet.

„Verzeihen Sie“, sage ich, „aber ich verstehe nicht, was Sie eigentlich von mir verlangen.“

„O, Sie werden sofort verstehen! Wir möchten nämlich aus Ihrem Munde hören, welche Beziehungen die Leitung des „Luxemburger Wort“ zum Auslande unterhielt.“

Klarer und deutlicher könnten von mir wohl kaum Verrat und Denunziation verlangt werden. Ich bäume mich auf. Meine Stimme klingt, den Verhältnissen entsprechend, vielleicht zu scharf in ihrem Proteste:

„Ich möchte gleich zu Beginn der Untersuchungen betonen, daß ich mich auch hier durch meine Pflicht zur Wahrung des Redaktionsgeheimnisses gebunden fühle und in nichts aussagen werde, was dieser Pflicht zuwiderläuft. Es sei denn, der Direktor enthöbe mich gewisser Obligationen.“

Herr Lorenz ist verdutzt und schweigt eine Weile, dann erhebt er sich und hebt sichtbar eine unerwartete Enttäuschung aus dem Ledersessel, sagt nur „So!“ und schleudert mir, indes er ins Nebenzimmer geht, diesen Einsilber wie einen jähen Entschluß und eine verhüllte Drohung zu. Mit der Stenotypistin, die ein potenziertes Bdm-Gesicht zur Schau trägt, einer neuen Schreibmaschine, die mir seltsam bekannt vorkommt, und einem

Hügel von Akten tritt er wieder ein, alle Freundlichkeit ist von ihm abgefallen, er ist nur noch ein rasselndes Rad in der unheimlichen Maschine, die Menschen zermalmt, und bereitet mich mit einer Kälte, die auch an Eisen gemahnt, auf den großen Prozeß der Um- und Ausschaltung vor.

„So! Dann wollen wir es andersherum versuchen. Nehmen Sie die Hände vom Tisch! Ein allerliebstes Material, das wir um Ihre Person zusammengetragen haben! O, Sie sind uns kein Unbekannter. Sehen Sie einmal diese Akten! Hübsch, nicht wahr! Das Lächeln wird Ihnen noch vergehen. Und nehmen Sie eine anständige Haltung an, wenn ich mit Ihnen rede! Ihre Personalien!“

Das Klapperfräulein tritt in Aktion, Herr Lorenz nicht minder, und vier Stunden lang bin ich die lebendige Frucht, aus der sie vereint den letzten Safttropfen der Erinnerung herauspressen möchten. Einen erschöpfenden Lebenslauf muß ich ausschwitzen, die geheimsten Winkel meines Wollens möchten sie durchleuchten, es interessieren sie die Vorgeschichten zu meinen sämtlichen Artikeln, alle Quellen meiner Dokumentierung soll ich bloßlegen und dazu noch angeben, mit wem Herr Esch zusammengearbeitet und wen Herr Origer aus welchen Gründen an welchen Tagen in welchem Büro empfangen habe. Der feldgraue Inquisitor hält mich zeitweilig für einen vollendeten Trottel.

„Ist Ihnen Lorentzweiler bekannt?“ fragt er.

„Natürlich!“ antworte ich.

„Ist es Ihnen ein Begriff?“

„Jawohl, der Begriff oder Inbegriff einer sauberen luxemburgischen Ortschaft.“

„Stellen Sie sich nicht so blöde an! Ich meine, ob Sie mit dieser Ortschaft eine besondere Person verbinden, die auch uns interessieren muß?“

„Nein!“

„Das ist eine Lüge!“

„Weil Sie es sagen?“

„Lachen Sie nicht so albern! Wir werden es Ihnen beweisen. Was ist das?“

Er legt mir ein buntes Blatt vor, eine Geheimmitteilung des Propagandaministeriums an die Pressesonderführer, die mir von unserm Zensor aus der Villa Louvigny, Käsbach, mitsamt

einem Haufen Nachrichtenmaterial ausgehändigt worden war. Ich sage wahrheitsgemäß:

„Eine vertrauliche Mitteilung an die Presse.“

„So! Und wo haben Sie die her?“

„Aus der Villa Louvigny!“

„Auf welche Art und Weise?“

„Durch die einfachste Art der Überreichung. Herr Käsbach war der Gebende und ich der Nehmende.“

„Scheiden wir Herrn Käsbach aus, dann wird die Geschichte wahr: Sie blieben der "Nehmende".“

Er unterstreicht in der Betonung das letzte Wort und begleitet die Aussprache mit der unmißverständlichen Handbewegung, die in allen Körpersprachen der Welt Diebstahl bedeutet. Ich fahre empor:

„Das ist eine unverantwortliche Unterstellung!“

„Wir werden es beweisen!“

Die Beweisführung tritt er allerdings nicht sofort an, sondern führt mich erneut auf ein anderes Gebiet über, wo er, nicht minder überheblich in Ton und Gebärde, erfahren möchte, wie oft ich mit Dr. Wilhelm Solzbacher zusammengetroffen sei.

Dr. Wilhelm Solzbacher ist mir dem Namen und den Werken nach wohlbekannt als ein markanter deutscher Emigrant, aber persönlich habe ich zu ihm nicht die mindesten Beziehungen gehabt. Ich sage das offen aus und habe, scheint es, damit Mephistos Herrn am Schwanz gezogen: Herr Lorenz kriegt einen Schreikoller, springt auf, ergreift die Schreibmaschine und dringt mit der stark materialisierten Waffe seines Geistes auf mich ein. Vielleicht hat er mit einem Male Bedenken, das notwendige Objekt seiner intellektuellen Tätigkeit könnte der Härte meines Schädels nicht ganz gewachsen sein, er reißt sich im letzten Augenblick zurück, stellt die Maschine wieder auf den Tisch und merkt bei dieser Handlung, daß sämtliche Glocken Luxemburgs inzwischen den Mittag eingeläutet haben. Das erregt seinen Hunger nach einer Pause und stärkt seinen Appetit auf ein luxemburgisches Kotelett, das er Freitags mit besonderem Behagen verzehrt. Er verabschiedet die Stenodaktyliese und bietet mir, in der freundlichen Art eines Untröstlichen, der mir keinen anderen Schutzengel zur Bewachung überlassen könnte, seine persönliche Begleitung zur Villa Pauly an.

Die Villa Pauly ist mir als gestapolisches Hotel natürlich bekannt, und obschon mir noch keines der berühmten Cocktails dort serviert worden ist, gehe ich doch mit hochgespannten Erwartungen den renommierten Genüssen seiner Küche entgegen. Herr Lorenz führt mich allerdings nicht in die Küche des Hauses, sondern, als gewiegter Cicerone, in die tieferen Geheimnisse seines Stammlokals, also in den Keller, nein, noch tiefer, in den Unterkeller, wo kein Auge erspähen darf, was dort zusammengebraut wird. Also ist der Raum ohne Fenster und finster wie die Nacht, die aller Übermenschlichen Freundin ist. Ich bin ein hoher Gast an diesem Ort der Schwelgerei und darf als solcher in einer sammetdunklen Loge Platz nehmen, in der dem Körper nach jeder Seite hin mindestens dreißig Zentimeter Ausdehnungsmöglichkeiten offenstehen, was mir, der ich an diesem Tage sehr genügsam lebe, vollauf langt. Herr Lorenz hat es sehr eilig, er entschuldigt sich dreimal für die unzeremoniöse Art seiner Handlungsweise und zieht sich mit dem Wort: Moment nur! Kollege kommt gleich! in die nüchternen Plebsstuben des Obergeschosses zurück.

Der Kollege kommt erst nach drei Stunden, und als ich ihn bei Licht besehe, ist es wieder nur Herr Lorenz, der mich zuvorkommend und abgehetzt in den Dienst zurückbegleitet.



Barackenstadt des Todes

Was heißt Dienst? Es ist ein sehr eingehendes, meine Person vollkommen und nachdrücklich angehendes Zwiegespräch, bei dem eine artwidrige, also stumme Frau die beste aller Zuhörerinnen abgibt, die sich meine Merksätze als Perlen für die Nachwelt notiert. Die Zeit fliegt, aber einmal ist sie wie ein Tintenlöscher und mehrmals wie eine Menschenfaust anzufühlen, wenn sie in ihrem Fluge mein Gesicht berührt, wir bleiben dennoch gute Freunde und trennen uns nur zum Abendessen, das mir in der bewährten Weise wie das Mittagessen, also logenprinzlich ungestört aufgetragen wird.

Ich esse Stille und trinke Einsamkeit. Ich blicke in den Schoß des Nichts, das wie die Nacht aussieht, und erkenne seine Seele in der finsternen Gräue, die in mich eingeht. Wie sich doch meine Seele und seine Seele plötzlich gleichen! Dort und hier die stumme Leblosigkeit, in beiden die unfaßbare Erwartung eines ungeheuerlichen Schreis, dessen Leidlast zu schwer ist, um gehoben zu werden! Möchte er doch fallen und diese wie jene mit seiner Entsetzlichkeit erfüllen, damit das schwarze Warten wieder zu Leben komme!

Die Einsamkeit macht trunken, und die Stille trägt Gift in meinen Körper. Wenn ich sie wirken lasse, sterbe ich in die tiefste Lethargie des Geistes hinab. Ich muß das Echo des Lebendigen rufen, damit es mein Leben zurückrufe. So hebe ich den Atem in einem Seufzer und entsterbe dem Tod in einem Räuspern. Jäh beginnt das Sein wieder zu klingen, die Ferne hat Hall, die Nähe Flüsterstimme, und in mir, tief in mir beginnen wieder die Wellen des Denkens an die Ufer des Unfaßbaren zu rühren: Ich bin noch da!

Ich bin noch da, aber in dieser ton-, gewalt- und gefühllosen Atemweile hat mit mir etwas Neues begonnen, das unheimlich ist, weil es meinen Willen leis und ohne Anruf, in einer namenlosen Enttönung des Seins, ausgeschaltet hat. Die Freiheit ist aus der Welt gestorben, und mein eigener Kosmos aus den Angeln gehoben. Wie kann die Zeit mit den Stunden und Tagen und all ihren rasenden Ereignissen fertig werden, wenn ich nicht mehr dabei bin? Es ist eine verrückte Frage, die so in mir aufschreit, aber plötzlich hat die Zeit ein Gesicht, zwei Gesichter, vier Augen, vier entsetzte Augen, und es sind die geliebten Augen meiner Frau und meines Sohnes, und

dann ist die Frage nicht mehr verrückt, sondern in der erschreckendsten Ordnung, die meine Verantwortung riesenhaft in die Maßlosigkeit meiner Machtlosigkeit brennt. Ich bin ihr Atem gewesen, wie werden sie ohne Atem weiterleben können? Mich hat man gestohlen, aber sie erstickt, und die Justitia der Erschaffenen steht unberührt und läßt sich, dem Herrscher der Stunde zu Ehren, deutsch rufen, also Gerechtigkeit! Und wo ist, ich frage zu allen Engeln und Heiligen empor, wo ist Gott geblieben in dieser Erbarmungslosigkeit der Zeit?

Gott schläft, und seine Geschöpfe leiden.

Ich bin nicht der einzige Bedrückte in dieser Zelle der Verlassenheit. Hinter den Trennungswänden spüre ich Leben. Ich horche durch den Sturm der Stille und erlausche aus einigen tieferen Atemzügen der Mitgefangenen die Gewißheit, daß rechts Herr Origer und links Herr Esch dieselben Lasten des Schweigens zu tragen haben. Nein, ich darf sie nicht anrufen, denn Herr Lorenz hat mit dem Nachdruck des Brutalen jedes Sprechen verboten, und wer weiß, mit welchen geheimen Mikrophonen er die Regungen seiner Opfer noch in den geheimsten Winkeln der Abgeschiedenheit belauscht, um seinen Quälgerden den Schein einer Berechtigung zu verschaffen! Ich nähre also meine Stummheit an der Stummheit der Kollegen und wachse allmählich im Gefühl der Gemeinschaft in eine besänftigtere Stimmung hinein, die Gott schon nicht mehr schlafend, sondern wartend und erwartend weiß. Er hört, vielleicht erhört er schon, wenn meine Not ihn ruft! Ruft nicht auch die Not nebenan? Nein, es sind Beruhigte, die sich auch hier, wie alle Tage, mit ihrem Herrn unterhalten in einem unfaßbaren Zwiegespräch, das wieder Beten auf den heiligsten Gründen ist, wo der Mensch Innerung und, höher, Erinnerung geworden ist an das, was im Anfang gewesen ist, und, in der natürlichen Antithese, Hinübergehen in die Zukunft und Besitzergreifung vom Kommenden, also tiefste Beruhigung in der Ahnung des Wissens um die schöneren und besseren Dinge von morgen und übermorgen.

Ach, ich rufe wohl, ich bete auch, aber es will weder in der Erinnerung, noch in ihrem Gegenüber hell werden, sodaß meine Unruhe sich selber verzehrt und an dieser Nahrung stark und kräftig wird. So seltsame Wunder erlebt der Einsame, dessen Wille leerläuft im Zwang des Widerwillens. In

Abwegigkeiten verliert sich das Gefühl, in Phantastereien das Denken, und nur das Herz geht auf und unter in einer Sehnsucht nach dem Wort einer Frau und dem Lachen eines Kindes.

Da fällt ein Lachen über mich her, aber es ist nicht das erhebende eines Reinen, sondern das niederdrückende eines Beladenen. Ein Gestapomann schließt meine Klausur auf und führt mich aus dem Kern des Ruhens in die Mitte des Rasens, in einen Wagen, der mich zugleich mit einem Mitarbeiter unserer Zeitung, Christian Job, nach dem Grundgefängnis bringt. Es ist zehn Uhr abends, die Beamten bereiten sich auf den Nachtfrieden vor und möchten nicht allzusehr in ihrem Unterfangen gestört werden. Sie bringen uns in Notzellen unter, reichen uns das trockene Brot des Mitleids und setzen die Schlafmützen auf, indes die Nacht neuerdings um meine Augen und in meine Seele wächst. Gute Nacht!

Es ist eine Nacht ohne Schlaf und Traum. Der Morgen ist Erlöser, auch wenn er mich in einen Bärenkäfig führt, mich aller Werte beraubt, meine Personalien in die Kartei der Entehrung niederlegt und mir oben, im äußersten Winkel des Gefängnisses, eine neue Heimstätte bereitet: einen Raum mit blinden Fensterscheiben, einem harten Eisenbett, einem halbverfallenen Spinde, einem rauhen Tisch, einem knotigen Schemel und einem Kübel, aus dem die Geheimdüfte zweier Jahrhunderte wogen. Luxemburg ist ein fortschrittliches Land, aber seine Gefängniszellen sind die Strafstuben des sechzehnten Jahrhunderts geblieben. Ach, der Erlöser Morgen ist doch nur ein Henkersknecht, der mich wieder nach dem Arbedgebäude schleppt, wo zwei Mann und eine Frau, zwei starke Männer und eine stärkere Frau, die das alles unberührt mit anhören und ansehen kann, die Druck- und Preßschrauben der gestapolizeilichen Unterhaltung bedienen. Sie sind gerissen und ich bin doof, so können wir uns nur schwer verständigen, aber nach sechs Stunden kommt ihnen doch das Einsehen, daß nicht alle Meinungen in einer befriedigenden Synthese zusammenzufassen und nicht alle Widersprüche in einem verdammenden Urteilsspruch aufzulösen sind. Ich werde als starrköpfiger Lügner entlassen, um in Zelle 24 mich einer besseren Einsicht zu erschließen.

Nein, ich bin nicht allein. Der stumme Gast des Vortages, das feierliche Leid, hat sich wieder eingestellt und versucht,

mich die erfüllte Sprache seines Schweigens zu lehren. Wir schreiten zusammen auf und nieder, in mir ist die Dumpfheit des Verschlössenen, die keinem Zuspruch zugänglich ist, aber das Leid ist wieder Schatten meiner Seele hinter dem Riesenbrand des Weltlichen, es geht und kommt mit mir, es steht und sinnt wie ich, es schreitet mit hinüber in die lächelnde Stille der Vergangenheit, schließt die Augen, aber atmet sich in alle Wege meines Fühlens und Denkens und gibt sich erst nach etlichen Stunden zu erkennen als der heimliche Bote des Herrn, Der mich geschlagen hat, um mich zu erheben.

Da fällt die Dumpfheit von mir ab, meine Seele findet das Wort wieder, und das Leid ist die Mittlerin zwischen mir und Ihm für die klagende, anklagende, kämpferische Stimmung meines aufgerüttelten Ich, das aus der Geborgenheit des Gewesenen in die Ungewißheit des Kommenden ausgeworfen worden ist. Die natürliche Feindseligkeit gegen alles Geschaffene hat sich wider mich erhoben, und mir ist die Möglichkeit genommen, mich gegen ihre Überraschungen zu sichern. Mein Dasein ist schwebend geworden, und zweifach meine *insecuritas humana*. Steige oder falle ich? Wann? Wie lange? Wohin? Ach, verliert auch das Geistige allmählich seinen gesicherten Grund, hebt sich empor, schwebt und verliert sich in die überwältigende Finsternis der metaphysischen Nacht. Wann entdecken wir den Morgengrund der Gewißheit und der Sicherung? Und wo? Aber vielleicht ist dieses Wagnis, ins Unbekannte der unermeßlichen Unsicherheit vorzustoßen, das *animal securum*, das sich in der geregelten Behäbigkeit des Festgelegten zum bourgeoisen Unwesen durchzumausern drohte, in die Wirbel des Haltlosen hinabtreiben zu lassen, damit es auf seinen Irrfahrten bis zu jenen Grenzen der Erkenntnis und der Ahnung gelangen kann, wo die Lichtöffnungen des Seins den Ausblick in den wissensblauen Raum des Unendlichen ermöglichen, von einem niegeahnten Gewinn! Es sei!

Es kommt der Abend, der alles Unruhige in seinen Mantel schlägt und wehlos erstickt. Ich hole zwei leuchtende Gestalten in den Raum der Erinnerung und halte Zwiesprache mit ihnen. Der Frau gebe ich lächelnden Trost und dem Jungen lachende Lust, und mit einigen Liedern im Herzen schlafe ich in den Sonntag hinüber.

Ich mache mir die Zelle zur Kirche, deren Zutritt mir verwehrt ist, und unterhalte mich, Ihm dienend, auf meine Art mit

Dem, Der die Seele und die Mitte dieses Tages ist. Ich bete,
mich in dieser Stunde erkennend, zu Ihm empor:

Wenn Du mich schlägst, fliehe ich zu Dir,
Wenn Du mich hältst, komm ich zu mir.
All meiner Tage Tun,
All meiner Nächte Ruhn
Ist Widerspruch und Flucht.
Denke ich weit, finde ich Dich,
Grüble ich tief, jage ich mich.
Immer bin ich am Rand,
Mitte, Dir zugewandt,
Doch ohne Schwung und Wucht.
Sink ich ins Knie, hebst Du mich hoch,
Heb ich das Haupt, beugt mich Dein Joch.
Stehend in endloser Hast,
Ruhlos in süchtiger Rast,
Bleib ich in Deiner Zucht.

Das reißt mich plötzlich empor in eine Stimmung der
Sicherheit und der Bestimmtheit, daß ich, obschon von der
naturgewordenen Lügenhaftigkeit der deutschen Sicherheits-
verwirklicher überzeugt, eine Weile an die Möglichkeit einer
sofortigen Freilassung glaube, wie sie Herr Lorenz nach dem
letzten Verhöre in Aussicht gestellt hat. Mein Flehen kann
nicht anders, als erhört werden, und so warte ich auf den
Riegelfall mit jener wachsenden Spannung, die nach den
unerfüllten Stunden der Steigerung sich in einem jähen
Umschwung, in einer dunklen Verzweiflung entlädt. Das Rufen
in mir wird Schrei und Toben, das sich erst gegen Abend als
Ergebenheit in einem neuen Sang verflüchtigt, den ich, wie
alle Lieder dieser Tage, mit einem Nagel in Packpapierfetzen
einritzte:

Ich weiß: wenn Deine segensschwere Hand
So leis den Gong der Ewigkeit nun rührt,
Daß jahrmillionenfern am Weltenstrand
Nicht eine Welle Deinen Ausschlag spürt,
Dann fällt im Ton Dein Wille über mich
Und macht mich frei.
Da beb't im Blau die dreieeinte schon,
Noch übersontt vom Lächeln des Gesichts,
Da sinkt sie vor. Fall in mein Lauschen, Ton!

Horch! Donner bin ich in Erwartung! — Nichts
Erschreckt den Tag, doch Himmelsschweigen mich.
O Herr, verzeih!
Vergaß in Deiner Güte ich die Schuld,
Die meinen Tagen hundert Fesseln lieh,
So schlage ich mich wieder in Geduld
Und hebe meine Seele hoch. Herr, sieh
Den Gong der Ewigkeit bereit und mich
In Leid! Es sei!

So finde ich mich allmählich wieder in einer verdeckten Ruhe, die aber niemals die unverhofft und immer wieder unter neuen Aspekten auf mich eindringende Frage nach der Schuld im philosophisch-religiösen Sinne überschleiern kann. Aber ich halte mich tagelang in einer friedlicheren Stimmung, schreibe aus ihr am Montag meiner Frau, auf jenem entzückenden Papier mit der Aufschrift: Stabilimenti Penitenziari — Casa d'arresto — wir sind ja in Luxemburg und stehen unter deutschem Schutz, weshalb soll man das nicht italienisch sagen dürfen, wenn es doch so herrlich klingt? —, treffe mich unten zum Rundspaziergang mit einigen Bekannten: Christian Job, der mich zornvoll für seine Inhaftierung verantwortlich macht, Zenon Bernard, Steichen und Baulesch, finde aber nicht die Kollegen Origer und Esch, die, wie mir nachher vom Friseur versichert wird, spurlos verschwunden sein sollen, erhalte von den luxemburgischen Wachtposten im Vorbeigehen die neuesten Nachrichten ins Ohr geflüstert, darf die Bekanntschaft mit einem deutschen Nazijournalisten machen, den das Schicksal ebenfalls nach dem schönen kühlen Grunde verschlagen hat, grüße stumm und fröhlich nach dem Bockfelsen empor, wo dauernd die Seele der Heimat in einigen Luxemburgern ihre offene Sympathie für die Leidenden bekundet, gebe mich Abend für Abend den weicheren Regungen des unausrottbaren Lyrikers hin und singe das Herz und die Liebe den fernen Trauernden zu. An jeder Winzigkeit entzündet sich nun die Seele des Eingeschlossenen, der sich selber auf den Schwingen der Wünsche und des Geistes befreit: an den Altweibersommerfäden, an der Ungreifbarkeit der Ferne, am Wehen der Nacht, an einem lachenden Ruf, an einem Regentropfen, an der Musik in mir, an der Enge des Raumes, den ich wie einen Sarg fühle, am Sang eines Vogels, am Rauschen der Bäume, an der Erin-

nerung, am Atem, am goldenen Fingerring, am inneren Zorn, an der heimlichen Sprache des Leids, an einem Marbelstein, am stillsten Laut des Herzens. Drei Meter im Geviert, das ist für mich mit einem Male die Ausdehnung der Welt. Jede Unscheinbarkeit wächst in eine unerwartete Größe. Die Maßlosigkeit des Raums fange ich in einem Tropfen ein. Die Zeit ist ohne Hast, der Sehsinn hat seinen Wert verloren, und alle Dinglichkeit wird mir greifbar nur im Ton. Und alles: das Gehörte, das Gesehene, das Gedachte und das Gefühlte, hat die gleiche zentripetale Kraft, die durch jede Unruhe wie durch einen bewölkten Aether durchschlägt und alles in derselben Mitte auslädt:

Ich bin in Leid verloren
Und weiß der Not kein Ziel.
An allen Trostes Toren
Erbat ich Halt — und fiel.
Sie nahmen mir die Ferne
Wie Spielwerk aus der Hand.
Da stand ich ohne Sterne
Und lebte ohne Land.
Die Welt war Meer und Rauschen,
Und ich versteintes Ohr.
Und jäh schlug aus dem Lauschen
Ein Atem Macht hervor.
Und immer ging ein Wehen
Jungfräulich um mein Herz.
Ich schlug die Zeit mit Flehen
Und trieb sie himmelwärts
Und durfte, jäh erhoben,
Tonfang des Höchsten sein
Und strömte laut nach oben
In Gottes Horchfeld ein.

Es ist merkwürdig, wie rasch ich der Wirklichkeit verloren bin. Unbegreiflich fern spielen sich die Ereignisse des Krieges ab. Ich frachte sie in das Bewußtsein ein als das Echo eines Widerhalls und fühle mich, in den Sphären des Zeitlichen wie in jenen des Übersinnlichen, als ein absonderlicher Spieler, der mit den Rudern seines Willens die Wellen des Endlichen gegen die mächtige Wand des Ewigen treibt. Was ist das

Leben noch? Ach ja, es ist plötzlich, mitten in der ruhigsten Vergessenheit, das brennende Wissen um die Frau und den Kleinen, um ihre Sorgen, ihren offenen Kampf mit den Gestapostellen, die mir selber von ihrer angreiferischen Entschlossenheit berichten, und ihre allesüberwindende Anhänglichkeit, die sich dann und wann in einer Sendung Obst offenbart. Das ist die Not, an der sich mein Wirklichkeitssinn endlos entflammt, wenn das Feuer der Weltbewußtheit zu erlöschen droht. Es ist die Kette, an der ich gefesselt liege, sobald ich aus der Gefangenschaft in die Freiheit des nieeinzuholenden Geistes fliehen möchte. Noch ehe ich die Liebe anrufen kann, hat mich die Liebe angerufen und kassiert den Pflichtzins der Sehnsucht ein, der auch nur eine Qual des Wartens und der Ungewißheit ist.

Noch zweimal darf ich schriftlich meine Grüße nachhause senden und in einigen scheuen Sätzen der Liebe, die so unsagbar vieles ausdrücken möchte, das Wort geben, einmal auch kann ich dem Wachtposten Ady Fonck beim Spaziergang einen mündlichen Auftrag an die Frau zuschmuggeln, dann wird mir am 27. September, wieder an einem Freitag, der kleine Bau meiner inneren Ruhe neuerdings zerschlagen.

Die Riegel meiner Klausur werden zu einer ungewöhnlichen Zeit zurückgeschoben, der Wachtmeister tritt ein, buchstabiert eine Weile an meinem Namen herum, wirft mir ein germanisch klingendes Grigorie zu und schnarrt:

„Alles einpacken und runterkommen!“

Die Welt ist wieder da. Tausend Wogen der Undeutbarkeit, die aber Heim, Luft, Weite, Frauenwort, Kinderauge, Grün, Himmelsbläue, Blumenduft, Straße, Hände, Bücher, Zeit und Leben in bunter Fülle und in buntem Wirbel enthält, stürzen über mich her. Der Atem setzt aus, der Atem ist wieder da, ich packe fiebernd meine Sachen zusammen und sause durch den Korridor der Treppe zu, verliere mich im Halbdunkel des Querganges und halte plötzlich, vor mir selbst und meiner Ahnung erschrocken, mitten im Niedersteigen den Fuß. Es wird nicht in die Freiheit gehen, sondern in die tiefere Gefangenschaft.

Beschwerter setze ich den Weg fort, so kann mich ein anderer Gefangener einholen. Es ist Christian Job, mein Mitarbeiter. Er trägt mir ein Lächeln zu, reicht mir die Hand und meint:

„Das haben wir geschafft. Ich glaube, sie wollen uns freilassen.“

Ich wische das Lächeln aus seinen Augen mit dem Worte: „Ich glaube das Gegenteil. Wahrscheinlich wollen sie uns heim ins Reich bringen.“

Der vor mir zusammenzuckt, ist einen Augenblick lang nicht mehr der sechzigjährige Christian Job aus Luxemburg, sondern der jüngere Cambronne bei Waterloo, nein, es ist nun doch wieder der alte Sprachlehrer, der das neue Ziel unserer Odyssee kennen lernen möchte.

„Vielleicht ist es Trier“, mutmaße ich und nehme meine Wertsachen in Empfang. Eine Weile sind wir getrennt, dann kommen wir am Ausgang wieder zusammen, Herr Degenhardt von der Gestapo fängt uns auf, geleitet uns durch den Vorhof in die Münstergasse und lädt uns ein, in seinem schneidigen Personenwagen Platz zu nehmen. Wir steigen ein, wir sehen uns an und wissen, was uns beschieden ist. Luxemburg, leb wohl!

Die Welt um mich ist voller Sonne, und die Welt in mir vermag das nicht zu begreifen. Der Wagen rast der Mosel entgegen, Herr Degenhardt lacht und freut sich des Lebens, die Felder stehen im Glanze derer, die sich erfüllt haben, Soldaten, Kanonenzüge und Lastwagenreihen ziehen an uns vorbei, irgendwo geht der Krieg weiter, aber wir sind aus dem herrlichen Kreislauf der Dinge ausgeschaltet.

Und unser ist doch dieses schöne Land gewesen, wir haben es gehalten in der Liebe; wo immer es atmet, ist unser Teil dabei, und entfällt es auch unsern Füßen und Händen, dann bleibt es doch immer noch in unsern Herzen, denn unsere Herzen sind ja nur die Widerspiegelung des Heimatlichen, hundert, tausend, hunderttausend Degenhardte können das nicht auswischen, was von unserer Zeit für alle Zeiten geschrieben worden ist. Herr Degenhardt lacht, räkelt sich im Wagen, entzückten Sinns zeigt er in die Landschaft hinaus und freut sich hörbar:

„Ja, es ist ein schönes Ländchen, dieses Luxemburg! Sehr schön sogar, ich muß es sagen. Aber es ist jetzt unser, und niemals wird ein sogenanntes unabhängiges Luxemburg wieder-auferstehen. Hahahaha! Was wir einmal haben, halten wir fest. Wie dieser Gernegroß sich gegen uns gestellt hat! Es ist

doch ein lächerliches Unterfangen gewesen, meine Herren! Das werden Sie jetzt einsehen. Aber für Sie ist es zu spät."

Heimat, lebe wohl! Heimat, lebe fort, auch wenn wir sterben müssen! In uns stirbst du nie und mit uns auch nicht. Wir glauben an dich wie an die immanente Gerechtigkeit.

Trier nimmt uns auf, und das gasliche Haus in der Windstraße schluckt uns ein. Deutscher Geist fällt mit deutscher Disziplin über uns her. Das ist das Reich, das dritte, und seine Herrlichkeit. Wir sind, gegen unsern Willen, heimgekehrt, und das Heim ist auch für uns, wie für die andern achtzig Millionen, Gefangenschaft.

Christian darf als Erster in das Allerheiligste des Hauptwachtmeisters eintreten. Ich muß, mit dem Gepäck unterm Arm, vor der Eingangstüre im weiten Korridor strammstehen und ein Loch in die gegenüberliegende Wand gucken. Das Sprechen ist hier ausdrücklich verboten, aber Einer muß den Aufschriften zuwiderhandeln. Es ist ein junger Anstreicher in weißem Kittel, der für eine Weile seine Palette, die einem Eimer, und seine Staffelei, die einer Kalkmauer gleicht, verläßt, um mich aus nächster Nähe betrachten zu können. Und da er mir wirklich so nahesteht, daß ich nicht nur seine Händelosigkeit bemerken, sondern auch seinen Atem spüren muß, darf er mich füglich duzen. Er tut es ruhig, würdevoll und selbstverständlich und möchte wissen, ob ich Geld in kleineren Beträgen bei mir habe. Ich schweige nach wie vor die Mauer an und habe nicht vor, die Bruderschaft, die mir da so unerwarteterweise angetragen wird, durch die Annahme zu würdigen. Aber Anstreicher haben erfahrungsgemäß sture Köpfe und Willen von Stahl und Marmor. Dieser steht den größeren Vorbildern in nichts nach, rückt mir noch näher auf den Geldbeutel und wiederholt seine Frage. Ich habe meinen Kopf und bleibe fest. Er tritt einen Schritt zurück, tippt mit seinem ledernen Handstumpf erst die Stirne und dann seine Tabaksdose an und haucht mir zu:

„Mensch, sei doch nicht doof! Drinnen nehmen sie dir das Geld ab, und nachher kannst Luft rauchen. Rin in die Tabaksdose mit nem Zwanziger, sag ich dir! Ich werde dir Zigaretten beschaffen.“

Ich werde meinem Vorsatze untreu und entgegen:

„Danke! Bin Nichtraucher!“

Das ist gut, sage ich mir, dann wird er nämlich merken, daß du nicht zu jenen Philistern gehörst, die dem Geiste auch mit blauen Kringeln nicht beikommen, und läßt dich ungeschoren.

Er hält sich fest und sagt:

„Tut doch nichts! Tut doch nichts! Dann kaufen wir eben Früchte. Mensch, wo ich doch so leicht an die besten herankann.“

Ich bin schon halb gewonnen und frage:

„Wieso das?“

„Na, ich helfe doch beim Einkauf!“

„So, etwa in der Stadt selber?“

„Natürlich! Wenn du einen Brief zu übermitteln hast, kann ich dir alles zur Verfügung stellen.“

Das trifft mich, wo ich verwundbar bin. Frau und Kind sind ohne Nachricht. In Trier wohnt eine Schwester. Ich packe die Gelegenheit beim Schopfe, einen Zwanziger aus der Brieftasche und überreiche ihn dem zuvorkommenden Kunstjünger. Der verstaut ihn sachgemäß im Zigarettenetui, verspricht mir für den Abend Papier, Bleistift und Briefumschlag, für den kommenden Samstag Äpfel und Birnen und für den nachfolgenden Sonntag Trauben. Ein fideles Gefängnis, sage ich mir, packe meine Siebensachen fester und trete ein in die Stube des allgewaltigen Dieners der Justitia.

Mit Messer, Gabel, Löffel, Teller, Schüssel, guten Ermahnungen, Handtuch, Wischtuch, Decken, nochmals guten Ermahnungen, kariertem Bettbezug, Tasse, Salzfüßlein, abermals guten Ermahnungen und der herzlichen Empfehlung, niemals den Deutschen Gruß anzuwenden, steige ich nach zwanzig Minuten administrativer Durchunddurchbetastung zwei Treppen hoch, dem neuen Absteigequartier entgegen, nachdem mir unterwegs der freundliche Anstreicher noch rasch ein Stücklein Papier, einen Umschlag und einen Bleistift unter die Decke geschoben hat. Da bin ich.

Der Wachtmeister ist eitel Hilfsbereitschaft, öffnet mir die Türe, schließt sie wieder, und ehe ich recht zur Besinnung komme, bin ich der Dritte in einem Bunde, der zu Viersechsteln mit geistiger Aktivität und kämpferischer Seelenhaltung nicht

das mindeste zu tun hat. Aber meine neuen Kompagnons sind wirklich nette Jungs, sie interessieren sich sofort für meine Privateffekten, bieten mir gleich einen Zug von der heimlich angerauchten Zigarette an, bedauern ganz von Herzen meine raucherische Indolenz und stellen sich dann vor. Der Kleinere, mit O-Beinen, ist Motorradtodesfahrer, der Jüngere, mit Mardergesicht, Büroaushilfsschreiber, der auch die französische Sprache beherrscht und deshalb gerechterweise ins Unglück gekommen ist.

Beim Essen werde ich den beiden sympathisch, da ich auf meinen Anteil zu ihren Gunsten verzichte, und von diesem Augenblicke an nehmen sie meine Angelegenheit in ihre bewährten und agilen Hände. Sie schmuggeln meinen Geheimbrief durch die verschlossene Türe in die Armstümpfe des Anstreichers, lassen sich die hübsche Geschichte um den Zwanzigmarkschein erzählen, heißen mich dämlich, archidämlich, doof und vernagelt, da der weißbekittelte Einkassierer eine schöne Gefängnisblüte sei, versprechen mir aber im selben Atemzug, entweder die Waren oder den Geldschein heranzuschaffen, führen mich in die Elementarkenntnisse des Skatspiels ein, bereiten mir das Nachtlager auf dem Boden, während sie selber in den Betten zur Ruhe gehen und verlegen meinen Eigengedanken dauernd die Wege zur Flucht ins Höhere oder gar ins Irrationale. Und nachts erzählt der Motorradtodesfahrer den wundervollen Roman seines Lebens, der Punkt für Punkt den seltsamen Episoden jenes Hans-Albers-Filmes gleicht, der mir unter dem Titel: Die gläserne Kugel im Gedächtnis weiterlebt. Bitte, nein, den Sprung in der gläsernen Kugel hat mein Mitgefangener aus dem Trierer Polizeigefängnis als erster getan, sogar den entscheidenden im Filme selber, während Hänschen nur in den ungefährlicheren Szenen den vollen Ruhm mit dem runden Solde einkassierte. Der Hilfschreiber mit dem Dauergrant meckert wohl ewig in die schönsten Abenteuer des weitgereisten Erzählers, aber das offenbart nur eine völlig amusische Seele, die das Tröpflein Wahrheit in einem Becher Lüge nicht zu erkennen vermag. Ich selber gähne vor Gespanntsein und schlafe tatsächlich, mitten aus dem Gepacktssein, in meine realeren Träume hinab.

O unendliche Köstlichkeit des Schweigens! Wohl, die Sprache ist ein Wunder, das der Mensch unmöglich erfunden haben kann, aber wie unbegreiflich ist, hinter der Sprache eines Flachgeistes, der das Wort nicht zu halten vermag, die Herrlichkeit eines Schweigens, das die Wurzeln des Seins bloßzulegen weiß! Ich werfe mich in die brausende Fülle der Nachtstille, wo ich den Geist erkenne, nicht als eine fesselnde Spekulation im Sanktuarium der Philosophie oder als ein erregendes Spiel der geschärften Sinne, des Scharfsinnes im Palaste der Logik, sondern als die aufpeitschende, hungernde und sich selber wieder stillende Beschäftigung mit der niemals zu erschöpfenden Menschheitsfrage. Zum körperlichen Leid und seelischen Schmerz gesellt sich nun eine geistige Qual, die geboren wird aus der klaren Sicht in dieser dunkelsten aller Nächte, daß ein ungeheuer weiter Weg zwischen dem Erkennen und der Erfüllung liegt. Ich habe eine weite Fahrt zu machen, um in all dem Schlimmen, dem ich ausgeliefert bin, das verborgene Gute zu entdecken. Es ist da, ich weiß es, aber wo, an welchen Rändern der Ergebenheit oder der Verzweiflung ist es einzuernten als die Segnung aufgerissener Stunden? In welcher Mitte darf ich die aufgewühlte Seele zur Ruhe bringen und eine neue Welt, nein, das Neue aus der Welt hereinholen in diese Ruhe? An welcher Wende komme ich zurück in die Heiterkeit, die nach dem großen Sturm die Besänftigung in Klarheit und Schönheit der erregten Geistessinne ist? In welcher, nur von der Ewigkeit durchdonnerten Stille geschieht die heilige Wandlung, da der rasende Aufstand des Weltlichen sich, licht und leuchtend geworden, als höchstes Donum dem Unendlichen ergibt?

Fragen! Fragen! Fragen!

Jawohl, Fragen! Aber habe ich nicht einmal schon erkannt, daß jede Frage eine Brücke ist, auf der, so weit auch der Gedanke mit dem Gefühl auseinander gekommen sein mag, beide sich einmal begegnen können, begegnen irgendwo in sancto spiritu, also nicht nur in der Liebe und im Glauben, sondern auch im gegenseitigen Erkennen und dann in der Einheit einer Ehe voll des überströmenden Glückes und der Segnung?

Manchmal steht wohl der Wille auf, der in aller Scheu bejahen möchte, aber dawider erhebt sich dann das Leid, die

schwingende Spiegelung der Empfindung, die noch nicht über sich selbst hinausublicken vermag, und verneint. Aufgerissen bin ich in allen Höhen und Tiefen, und aus allen Höhen und Tiefen schlagen die Feuer der Sehnsucht nach der Freude des Friedens und nach dem Frieden der Freude.

Drei Tage halte ich diese entsetzliche „Tröstung in der Gemeinschaft“ aus, dann bitte ich den Oberwachtmeister um Einzelhaft und flüchte in die mir angebotene Zelle wie in das Geschenk der Freiheit hinüber. Dem erschlagenden Schwall der sinnlosen Wörter bin ich entflohen und kehre nun zurück in die Herrlichkeit des erfüllten Wortes, das noch da die tragende und erhebende Kraft besitzt, wo es nur gedacht, aber doch verstanden wird.

Das äußere Leben hat nun das Gleichmaß einer deutschen Maschinerie, der die geringste Störung nicht verziehen wird. Ich habe nicht etwa, wider meinen Willen, Ferien vom Ich, sondern ich bin im Dienste. Strammstehen ist eine Pflicht, militärische Meldung ein Genuß. Zelle 92 belegt mit einem Häftling! Guten Morgen, Herr Oberwachtmeister! Der Herr Oberwachtmeister nickt Gnade her, läßt „kübeln“, wasserholen und Kaffee servieren. Dann fällt die Türe wieder ins Schloß, und der Tag beginnt. Ausfegen, aufwischen, austauben, und daß mir vor allem der Bettenbau tadellos klappt! Der Bettenbau gehört zur deutschen Hygiene, nicht etwa des Körpers, sondern der Seele. Ich werde eines Tages bestimmt das notwendige Kapitel über die Metaphysik des Deutschen, erkannt im Atavismus der Bettenbaupsychose, schreiben müssen. Die Komplexität seiner Aesthetik läßt sich zurückführen auf den anerzogenen Willen zur makellosen Gerade eines Überzugs, und selbst seine Ethik steht in direkter Abhängigkeit zur magischen Macht einer Deckenglätte und dessen, was sie schwungvoll verhüllt. Nein, wir stehen noch lange nicht am Ende der deutschen Gründlichkeit, die wohl am Ausgang des Schlafes beginnt, aber vor Nacht noch nicht den Gipfel der Wissenschaftlichkeit und vollends nicht die Deutung im Mysterium des Ruhobjektes erreicht hat. Aber heute schon ist jeder deutsche Wachtmeister in der Lage — in der Lage! O Lüge der Sprache, da er doch nur im Stande ist! — eine erschöpfende Kritik des reinen Bettenbaus mit sämtlichen Prolegomena zur künftigen Revolution der Philosophie als

Folge der Einführung von Schlafsäcken und Hängematten zu veröffentlichen. Es steht uns noch vieles bevor, schütteln wir die Strohsäcke unseres Jahrhunderts, damit die kommenden Generationen sanfter zu Fall kommen!

Wir nun dürfen, bevor wir uns der geisterschöpfenden Verwirklichung der deutschen Bettenbautheorie auch hingeben, die Muskeln des Intellekts in einem besonderen Spiel der Morgengymnastik, „Wanzenjagd“ genannt, stundenlang stärken. Die Regeln sind einfach: Man steile das nackte Bettgerippe gegen die Decke, schlage mit einem Eisenstück von oben nach unten und wieder von unten nach oben, nehme eine Umstellung des Ganzen vor, beginne von neuem und trete zwischendurch ein paarmal mit den Füßen einen Gewinnpunkt am Boden aus. Die Gewinnpunkte werden gesammelt, summiert und dem Spielwart, der eigentlich ein Wachtmeister ist, als Präsent überreicht. Er wird sich freuen und befriedigt ausrufen: Gut so! Weiter machen! Aber das hieße, eine ehrsame deutsche Gefängniszelle zur Spielhölle machen, und das liegt uns wirklich fern, da eine paradiesische Ruhe uns willkommener ist.

Aber wieder sind die Aufseher entgegengesetzter Meinung. Sie treiben uns hinunter in den Hof der Sammlung, der dazu geschaffen wurde, den Gefangenen reine Luft und die Halbbehaglichkeit sich entspannender Glieder zu vermitteln. Freilich, es ist ein deutscher Hof, der eine Erholung nach deutschen Kategorien verlangt, also militärisch stramm, wortlos, sinnlos und im Rhythmus: Eins, zwei, drei, vier! Eins, zwei, drei vier! Kehrt! Marsch! Eins, zwei, drei, vier! Ja, da entdecke ich sie wieder, die Anhänger der Schönheit im Gleichmaß, der goldenen Ausrichtung, der Befreiung in der Einordnung, kurz: des deutschen Aesthetentums der Inhumanität. Ihre Philosophie des Militarismus und die Militarisierung der Kinderstube hat manche Apostel gehabt, die sogar in der Weltgeschichte ihren Winkel des Ruhmes haben und als Heroen einer ausgeglichenen Weltanschauung weiterzerstören werden, etwa wie dieser ganzheitstrunkene Othmar Spann, dessen Sprache schon nicht mehr nüchtern werden kann, weil zu viel des unheiligen Spiritus in seinem Denken ist, und der der größten Verwirrung den besten Vorschub geleistet hat, als er die Absurdität: Nur die Ganzheit ist Wirklichkeit, der Einzelne ist unwirklich! zum Axiom seiner Daseinslehre — welche philosophia titubans! — machte, in der alle festen Begriffe zu schwanken und plötzlich

die verkehrten Vorzeichen zu tragen scheinen. So zählt denn auch der Einzelne hier im Trierer Spazierhofe nicht als Realität, sondern nur als willen- und rechtloses Teilchen in einer kompakten Masse, die geknetet, kommandiert und geführt wird, bis eine kalte Vorschrift exakt erfüllt wurde. Abtreten! Eins, zwei, drei, vier!



Studie am sterbenden Objekt

Nun hat doch ein Relikt von Menschlichkeit in der Seele eines Hauptwachmeisters für die alten Herren und die Invaliden einen sogenannten kleinen Kreis der Spaziergänger geschaffen, in dem ich eines Morgens unverhofft den Freund Batty Esch wiederfinde. Wir wagen einen Verweis und reden

uns, jedesmal wenn der große Kreis der Gedrillten den kleinen der „Takt“losen schneidet, die wichtigsten Fragen vom Herzen. Die Ungewißheit und die aus ihr geborene Unruhe halten den Freund noch immer gepackt, er möchte noch nicht die Hoffnung auf die einmal kommende Befreiung als quälenden Wunsch in sein Herz heben, sondern sich bald in irgendeinem Raum der Sichbescheidung vom drückendsten Leid befreien. Mgr. Origer, der als Unpäßlicher die Zelle nicht verläßt, ist auf dem gleichen Wege, wenn er auch noch immer an den Sieg der Gerechtigkeit und des Rechtsempfindens sogar eines siegreichen Bedrückers glauben möchte. Aber in aller Not haben sie den unermeßlichen Trost, selbst in der Gefangenschaft als zelebrierende Priester noch immer, wenn auch nur in der Einsamkeit, mit ihrem Herrn verkehren zu dürfen.

Derselbe Trost ist, wenn auch in anderer Form, ebenfalls den Laien beschieden, die durchwegs die Erlaubnis haben, dem Sonntagsgottesdienst in der Gefängniskirche beiwohnen zu dürfen. Damit ist auch mir die Gnade in den Weg und von dort mit auf den Weg gegeben, der mich rasch und sicher nun auf die Höhe der Seele führt, wo der Verkehr mit dem Ewigen die notwendigste Voraussetzung ihres und also meines wahren Lebens ist.

Doch meine innere Unruhe wächst. Wie lebt außen, in der Heimat, meine kleine geliebte Welt die Wucht des Daseins? Von der Frau kommt kein Wort in meine Abgeschiedenheit, die Nerven beginnen, mir im Rhythmus der inneren Erregung mitzuschwingen und allmählich den normalen Dienst zu versagen, ich sende in meinen Sonntagsbriefen einen Notschrei nachhause: Ich fühle und sinne nur mehr in euch. Manchmal ist mir, als hörte ich euere Herzen neben meinem schlagen. Dann aber werde ich klar und bin wieder so unsagbar allein, wenn auch immer bei euch.

Der Notschrei kreuzt sich irgendwo unterwegs mit einem innigen Trost der Lieben. Ich möchte ihnen nun so vieles sagen und kann es nicht, alle Gedanken kreisen um sie. Wünsche und Hoffnungen werden groß, und manches schlägt, wenn der Windhauch des Leids wieder hindurchweht, in leichten scheuen Versen nieder:

Ich schaue dich aus allen Winden
Und immer nur dein Angesicht.
Ich möchte deine Seele finden,
Wenn sie voll Weh ins Auge bricht.
Was sie bewegt, ist meiner Taten.
Ich wandle still das Leid in Licht
Und säe aufgehellte Saaten
Mit Schöpferhand in dein Gesicht.
Da steht die Welt im Wunderklaren
Und wird in deinen Blicken schlicht.
Mein Leid verwelt an deinen Haaren,
Du lächelst und du weißt es nicht.

Und dem Kleinen, der mir von seinen Spieldingen berichten
läßt, erzähle ich einen Traum aus der Nacht der Sehnsucht:
Als die Welt mich ausgeworfen hatte, machte ich mir die Welt
zum Spielzeug.

Ich türmte Häuser auf Häuser, Dörfer auf Dörfer und Städte
auf Städte.

Du lachtest, schlugest die Hände zusammen und riefest:

„Noch höher, Vater!“

Da gab ich die Berge hinzu und die stürmischsten aller
Steinriesen.

Ein blanker Jubel sprang aus deinem Herzen und begehrte:
„Noch höher, Vater!“

Da richtete ich die Kontinente quer gegen Himmel, und sieh:
Die Spitze riß im Ausschwingen den Himmel ein.

Und Gott Vater guckte durch den Spalt, lächelte und sagte:
„Kinder! Kinder! Euer Spiel ist Gefahr!

Ihr baut mir Hindernisse in die Sternenbahnen!“

Und mit dem Zeigefinger tippte er leis das Bauwerk an,

Und alles stürzte in den Abgrund deines beglückten Schreis.

Ich erwachte und sah dich fern, ganz ferne

Die kleinen Bausteine heben zum frohen Spiel.

Merkwürdig, wie mich das Spiel mit den Worten, Gedanken
und Gefühlen langsam höher hebt. Am 20. Oktober bin ich
oben, wo ich in einem Briefe trösten kann:

„Du mußt die Trennung nicht allzuschwer nehmen und
immer bedenken, daß das Leid von heute unser Glück von
gestern nicht aufzuwiegen vermag. Ich habe das kürzlich in
folgende Verse zu gießen versucht:

Ich sage zum Leid:
Wir gingen wie Nacht
So scheu durch die Zeit.
Du hast uns bedacht
Wie Jauchzer im Licht, —
Da barst unser Tor.
Das Leid widerspricht:
Ich stürze empor,
Wo Schwereres fiel,
Und sinke zurück.
Sieh: dreimal im Spiel
Höb mich euer Glück!

Diese Trennung, so lang sie auch dauern mag, soll in nichts unser Glück unterbrechen. Nicht wahr? So wollen wir es halten, wir drei: der Junge, du und ich. Die äußeren Verhältnisse mögen ändern, wenn wir nur innerlich wir selber bleiben: ganze Menschen, die durchdrungen sind vom Willen, auch dieses Leben zu meistern.“

Zuvor aber meldet sich der Herr, der ebenfalls mein Leben meistern möchte: Herr Lorenz wünscht, einige Stunden der Langeweile auf seine Art zu vertreiben und lädt mich zu einer frohen Abendunterhaltung im Hause der Gestapo ein. Er holt mich höchstpersönlich ab, geleitet mich leutselig durch die Straßen der Stadt und bekundet, daß er ein aufmerksamer Leser meiner Werke gewesen ist. Ich habe für mein Alter, meint er, eine nicht unbeträchtliche literarische Bagage aufzuweisen, ich sei eine Persönlichkeit, die einen großen Einfluß auf die luxemburgische Öffentlichkeit ausgeübt habe, ich müßte deshalb der Polizei verzeihen, wenn sie sich genötigt sähe, meine Gedanken ein bißchen unter die Lupe zu nehmen. Ich habe wohl eine etwas vertrackte Art und Weise, den Nagel der Idee im Geiste auf den Kopf zu treffen, die macht es besonders einem staatlichen Sicherheitsdienste nicht leicht, hinter einer weichen Allusion die harte Perfidie gegen die nationalsozialistische Weltanschauung, unter dem glänzenden Bilde die visierte gegnerische Lehre zu entdecken, aber mit ein klein wenig Ausdauer, drei Fachmännern und den eigenen Kommentaren hofft man doch, die Dinge klar und einen Autor bloß zu stellen.

Herr Lorenz ist von einer geradezu rührenden Freundlichkeit, zu der nur seine schnodderige Art, zu sprechen, nicht recht passen will. Er schmeichelt und streichelt in Worten so knallig, daß die Absicht meilenweit zu erkennen ist. Ich aber bin wieder naiv und doof, lasse mich kitzeln und stichele heimlich zurück. Er läßt sich in die Falle treiben und verrät mir ahnungslos einige seiner besten Informationsquellen. Ei sieh, die Kratzenberg, Divo, Ewert und Genossen. Freilich, ich habe seinerzeit die „Deutsche Literatur- und Kunstgesellschaft“, die sich zur Volksdeutschen Bewegung durchgemausert hat, nicht gerade mit der erwarteten Hochachtung und dem in die Vorrechnung gesetzten Entgegenkommen behandelt, ja, zwei Delegationen, die mit Einschüchterungsversuchen und Drohungen in meiner Schriftleiterklausur operierten, habe ich glatt, wenn auch in höflicher Form vor die Türe gesetzt, aber daß ihre Beziehungen in litteris sogar bis in die Redaktionsstuben der Gestapo reichen würden, hätte ich nicht für möglich gehalten, wenn ich auch immer überzeugt gewesen bin, daß die Gardien Himmlers die heimlichen Inspiratoren und die besseren Schutzengel der nationalsozialistischen Dichtung gewesen sind, ja, daß die herrlichste Dichtung, im primären Sinne, in der fruchtbaren SS-Kultur zur schönsten Blüte gekommen ist.

Wir langen im Stapoheim, in einem mächtigen Zimmer an, das fühlbar von den unheimlichsten Geheimnissen durchwittert ist. In der Mitte des Raumes steht ein Schemel bereit, mich aufzunehmen. Von meinen vielen Werken interessiert Herrn Lorenz im Augenblick nur das schlichteste, nämlich: „Der Friedensfürst im Vatikan“, das mit zwanzig Heftnadeln der Verheißung durchspickt ist. Herr Lorenz läßt die Maske der Freundlichkeit fallen, die eingeborene Brutalität schießt gischend ins Wort:

„Von Pierre Grégoire! Sie Idiot! Weshalb konnten Sie nicht den deutschen Namen Peter hinschreiben? Weil sie, wie überall so auch hier, eine Verneigung nach Frankreich machen mußten! Nicht wahr? Oder war es nur, um dem Hohen Herrn im Vatikan schon eingangs zu schmeicheln? Es geht ja munter zu in diesem Schmarren der Adulation. Wir werden gleich sehen!“

Es geht noch munterer zu, wenn die Gestapo Schriften, und nicht einmal heilige, ausdeutet. Ich habe, weiß Gott, den

deutschen Engel mit durchgehender Bosheit zum Beelzebub der Zeit gestempelt, die deutsche Wahrheit als Lüge entdeckt und die nationalsozialistische Sorge um das Wohl der Kirche heimtückischerweise als Verfolgung in die Erscheinung treten lassen. Herr Lorenz ist nach dieser religiösen Lektüre folgerichtig weniger erbaut als angeekelt, er läßt den „Friedensfürsten“, verläßt mit Krach das Haus und überläßt mich seinem heitereren Kollegen, Herrn Degenhardt.

Herr Degenhardt interessiert sich noch immer für meine unerlaubten Beziehungen zum deutschen Geiste, bis hinunter zu Brahms, Beethoven, Haecker, Thomas Mann und Konsorten, und läßt mich schließlich sein Skriptum mitunterzeichnen, in dem Beethoven um ein e und ein h, Haecker aber um ein a amputiert erscheinen darf, ohne daß der wahre deutsche Geist Protest erhebt. Dann bin ich in Ungnaden entlassen.

Die Schwester hat inzwischen die Verbindung mit mir aufgenommen und läßt mir aufmunternde Sendungen zukommen, Bekannte und Unbekannte aus der Heimat umgeben mich rings, links ist es ein heimwehkranker Junge von Wiltz, der seine alleinstehende Mutter nicht vergessen kann, weiter zurück Christian Job aus Luxemburg und Steichen aus Differdingen, gegenüber der VdB-Protagonist und Sensationsjournalist Dennemeyer aus Luxemburg, Zenon Bernard aus Esch-Alzette, Schons aus Remich und Polizeikommissar Reis aus Esch-Alzette. Wenn die Abendstille durch die Korridore schleicht, bringt sie den heimlichen Atem der Heimat mit, was noch flüstert, hat die Sprache Luxemburgs, was sich ruft und zuruft, kann die Schönheit des Ländchens jenseits der Mosel nicht vergessen und ist erfüllt mit Groll und Haß gegen die Unterdrücker. Wir vergessen, im Auf- und Ausbruch der Liebe, daß das Deutschtum auf der Lauer liegt und all unsere Regungen verfolgt, wir sind ja bis zur Blindheit überzeugt, daß die Gleichheit des Leids die Verschiedenheit der Leidenden zu einer Brüderschaft zusammenschweißt, aber wir haben die ewig teutonische Ausnahme nicht einberechnet, und so darf uns denn eines Tages die Spitzelgilde verklagen.

Gregorie muß sich hintunter zum Hauptwachtmeister bemühen. Der Hauptwachtmeister ist die fleischgewordene Ruhe. Er läßt sich das große Hausbuch vorlegen und liest: Peter Gregorie, geboren am 9. November 1907 in Vichten —

Luxemburg, eingeliefert wegen deutschfeindlicher Einstellung.
So! Na!

Er klappt das Buch wieder zu und meint gemütlich:

„Es wird erzählt, Sie führten abends nach Einschluß noch politische Gespräche von Zelle zu Zelle. Stimmt das?“

„Nein, so stimmt das nicht. Kurze Rufe und Zurufe über dies und jenes gibt es wohl, aber mit Politik hat das nicht das geringste zu tun.“

„Sie wissen doch, daß das Sprechen verboten ist?“

„Jawohl!“

„Also! Wenn das Theater sich wiederholen sollte, werde ich Ihnen einige Tage Arrest verschaffen. Abtreten!“

Das Theater endet doch mit einem Theatercoup: ein junger Escher muß sich etliche Tage später wegen Beleidigung des deutschen Ehrgefühls vor dem Trierer Richter verantworten. Wir aber werden vorsichtiger in unseren Äußerungen, den Vorhang lassen wir nicht niedergehen über ein Spiel, das uns zugleich froher und stärker macht, denn die Spannung hat uns umso mächtiger gepackt, je mehr ich plötzlich zum Hauptdarsteller einer köstlichen, wenn auch nicht ungefährlichen Komödie werde.

Eines Tages läßt uns der Wachtmeister jäh aus der Martialität unseres Spazierschrittes fallen, stillestehn und ein bißchen verschnaufen. Er hat das Bedürfnis, eine interne Neuigkeit auf die radikalste Art zu verbreiten, indem er die Gesamtheit der Häftlinge sich zu dozilen Zuhörern macht. Also da hat, es ist einfach unglaublich, aber es ist Tatsache, da hat doch neulich ein Zugang sich nicht von einem Alteingesessenen mächtig übers Ohr hauen lassen, dadurch daß er auf gewisse Vorspiegelungen hereinfiel und dem Kalfaktor zwanzig Mark zur Beschaffung von Tabak und Früchten überließ, obwohl er doch wissen mußte, daß solche Manipulationen strengstens verboten sind. Der Erpresser sollte nun den Geldschein wieder in die Geldtasche des rechtmäßigen Besitzers zurückführen, aber was denkt ihr, daß sich ereignet hat? Das Geld ist weg, so mir nichts, dir nichts aus einem Zigarettenetui verschwunden! Etwa verloren? Nein, in einem anständig geführten Gefängnis geht nichts verloren. Sondern regelrecht gestohlen, was ja auch in einem anständig geführten Gefängnis vorkommen kann. Da suchen auch die Götter vergebens, das Geld ist eingegangen

ins Nirwana, und zurückgeblieben nur ein Gerücht, das seinen Zug zum Gericht nun nicht länger verheimlichen darf.

Ich höre der Geschichte zuerst mit jener Freude zu, die sich in der Erkenntnis steigert, daß ich nicht der einzige Naive bin, der jedem Fallsteller bedenkenlos zu Diensten ist. Aber dann werde ich stutzig und entdecke, daß da meine eigene Geschichte in fremder, also nicht ganz wahrheitsgetreuer Darstellung zur leichten Ursache einer lauten Heiterkeit wird. Was ist geschehen?

Ich erfahre die Einzelheiten beiläufig: meine lieben Zellen-genossen von früher haben meinen Fall zu ihrem eigenen gemacht, sind dem Pinselschwinger auf den Pelz gerückt und haben ihn gezwungen, auch einmal Farbe zu bekennen. Er hat bekannt, aber nur, daß ihm das Geld entwendet worden sei. Meine energischen Anwälte bringen sofort das Faktum vor das Tribunal eines Oberwachtmeisters, der seine Inkompetenz zum Ausdruck, aber das Deliktum vor die höchste Instanz der Hohen Anstalt, also vor den Staatsanwalt bringt. Und dann nimmt die Geschichte ihren überraschenden Verlauf. Ich werde als Ankläger vernommen, um als Angeklagter entlassen zu werden. Ich muß den Hergang der Dinge in einer schriftlichen Schilderung niederlegen, stoße dabei auf eine unvorhergesehene Schwierigkeit, die mir gleichzeitig Kopfzerbrechen und Gewissensbisse macht. Wenn ich die Absendung des heimlichen Briefes zugebe, wird auch das Damoklesschwert auf mich niedersausen und den Farbenfritzen ein zweites Mal treffen. Da aber gutes Schreiben wesentlich eine Kunst der Streichungen und des Auslassens ist, übergehe ich dieses Detail und gebe mich wie den Staatsanwalt mit dem Essentiellen zufrieden. Leider offenbart sich die Zufriedenheit des Direktors auf eine eher ungewöhnliche Art und Weise: der Einkassierer meiner zwanzig Mark muß für acht Tage in die Dunkelzelle, und ich den Verlust des Geldes durch drei Tage Fasten wieder wettmachen. Dann ist alles erneut in bester Harmonie.

Bitte, nein! Die deutsche Justiz ist gerechter als so. Das Faktum an sich stellt sich, in seinen strafbedingenden Folgen, selbstverständlich zweiteilig vor, da es nicht nur ein Vergehen gegen eine Vorschrift enthält, sondern auch die Uebertretung eines Gesetzes, das die Unterschlagung verfolgt. Also hat sich unzweifelhaft der weltliche Richter einzuschalten, um die Welt-

ordnung an den Wurzeln zu verteidigen. Er tut es mit dem Ernst jener Kulturstützen, die in keiner Lage vergessen können, welchen Werten sie verpflichtet sind und deshalb etwa zu einem Fischmahl Schuberts Forellen-Quintett erklingen lassen. Das bringt mir denn eines Tages eine Vorladung vor Gericht und eine Woche später eine hübsche Sonderfahrt ein: in der Staatskarosse der Trierer Strafanstalten, einem Rumpelkasten aus dem Jahre des Heils 1685, gezogen von einem beinahe ebenso ehrwürdigen Ackergaul, fahrend zum hohen Palast der ausgleichenden Gerechtigkeit.

Mein Fruchthändler entpuppt sich hier als alter lieber Stammgast, den der Richter mit solch entgegenkommender Liebe behandelt, daß dem Angeklagten tatsächlich die Tränen der Rührung hochsteigen. Nur als der Togaträger im Namen des gesamten deutschen Volkes ihm den staatlichen Auftrag zur künstlerischen Aufrischung der Gefängnismauern um sechs Monate verlängert, schlägt ihn das unerwartete Geschenk derart nieder, daß es ihn weder zu Dank, noch zu Freude rührt. Auch ich kann es nicht verstehen und ziehe mich schweigend in meine Zelle zurück.

Ein klein wenig Weltluft habe ich mitgebracht in die geistige Isolierungsatmosphäre, die plötzlich irgendwo eine Fluchtöffnung hat, durch die sich das komprimierte Element und jede Konzentration verflüchtigt. Unruhe steht wieder auf und hetzt die bezwungen geglaubten Zweifel erneut gegen die Festung meiner künstlichen Sicherheit. Das natürliche Heimweh wandelt sich, vertieft sich und hat plötzlich wieder den Schwung ins Unbegrenzte. Auf doppelter Ebene verströmen Herz und Seele jenen geheimnisvollen Atem, den wir Gefühl und Stimmung nennen oder, wenn sich der Atem des Geistes wortgeworden hinzugegeben hat, Gedicht und Lied. Erst ist es aufgepeitschter Zorn:

Ich brenne es euch und brenn es der Welt auf die Stirne:
Vergebens nicht habt ihr göttliche Rechte entehrt!
Vulkane des Zornes, die mir verglüheten im Hirne,
Und Flammen der Sehnsucht, die mir die Seele versehrt,
Ich werde sie schleudern, einst, in die Lettern des Lebens
Und Richttag dann halten über das frevle Geschlecht.
Das Wort soll mir glühen! Schreit ihr, so klagt ihr vergebens,

Denn wir, die Verfeimten, wir richteten immer gerecht.
Wir trugen nicht Hass in unsern verstehenden Herzen,
Es brauste in uns das gleiche verwegene Blut.
Nur schied uns das Fühlen. Endlos gequadrerten Schmerzen
Verschenkten wir wahllos Mitleid und offenen Mut.
Wir führten das Wort, das Gott uns zu führen gegeben,
Und führten es gut. Ihr aber zerschlugt unsern Sang.
Doch immer noch wirkt das niemals bezwungene Leben
In Trümmern uns fort. Den stummen verhaltenen Klang,
Ich brenne ihn euch und brenn ihn der Welt in die Seele,
Wenn morgen beginnt die göttlich durchatmete Welt.
Und daß ich den Wurf, den flammenden, nicht auch verfehle,
Des bitte ich Gott. Und hört, wie es in mir schon gellt!

Dann aber wird es langsam, je mehr ich wieder nach innen
und nach oben lebe, Bescheidung und Ergebenheit:

Feuer Leid in euern Essen
Lodert laut und feierlich.
Komm, ich glühe vollbemessen!
Hammer Schicksal, schlage mich!
Weich und leuchtend ist die Masse,
Hart und dunkel muß sie sein.
Wuchte weltschwer her und lasse
Achtsam mich ins Löschbad ein!
Dort, in jene Menschenfluten,
Die sich kühl besah die Qual!
Aufruhr will ich im Vergluten...
Still, mein Herz! Nun sind wir Stahl!

Aber, frage ich am 27. Oktober meine Lieben in der Heimat,
zählen eigentlich Gefühle noch viel in den ungeheuerlichen
körperlichen, geistigen und seelischen Belastungen, denen wir
unterworfen sind? Oder zählen sie nicht unvergleichlich mehr
als früher, da wir einander hatten und damit unsere Welt und
unser Leben? Vielleicht das letztere, vielleicht wird in der
hellen tiefen Liebe, in Glauben und Vertrauen das Schwerste
erträglich.

In der gefüllten und erfüllten Stunde, in der ich diese Worte
schreibe, sind sie von einer fast greifbaren Wahrheit. Der
nachfolgenden können sie kaum noch widerstehen. Hinter der

scheinbaren Ausgeglichenheit des Hinlebens vollzieht sich ein entnervender Wechsel der Erkenntnisse. Äußerliche Nichtigkeiten heben jede innere Ordnung aus den Angeln. Über den Revolutionen der Gefühle verwirrt sich das Denken so, daß es die eigenen Offenbarungen solange ablehnt, bis die Beruhigung der Affekte auch der Logik wieder die Krone aufsetzt. Alles in mir ist Fluß, weil alles Kampf ist, sogar die Aussprache mit Gott, der dem Sturm meiner Fragen mit dem warmen Hauch seines Schweigens antwortet. Ich muß mich ganz entlärmern, um in diese Entgegnung hinabzuhorchen und das leiseste Wort, den Ewigkeitslaut, in der stillsten Stimme meiner selbst zu entdecken. Ach, ich bin der Welt noch zu nahe, um den Störkreisen des Endlichen schon entgangen zu sein. Ich höre noch nicht den Klang, der alles erklärt. Das Dunkel bleibt und wirft nächtige Wellen, wenn ein Tropfen Zeitlichkeit hineinfällt.

Ich horche plötzlich auf. Da fällt ein Wort, und ihm bin ich verloren.

Denn Wort ist Welt, ach, es ist mehr als alle Welt, denn es ist zugleich die Himmelsleiter des Geistes, der sich die Seligkeit der Sprache ersteigt. Und diese wiederum, wunderbares Reich und reiche Wunderbarkeit des lebendigen Gedankens, erschließt sich nur dem wahrhaft Liebenden, der sie schaut und erkennt und stammelnd dann, sie, nur sie, die Geliebte, stammelnd, hinsinkt vor dem geheiligten Mysterium ihrer jäh sich offenbarenden Dreieinigkeit. Denn sie ist die Moles, die sich selbst erkennt, und ist das Werkzeug, das die Selbsterkenntnis formt zum Bildnis, das sich selber aus sich selber schlägt. Leuchtende, profanierte Hypostasen der allgemeinsten Usia, die vom Geschwätz der Tauben, die vor ihr doch nie verstummen können, zur Unwesentlichkeit der Gemeinsten erniedrigt wird! Mir aber ist sie die letzte, ja, die allerletzte wie die allererste Herrin, der ich, ruhloser Schrei der Freiheit, zu dienen bereit bin als ergebenster Sklave. Sie aber macht mich groß, indem sie mir sich zu erkennen gibt, und macht mich wieder unsagbar klein, in der Unsagbarkeit ihres Sagens klein, sobald ich sie erkannt habe. Ich will sie preisen, da hat sie mich schon verherrlicht; den Sklaven hat sie zum Herrn, zum unumschränkten Herrn über sich selber gemacht. Alles drängt in mir, sie zu erheben, da hebt sie mich, da reißt sie mich hin und öffnet mich, der ich willenlos in ihrer Führung

bin, und gießt ihre Seele, die da ist und bleiben wird der heimliche Flavus des ewigen Logos, in die hohe Formung ein.

Wer ist zuerst gewesen, sie oder ich, sie oder der Mensch, der doch nur durch sie zum Menschen geworden ist und nichts ist ohne sie, wie auch sie, die gesprochene, die sich, den Sinn, im Nu der Spiratio des Klanges vermählt und den Ton mit allem Jubel und allem Jauchzen, aller Innigkeit und allem Schluchzen, jeder Schönheit und jeder Tiefe und auch wieder mit der sprechenwollenden Ahnung des Unsagbaren, des Göttlichen, erzeugt, nichts sein kann ohne den Menschen? Herrlichste Symbiose, die das All erfüllt, um das All zu erfassen, Pansymbiose, in der die Einheit und die Ganzheit von Anbeginn sich wunderbar spiegelt in der klarsten Harmonie, die sie als Musik der Klärung gebiert! Die Sphären tönen an, die Unendlichkeit schwingt mit, und ich, der ich die Sprache trage und hinausschleudere, bin der Getragene und Emporgeschleuderte und finde mich endlich, wahrhaft und wirklich als Endlicher, in der Gewalt des Unendlichen, in der unendlichen Gewalt des ewigen Sinnes benommen und sprachlos, also wortlos in der Wucht der Sprache, die ich spreche und die doch immer nur mich aus- und dem Höchsten zuspricht, als die erfüllte Gesprochenheit im Atem des Herrn daheim.

Es gibt keinen geraderen Weg zwischen Geschöpf und Schöpfer als die Bahn des Wortes, das, vom Symbol der Schrift heraus in den Klang erlöst, im Nu die Unermeßlichkeit zwischen Zeichen und Sinn durchfließt. Da ist ein Kind, mein Sohn, der irgendwo in der Ferne der Welt oder in der Ferne eines Traumes oder in der Ferne einer Sehnsucht, seinen Vater ruft. Vater ist das Wort des Anfangs. Es kann uns bis ans Ende aller Dinge führen, wenn wir es fürchtig und besonnen anschlagen, um in seiner Belebung mit einem Male zu sehen, wie es den Kreis seines Sinnes weitet und rasch versucht, in der Offenheit des a der Geschlossenheit des e zu entgehen, aber immer wieder zurückgeholt wird in die Bindung und Gehaltenheit der dreigeteilten, dreigeelten Idee vom Vater, als dem Angesprochenen, vom Sohne, als dem Sprecher, und von der Liebe, die mit dem Vater ja den Sohn gezeugt hat. Da bin ich wieder, mit meinem Wunsch und meinem Weh, die Mitte des Kreises, den ich selber in die Zeit und für die Ewigkeit bezogen habe. Da bin ich ganz, nur Liebender und Lauschender.

Denn der Ruf ist immer da: Vater! und weilt nach oben. Der Ton klärt sich und weitet sich in den überlagerten Regionen, das Erkennende — bin ich es noch oder ist es ein anderer schon? — erkennt sich im Wort und liebt sich mit dem Erkannenden, dem Klang, den es liebt, in den strahlenden Sinn hinein, sind wir noch nicht am Ende? — nein, es weht noch weiter, es reißt mich höher, jenes leise Wort, das mich Vater rief, überhöhte, sich überhöhende Fernen gehen auf, der Ruf ist Echo des Unendlichen geworden, er wiederholt und immer wiederholt sich, nun schon im Mysterium des Allerhöchsten, die Dreieinigkeit von Sein, Erkennendsein und Liebendsein, von Zeichen Vater, Logos Sohn und Liebe Geist, da stürze ich hin, da liege ich am letzten Ende, das doch unendlich Anfang ohne Ende ist, da ruft ein Kind Vater! empor, und der Rufer bin ich vor der göttlichen Dreieinigkeit, aber das „Vater mein!“ des eigenen Kindes ist zum „Vater unser!“ des Kindes geworden, das ich selber bin und immer bleiben werde vor dem Angesicht des dreieinigen Lächelns, das ich ansprechen will, weil ich es aussprechen möchte als Hochgesang meines Lebens, und das sich doch Selber, unaufhörlich, als das Unsagbarste, das ich einzufangen, zu halten und hörbar zu machen wünsche, mir entgegenspricht.

Sprache der Unendlichkeit, o Unendlichkeit der Sprache, Konzeptus des Vaters, der angerufen ist, und Hauchung des Vaters und des Sohnes in der Liebe und durch die Liebe des Geistes, der uns, die Geheiligten, pfingstlich begeht! Ich habe dich als Logos erkannt, das Fleisch geworden ist und immer noch, über alle Schmähung hinweg, Fleisch werden will in der menschlichen Niederung, ach, immer noch im Stalle der heillosen Geschwätzigkeit, die in den ersten ewigen Sinn, und also in die Herrlichkeit des Vaters zu erlösen du gekommen bist! Ich will dein Johannes sein. Du, segne mich!

Mgr. Origer und Batty Esch haben Trier verlassen. Ein heimlicher Bote hat ihre Grüße an meine Zelle gebracht. Sind sie zurückgekehrt nach der Heimat, wie sie, in ihrer Froherwartung, angenommen haben? Nein, der katholische Gefängnisseelsorger, der mich regelmäßig besucht, glaubt nicht an die Befreiung. Ihr Gepäck ist jedenfalls nicht nach Hause, sondern in einer andern Richtung abgegangen. Wahrscheinlich ist Berlin das Endziel gewesen. Es ist November, ich rufe zu

allen Heiligen empor, aber der toten Seelen kann ich kaum gedenken, da mir das Riesenleid der Lebendigen im leiblichen wie im geistigen Blickfeld liegt.

Zu Hause feiern sie Kirmes, aber unter dem Glanz des Tages sinnt die Trauer. Ich bin als unsichtbarer Gast dabei und möchte das uneingestandene Leid verjagen. So erzähle ich dem Jungen ein neues Geschichtlein, das sein Lachen wie das Zauberwort der Befreiung rufen soll:

In meiner Einsamkeit baute ich in tiefen Nächten ein Riesenflugzeug mit goldenen Flügeln und silbernem Schwanz. Damit wollte ich meine Liebsten, die ich verloren hatte, in der Welt wieder finden und in die Schönheit unseres Heimes bringen. Und ich flog und flog und kam zu einer ungeheuren Sternemauer, an der ich zerschellen mußte. Doch sieh! Mitten in der Mauer war ein mächtiger Schacht, den ich sieben Nächte lang durchflog, ehe ich ans Ende kam. Aber o Schreck! Der Ausgang war verschlossen. Ich raste darauf zu und mußte diesmal zugrunde gehen. In meiner Not schrie ich: Tavi! Jeanji! Und plötzlich, im allerletzten Augenblick, ging eine Klappe auf, ein wunderbares Lachen umbrauste mich, das kam von dir, das Lachen wuchs dir wie Flügel an, du flogest neben mich, jubeltest und fragtest: „Vater, wo fliegen wir hin?“ Ich lachte und sagte: „Nach einer herrlichen Insel, die heißt Beatitudo, da finden wir die Mutter und das Glück! Da nahmest du mir das Steuerruder aus der Hand, jauchztest und brachtest uns hin im Nu, und voller Seligkeit sanken wir der Mutter ans Herz.

Ich lausche dem Klang des Geschichtleins nach und bin mit einem Male mitten in den unerzählten Märchen drin, die in meinem Herzen liegen und ausgerechnet jetzt Wort zu werden wünschen. Merkwürdig ist der Ausklang dieses Spiels: es bleibt mir eine Heiterkeit zurück, die wohl die Tränen sieht, die noch in mir hängen, aber durch sie hindurchschimmert und so den wahrsten Humor hervorzaubert, der auch meine Phantasie befruchtet. Ich bin plötzlich ein Schlangemensch und Prestidigitator, heiße Windichgut und treibe Allotria in einem entsetzten Gefängnis. Ich habe in meiner Jugend sieben Jahre lang ein Gymnasium und sechs Semester eine Universität von innen besehen, und da es zu Zeiten war, wo die Professoren fleißig den Staub der Wissenschaften aus alten Schmöckern bliesen, konnte es nicht ausbleiben, daß auch auf mir etliche

Stäublein haften blieben. Von Haus aus bin ich eigentlich ein Prinz, aber das braucht die Justiz, die mich unter der Beschuldigung hält, eben diesen Prinzen, der ich bin, ermordet zu haben, nicht zu wissen, es ist so schön, in einer Zelle zu hausen und die Wachtmeister mit immer neuen Streichen zu frozzeln, bis man wieder Sehnsucht nach der Weite hat, sein Alibi vorzeigt und lachend in die Freiheit springt.

Bin ich nicht ein herrlich freier Mensch? Wohl, ich spüre körperlich die Gewalt der Unfreiheit, aber ich fühle zugleich auch jetzt die nie zu fesselnde Macht der seelischen wie der geistigen Freiheit. Diese Antinomie meines Lebens wirkt so seltsam laut und haltlos in einem Lachen sich aus, daß ich erschrocken nach den Nachbarzellen und dem Korridor hinüberlausche, ob nicht einer meine offene Fröhlichkeit gehört habe.

Die Fröhlichkeit ist offen, ja, und sie erschließt noch andere verdeckte Räume, aus denen mir die alte Lust zu geistigen Abenteuern warmmächtig entgegenschlägt. Gestalten, kaum erahnt und im Zwielflicht einer Vision geschaut, möchten in Gestaltungen zu künstlerischem Leben kommen, Pläne sehnen sich nach der Verwirklichung, und hinter allem liegt ein homo religiosus, der alles mit den glühenden Farben seiner Gesichte beschenkt. Von wo kommt mir diese jähe Leichtigkeit? Ist es die Folge einer seltsamen Vorausahnung, die sich nach etlichen Tagen, am 21. November, durch die Wirklichkeit bestätigt sieht?

Am Morgen des 21. November springt meine Zellentüre auf, und ein Ruf reißt mir das Innerste hoch:

„Gregorie mit sämtlichen Sachen zum Hausvater!“

Unten stoße ich auf den alten Mitgefährten Christian Job.

„Und jetzt?“ fragt er und es liegt eine unausgesprochene Hoffnung in seiner Stimme.

„Vielleicht die Freiheit!“

„Wenn sie uns bloß nicht den Weg führen, den Origer und Esch gegangen sind!“

Ich habe diese Möglichkeit nicht einmal erwogen, aber nun da Job sie so offen ausspricht, erfüllt sie mich mit einem dumpfen Schreck. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß man uns noch tiefer ins Reich heimführen wird, um die Daheim-

gebliebenen dadurch fester in die Fesseln der Angst zu schlagen.

Mit uns ist nun das Schweigen. In unheimlicher Präzision läuft die deutsche Verwaltungsmaschine ab. Die Wertsachen werden uns wieder ausgehändigt, Quittungen müssen doppelt unterzeichnet werden, im Hausbuch füllt sich eine blanke Spalte hinter unsern Namen mit geheimnisvollen Hieroglyphen, alles aber ist Stummheit unserer großen Frage gegenüber, welches Schicksal uns nun beschieden sein soll. Daß wir, nach der langwierigen Erledigung aller Formalitäten, noch warten müssen, will uns besorgt machen, da stellt sich uns ein junger Gestapomann in Zivil vor und geleitet uns hinüber nach seiner Amtszentrale. Zu welchen dunklen Zwecken? Ich wage eine andeutende Frage. Der Begleiter lächelt eine Weile, ehe er in uns die Freude aufscheucht. Ja, wir werden entlassen werden. Nun erst entdecken wir, daß der Tag nicht novembermäßig verschlossen und trauervoll, sondern hell und dem Leichterem erschlossen ist.

Im Stapohause werden wir getrennt. Ich muß, in Gegenwart von zwei SS-Zeugen, mich unterschriftlich verpflichten, niemals irgendetwas über die Inhaftierung auszusagen. Auch ist es mir strengstens untersagt, mein Domizil zu wechseln, ich muß dauernd für den Sicherheitsdienst erreichbar sein. Ich unterzeichne leicht und bedenkenlos. Für einige Tage Wiedervereinigung mit der Familie hätte ich die schlimmste Haft unterschrieben. Und doch wird in mir der sechste Sinn horchend, als mir plötzlich vorgetragen wird:

„Es muß Ihnen klar sein, daß Sie in die Redaktion des „Luxemburger Wort“ nicht mehr eintreten können. Die Gründe werden Sie ohne Zweifel kennen. Freilich darf diese Tatsache Sie nicht abschrecken. Ihnen stehen größere Betätigungsfelder offen. Sie haben sogar die Wahl, sich in Deutschland den Ihnen zusagenden Wirkungsplatz auszusuchen und uns bekannt zu geben. Wir werden Sie mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln unterstützen.“

Was ist das? Ein Angebot oder eine Aufforderung? Nein, auf diese Art werden sie mich nicht kapern. Ich spreche es offen aus:

„Ich danke! Leider liegen bei mir die Verhältnisse so, daß ich die Heimat nicht verlassen kann. Ich glaube nicht, daß ich weiterhin journalistisch tätig sein werde.“

„Wie Sie wollen! Aber die Folgen etwaiger unüberlegter Handlungen werden Sie selber zu tragen haben. Das ist Ihnen doch klar?“

„Es ist mir klar, obschon ich nicht einsehe, um welche Handlungen es sich in Ihrer Meinung drehen könnte.“

„Das werden Sie schon erfahren. Ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, daß Sie Ihre Adresse nicht ändern dürfen. So, das wollten wir Ihnen noch mitteilen.“

Wir treten wohl erleichtert, mit einem gedämpften Jubel im Herzen, in den Tag, in die Welt der Freiheit hinaus, aber ich kann nicht gleich die versteckte Drohung in den Worten des Gestapomannes vergessen. Hinter der lauernden Art seiner Ausführungen lag eine Gefahr, der ich nicht entronnen bin. Wie wird das alles morgen, übermorgen weitergehen?

Ach was! Die Schönheit dieser Stunde ist unser. Rufen wir die gleiche blanke Lust in den Seelen der Frau und des Kindes auf. Ich lasse die Lieben durch die Vermittlung der Schwester an den Fernsprecher bescheiden und werfe meinen Gruß in ihren süßen Schreck. O wunderbarer Augenblick, da wieder



Ein „Erlöster“

Sprache und Gehör die direkten Mittel der Vereinigung sind. Wir haben uns wieder.

Zwei Stunden später haben wir uns ganz und tragen unser stummes Glück, an den mitentzündeten Freunden vorbei, in unser stilles Haus, das widerhallt vom Jauchzen des Jungen, der seinen liebsten Spielgesellen wiedergefunden hat. Das Allerhöchste wie das Allertiefste wird nur im Schweigen kund. Wenn wir sprechen, ist es nicht, um die Fülle des Inneren erkennen zu lassen, sondern um ihre Reinheit und Heiligkeit mit Worten zu verschleiern. Göttliche Sprache ist die Stille. Lauschen dürfen ist alles. Haltet den Atem der Welt! Schon ist das Leid verloren. Die Not versinkt. Das Stumme dröhnt, und seine Wucht ist Dank. Ein Horchen über uns ist offen. Kommt, wir wollen es auffüllen!

Und dann ans Werk!

O, es wäre so fruchtbar Vieles zu tun, wenn ich dürfte, wie ich wollte, denn die entsetzlich dynamische Gewalt der Phrase, die vom gedankenlosesten Beherrscher der deutschen Presse klar erkannt und in raffiniertester Weise in die Welt geleitet worden ist, in der sie erschreckender tötet als die Waffe der Schlachtenlenker, hat auch bei uns bereits die unheimlichste Verwirrung angerichtet. Ich erkenne nun, daß wir, bei aller aktiven Besessenheit, viel zu wenig getan, wenn überhaupt versucht haben, die ungeheure Diskrepanz zwischen den nationalsozialistischen literarisch-journalistischen Kleinheiten und ihrem welterschütternden Lärmen bloßzulegen. Welch furchtbare Mächte hinter dem Unsinn lauern, der sich Tag für Tag durch die Zeitungen ins Volk ergießt, läßt sich nur noch von dem ermessen, der ihre Wirkung im Wahnsinn der Zerstörung alles Geistigen erlebt hat. In der giftigsten Satire möchte ich die Gesamtheit dieser nichtssagenden, aber vielschreibenden Hohlköpfe erledigen, die Karl Kraus so schlicht und erschlagend das Tinterltum genannt hat. Aber ich bin, jetzt mehr denn je, ein Vogel für die Katz, wenn ich mich nicht vorsehe. Nein, mein Sinn steht gar nicht nach der Zeitung, die ein willenloses Werkzeug in Goebbels' Macht geworden ist.

Da aus ebenso unbekanntem wie unbegreiflichen Gründen das deutsche Propagandaministerium es unterlassen hat, zugleich mit der Zeitung auch die Druckerei in ihren Besitz zu bringen, ist mir die Möglichkeit gegeben, im Verlag der

St. Paulusdruckerei meine Kräfte einzusetzen. Ausgehend von der Erkenntnis, daß die Okkupanten früher oder später den Profanverlag unterdrücken werden, während sie vielleicht ein nur religiöses Unternehmen weiterhin dulden würden, unterbreite ich dem Verwaltungsrat einen weitgehenden Plan der Umstellung und werde daraufhin zum Leiter des neu zu entstehenden Unternehmens bestellt. Pläne, die im Trierer Gefängnis vorbedacht und ausgearbeitet worden sind, können nun den Weg der raschen Verwirklichung gehen. Ich setze meinen ganzen Eifer und alle meine Liebe ein, meide aus Gründen der Vorsicht die Öffentlichkeit und habe nur einen Wunsch, ein großes Werk entstehen zu lassen, das den Ruf des Hauses auch weiterhin wahren würde.

Leider kann ich mich nicht so isolieren, daß kein Partikelchen der nazideutschen Kompaktheit mich entdecken würde. Herr Lorenz ist denn auch, wie erwartet, der erste, der meinen Frieden stört. Ich muß seiner dringend vorgebrachten Einladung Folge leisten, im Arbedgebäude vorsprechen und neuerdings die Verpflichtung, zu schweigen, unterschreiben.

„Wie dürfen Sie draußen behaupten, wir hätten Sie entlassen müssen, weil nichts Stichhaltiges gegen Sie vorzubringen wäre?“

„Ich habe weder das, noch etwas anderes behauptet, weil ich seit meiner Rückkehr wie ein Menschenscheuer mein Leben lebe.“

„Sehen Sie sich vor! Sie wissen doch, mit welchen Mitteln wir unsere Gegner zu beruhigen verstehen. Der zweite Akt wird schlimmer als der erste sein. Verstanden?“

Die Sprache verstehe ich wohl. Aus allen Ecken fällt sie über mich her. Ein Herr Elsner redet sie in der Redaktion des „Luxemburger Wort“, ein Herr Dr. Glass bringt sie gar zu mir ins Büro. Erst redet er wie der Fuchs in der Fabel, dann bittet er mich, ihm nicht dafür zu grollen, daß er meine Nachfolge in der Zeitung habe antreten müssen, und schließlich über- rascht er mich mit einem Danaergeschenk:

„Ein Mann mit Ihren Fähigkeiten! Hier dürfen Sie nicht versauern, ganz Deutschland steht Ihnen offen. Ich weiß bestimmt, daß Sie nur einen Wunsch zu äußern brauchen, und er wird erfüllt werden. Seien Sie doch nicht so engstirnig! Greifen Sie zu!“

Ich kenne diesen Ton. Er klingt noch von Trier her in meinen Ohren nach. Aber meine Meinung hat sich nicht geändert: da, wo ich bin, werde ich bleiben und arbeiten, denn Luxemburg braucht seine Männer!

Die Leuchten aus dem Gaupropagandaamt sind wahrscheinlich anderer Meinung. Jedenfalls versuchen sie andauernd, mich zu ihrem Mitarbeiter zu machen, und zwar auf Umwegen, die das letzte Ziel verbergen sollen. Ich weiche aus und lehne ab und kann es doch nicht verhindern, daß eines Tages ein Herr Urmes sich persönlich in die Siegfriedstraße bemüht, um das seltsame Tier, das dauernd seinen Fängen entgeht, aus nächster Nähe zu betrachten. Er läßt mich rufen und stellt sich vor als der Chef des Propagandaamtes.

„Ich habe von Ihnen gehört“, sagt er. „Sie haben, wenn ich nicht irre, ein wenig Pech gehabt, aber das darf Sie nicht in die Sackgasse der Verbitterung treiben. Darf man bei Ihnen nicht auf die Vernunft pochen und die Einsicht anrufen, um Sie der notwendigen Entwicklung der Weltgeschichte zu erschließen? Früher oder später werden Sie sich entscheiden müssen. Wählen Sie als intelligenter Mensch sofort! Bleiben Sie nicht auf diesem kleinen Raume haften! Sie haben doch die Kraft, in die Weite des geistigen Raumes vorzustoßen. Weshalb wollen Sie nicht nur gegen die Natur der Dinge, sondern auch gegen Ihre eigene Natur ankämpfen? In Deutschland steht Ihnen die größte Zeitung offen, wenn Sie wollen. Ungeahnte Möglichkeiten, auch materieller Art, liegen vor Ihnen. Überlegen Sie, entscheiden Sie sich! Die Gelegenheit ist einmalig.“

Es ist überlegt und längstens entschieden. Ich bleibe in der Heimat, die mich bereits in einen neuen Wirkungskreis hineingestellt hat.

Nun hat's geklingelt.

Am nächsten Tage, acht Tage vor Weihnachten, also am 17. Dezember, um sechs Uhr abends erfüllt sich mein Schicksal.

„Herr Grégoire, ans Telefon!“

„Ja, bitte!“

„Herr Grégoire? Hier Lorenz, Geheime Staatspolizei! Ach, Herr Grégoire, würde es Ihnen etwas ausmachen, so gegen sechs Uhr bei mir vorzusprechen. Es wird nur einen Augenblick beanspruchen. Nein, nicht lange! Nur ein kleiner un-

wesentlicher Widerspruch in Ihren und Jobs Aussagen! In fünf Minuten wird er geklärt sein. Ja?"

„Natürlich, Herr Lorenz! Ich werde um sechs Uhr eintreffen.“

Langsam lege ich den Hörer nieder. Zum Greifen ist in mir mit einem Male die Gewißheit, daß ich Frau und Kind nicht wiedersehen werde. Der Blitzstrahl der Erkenntnis läßt meinen Blutschlag stocken. Vor welchen Endes Anfang bin ich hingestellt? In welchen Räumen der Not werden wir uns wiederfinden?

Ich läute Straßen an.

„Tavie!“

„Ja!“

„Laß dich nicht erschrecken! Bleibe ruhig, auch wenn ich heute abend nicht nach Hause zurückkehren sollte!“

„Pierre, was ist geschehen?“

„Noch nichts! Aber ich muß sofort zur Gestapo. Lorenz hat angerufen. Er hat die Angelegenheit derart bagatellisiert, daß ich das Schlimmste befürchten muß.“

„Mein Gott!“

„Nicht weinen! Noch ist nichts entschieden. Auf Wiedersehen!“

„Pierre!“

Ich trage diesen Ruf, der ein verhaltener Notschrei gewesen und in den Fluten eines Seelenweins versunken ist, durch Dunkel, Schnee und Frost ins Arbedhaus hinüber. Ich schleppe ihn wie eine unnennbare Last die Treppen empor und kann ihn auch nicht im Zimmer der Tyrannei, im Angesicht meines Rufers ablegen. Herr Lorenz schnarrt:

„Schön! Aber Herrn Job haben wir noch nicht erreichen können. Sie wissen nicht zufällig, wo Ihr Mitarbeiter sich gewöhnlich aufhält? Nein! Mensch, machen Sie mir doch nichts vor! Wenn man gemeinsam eine antideutsche Bewegung aufbaut, kennt man zum mindesten die Schlupfwinkel seiner Kumpane. Na ja! Wir kennen Sie ja! Wir werden ihn auch ohne Ihre Mithilfe entdecken. Vielleicht könnten Sie, sagen wir mal, in einer halben Stunde wieder vorsprechen! Aber pünktlich in einer halben Stunde!“

Der Ton ist überzeugend. Eine Weile spiele ich mit dem Gedanken, durch die Flucht mich der kommenden Katastrophe zu entziehen. Wer aber sagt mir, daß nicht hinter mir ein

Beobachter einherschleicht, der alle meine Schritte überwacht? Gesetzt auch den Fall, meine Flucht gelingt, wie werden sich die deutschen Sicherheitsorgane meiner Familie gegenüber verhalten? Nein, ehe ich Frau und Kind die Unannehmlichkeiten aufbürde, will ich sie doppelt selber tragen. Ich bin also bereit.

Ich suche den Schwager auf und übertrage ihm die Sorge für die Lieben zu Hause. Sein Wort beruhigt. Um halb sieben betrete ich ein zweitesmal die Weihstätte der Lorenz'schen Justiz. Christian Job ist zugegen. Der Allgewaltige begrüßt mich mit schallender Schnoddrigkeit:

„So! Da sind Sie! Also meine Herren, ich bedauere, Ihnen mitteilen zu müssen, daß ich Sie, auf höheren Befehl hin, neuerdings verhaften muß. Es ist nicht meine Schuld, ich habe alles getan, um Sie zu retten, aber die übergeordnete Stelle von Berlin hat anders entschieden. Nun fallen Sie bloß nicht um vor Schreck! Die Zeit ist kurz. Ich muß Sie heute abend noch nach Trier überführen.“

Ich bin nun wirklich nicht erschrocken, weil ich diese Lösung habe kommen sehen. Aber ich möchte noch einmal die Stimme der Frau hören, ehe ich verschwinde. Ich wage es, Herrn Lorenz um Erlaubnis zu bitten.

„Natürlich! Natürlich! Aber machen Sie rasch!“

Ich wähle Straßen. Straßen läutet. Da überkommt mich jählings eine Furcht, die Frau möchte diesen direkten Schlag nicht ertragen, ich lege den Hörer rasch wieder nieder, sehe, wie Herr Lorenz argwöhnisch mein Tun verfolgt, wähle gelassen die Nummer des Schwagers Adolf Peusch und übermittele ihm die Bestätigung der vorher geäußerten Vermutung:

„Ich bin eben verhaftet worden. Noch diese Nacht geht es nach Trier. Sorge mir für Frau und Kind! Auf Wiedersehen!“

Adolf möchte noch einige Fragen beantwortet wissen. Ich sehe, wie Herr Lorenz sich nähert und jedes Wort aus meinem Munde erhaschen will. Langsam schalte ich aus und spüre im Herzen den Riß, der mich plötzlich trennt, da der Kontakt zwischen der Welt, die meine für eine kurze Zeit wieder gewesen war, und dem Apparate eines herzlosen Amtes zerstört wird. Aus! Eine neue Epoche beginnt.

Der Wagen steht bereit. Herr Lorenz macht uns darauf aufmerksam, daß bei einem etwaigen Fluchtversuche ohne

weiteres scharf geschossen wird. Den Besitz von Schießwaffen traut er uns harmlosen Bürgern nicht zu, und so führt uns der graue Wagen ein zweites Mal der Porta Nigra entgegen.

Trier ist nur eine kleine kurze Zwischenstation auf unserer großen Fahrt. Nach einer endlos scheinenden Nacht, die wir in der Durchgangszelle des Gefängnisses mit mutmaßenden Gesprächen zu verkürzen suchen, bringt uns ein ziviler Gestapomann in aller Frühe zum Hauptbahnhof, wo ein zweiter, ebenso ziviler SS-Jünger uns erwartet. Aus ihrer Unterhaltung erhorche ich das Ziel unserer Reise: Berlin.

Die Fahrt im Schnellzug gleicht weniger einem Gefangenentransport als einer fröhlichen Vergnügungsreise ins unbekannte Blaue. Wir fühlen uns nicht unfrei, unterhalten uns mit den Mitreisenden, die in unsern Begleitern nicht im geringsten die Vertreter einer gefürchteten Gilde erkennen, und lassen einem gewissen Galgenhumor, in dem besonders Christian Job exzelliert, den freiesten Lauf.

In Gießen feiern wir bei Bier und markenfreier Kohlsuppe Mittag, ergehen uns auf dem Bahnsteig die zusammengefrorenen Glieder und stoßen plötzlich auf Bekannte. Alex Kinn erkennt mich, begrüßt mich von weitem und möchte mir dann auch die Hand reichen. Ich winke heimlich ab und deute unauffällig auf unsere maskierten Schutzengel. Alex versteht sofort und wendet sich ab. Im Schnellzug Gießen—Berlin führen wir dann rasch eine geheime Begegnung herbei. Ich decke den Sinn unserer Reise auf und erbitte die Mithilfe des Bekannten zur Benachrichtigung meiner Frau. Er sagt bedenkenlos zu, — da drängt sich einer unserer Wachgeister dazwischen.

Doch die Reise ist weit, und der Gelegenheiten gibt es viele, die geplanten Dinge ins rechte Lot zu bringen. Christian Job hat es verstanden, durch den ergötzlichen Vortrag köstlicher Erinnerungen eine jüngere ZuhörerIn zur Abgabe einiger Fleischkarten zu bewegen. Dieser unerwartete Ertrag seiner Erzählkunst läßt dem Beschenkten nun keine Ruhe. Der Zug führt einen Speisewagen, wir fahren zweifellos einer Hungerperiode entgegen, wie wäre es, wenn wir da etwas vorbauen würden? Wir bauen vor, lassen uns im Wagon-Restaurant wie die Freiesten der Freien nieder und setzen das Donum

einer Unbekannten in ein herrliches Mahl mit Wein und Zigarren um. Wir haben Zeit und pflegen die Gemütlichkeit. Nur unserm Cicerone paßt diese Selbstherrlichkeit weniger in die Rechnung, — er beteiligt sich, bloß um in unserer Nähe zu sein und uns im mißtrauenden Auge zu behalten, zu einem Viertel an unserem Markenumtauschmanöver, freilich ohne unsere hewundernswerte Ausdauer. Nach einer halben Stunde verläßt er den Raum der Genüsse und zieht sich in unser Abteil zurück. Der Augenblick ist günstig, ich nutze ihn aus.

Rasch ist die Anschrift meiner Familie zu Papier gebracht, noch rascher Alex Kinn nebenan im Korridor aufgespürt. In vier Sätzen haben wir uns verständigt. Ich atme auf und bin beruhigter, da ich weiß, daß durch diese Tat die Frau daheim auch leichter in die Ruhe hinüberkommen wird. Aus dem Gruß eines Fremden: „Im Schnellzug nach Berlin habe ich gestern Herrn Grégoire getroffen. Er fuhr mit Herrn Job nach Berlin und bat mich, Ihnen mitzuteilen, daß alles gut gehe und er zuversichtlich sei. Grüße besonders an Frau und Kind!“ wird sie meinen zukünftigen Aufenthaltsort erraten können.

Gegen Mitternacht erreichen wir das abgedunkelte Berlin. Zwanzig Minuten Marsch bringen uns in die berühmte Prinz-Albrecht-Straße zum Hauptquartier der deutschen Gestapo. Die Beamten vom Dienste empfangen uns mit jener Kühle, die weder der Höflichkeit noch ihrem Gegenteil das mindeste vergibt, lassen unsere Personalien in die Riesenkartei ihrer Schützlinge niederlegen und führen uns treppauf, treppab in jene stillen Winkel, wo die Feinde des Regimes durch alle Stadien der Verzweiflung der Erlösung dieser oder jener Art entgegengehen. Der Gefängniswärter erschließt uns nicht die Türe, sondern nur ein Lükchen und bedauert:

„Alles besetzt! Kein Platz frei!“

„Die beiden kommen aus Luxemburg.“ Und leiser, mit dem Unterton des Geheimnisvollen, das hier wohl das „Epheta!“ aller Abriegelungen ist; ich verstehe doch das Flüsterwort, da ich zu nahe stehe: „Auf Anordnung Bohles!“

Selbst dieser Parole ist der Herr der tausend Zellen unzugänglich:

„Ja, wenn uns eine Voranmeldung erreicht hätte, wären zwei Zellen freigemacht worden. Nun ist es zu spät!“

Wir machen, nicht einmal allzusehr enttäuscht, die anbefohlene Kehrtwendung und folgen unserm Führer nach einem andern unbekanntem Ziele. Nein, am Ende unserer Pilgerfahrt müssen wir feststellen, daß dieses Ziel uns sehr bekannt ist, da es sich um den Hauptschauplatz eines Döblin'schen Romanes handelt, nämlich um den Alexanderplatz und sein berüchtigtes Polizeigefängnis, in dem auch die Freunde aus Luxemburg, Origer und Esch, seit zwei Monaten ihren Aufenthaltsort gefunden haben.

Die Beamten, oben im zweiten Stockwerk, unterscheiden sich grundsätzlich von ihren Kollegen aus der Prinz-Albrecht-Straße. Sie sind von einer erschlagenden Korrektheit, handeln wie Pargaraphenmarionetten und sperren uns in einen Rieseneisenkäfig, der die Mitte eines Zimmers einnimmt. Ich bin befriedigt, im Geiste tief befriedigt, da ich erkennen muß, wie sehr dies in der Ordnung der allgemeinen deutschen Anschauung ist: Gegner werden nicht mehr als Menschen geführt, sondern als eine neue und darum gefährliche Spezies aus der Tierwelt in den Käfig der Entehrung und der Vorsicht eingesperrt. Da sitzen wir nun und sehen die Deutschen an. Aber nicht ihnen, sondern uns steigt die Scham hoch, wir senken das Haupt und wissen, daß diese Kategorie der *hominum sapientum* in alle Ewigkeit verloren ist. Wir trösten uns mit Tolstoi, der schon mehrere Jahrzehnte zuvor die Wahrheit in der Erkenntnis entdeckt hat, daß in einer Welt, die von der Niedertracht geführt wird, nur das Gefängnis die rechte Wohnung für den anständigen Menschen sein kann. Seien wir darin umso lieber daheim, je stärker jene auf die Führerschaft in einer sogenannten Welt der Freiheit pochen!

Unten in der Verwaltungszentrale nehmen wir den ersten Kontakt mit der deutschen Unterwelt. Wir stoßen mitten in den Wirbel einer Razzia hinein, stehen plötzlich im Volldunst der Kriminalität und fühlen langsam das Ingrediens der Beklemmung aus der Seele und aus dem Geiste in uns hochsteigen. Schwül ist die Atmosphäre, in der sich der Atem des Lasters mit dem Hauch der Lüge mischt. Alle Fenster, die hinausführen zur wahren Menschlichkeit, sind hermetisch abgeschlossen. Die letzten uniformierten Troßknechte der Justiz geben wie die Ausfeger der Gerechtigkeit den blauen Rauch ihrer Ueberheblichkeit und ihrer Herzlosigkeit dauernd hinzu, und was da überall in Erstickungsqualen röchelt, ist nicht nur

der Geist der Wahrheit, sondern vor allem der wahre Geist, die Herrenmenschen als Chlorophyllin des Innendaseins ablehnen, nachdem sie den herrlichen Reiz des Clorpikrins erkannt haben, dessen Ueberwirkungen die Hospitäler der Nazierbarmung, also die Konzentrationslager, leicht und sicher beikommen.

Wir sind aufgenommen in das Haus der Wonnen und dürfen hinubertreten in die Korridore, die ans äußerste Ende der Einsamkeit und der Verlassenheit führen. Ein Wegweiser, der das Kleid eines Oberwachtmeisters trägt, hält uns an. An dieser großen Wende, wo sich Leben und Ableben schneiden, übt er die letzte Kontrolle aus. Was du mit hinubernehmen darfst, ist das blanke Nichts hinter dem farbigen Entsetzen. Ich versuche, wenigstens ein Stumpflein Bleistift durchzuschmuggeln, um dann und wann mich in einem kurzen Spiel dem Geiste zu erkennen zu geben. Er entdeckt es, ruft den Zorn zur Hilfe und findet noch zwei weitere Teilchen eines Farben ganzen. Den Zorn löst er nun durch die Wut ab, die mich vollkommen und im wahrsten Sinne des Wortes blostellt, um der fernsten Unergründlichkeit meiner Taschen, selbst den bodenlosesten, mit sämtlichen Listen der Erwartung beizukommen. Dann erst darf ich hinübergehen in den Nachtfrieden der Zelle 88.

Ich pralle an der Finsternis auf und protestiere:

„Herr Oberwachtmeister, da brennt kein Licht!“

„Natürlich nicht!“ sagt der Herr Oberwachtmeister, „es ist Verdunklungszeit. Tasten Sie sich ruhig zum Bette vor!“

Ich taste mich vor und schlage mir eine schmerzende Beule just über den völlig nutzlosen Augen.

„Haben Sie's?“ fragt auen der Herr Oberwachtmeister.

„Leider!“ antworte ich. „Und ein Tisch ist auch nicht da!“

„Wirklich nicht?“ höhnt der Herr Oberwachtmeister. „Und ein Diwan auch nicht! Und ein Klubsessel noch weniger! Haben Sie sich nicht etwa in der Adresse geirrt und im Adlon absteigen wollen?“

Pang! Die Türe zu! Riegel vor! Angenehme Ruhe!

Ich kann nicht klagen. Das Tier zum mindesten will etwas Kurzweil in meine Einsamkeit bringen, indem es sich zugleich das braune Dasein versüßt. So habe ich denn die ganze Nacht

hindurch Gelegenheit, über die inneren Beweggründe seiner Menschenfreundlichkeit die überraschendsten Deutungen zu versuchen und seine Kupidität mit jener einer anderen braunen Theorie in den erfreulichsten Vergleich zu bringen. Niesegeahnte Horizonte gehen mir auf. Die makrokosmische Sehnsucht der Idiotie wie der mikrokosmische Hunger nach Blut gehorchen den gleichen Gesetzen, da sie geboren wurden und sich erhalten in derselben widernatürlichen Ordnung, hier in der Unreinlichkeit und dort in der Unmoral. Beiden bin ich nun ausgeliefert, aber wieder stellt sich heraus, daß im Tier die bessere Seele wohnt: tagsüber achtet es den Frieden, den die Opposita auch im Angesicht der Sonne stören!

Im Angesicht der Sonne nun erwarte ich das entscheidende Verhör, das in Luxemburg angekündigt und in Trier uns als eigentlicher Zweck der neuen Verhaftung bestätigt worden ist. Ich warte durch den Mittag der Unruhe bis in den Abend der Empörung und in die Nacht der Entscheidung hinein. Am nächsten Morgen geht die Saat des Vortages in einer sturmbewegten Erregung auf. Der Ruf meiner Hoffnung findet nicht mehr Antwort als der Schrei meiner Seele. Mein Gebet wird Zorn, und Zorn wieder mein Gebet. Es ist kein Lauschen in der Welt und kein Horchen in der Ueberwelt. Aber in fünf Tagen ist Weihnachten, und ich möchte zu Weihnachten die Stimme meines Jungen hören, der unter dem Weihnachtsbaum sein Lied singt: Il est né le divin enfant! Gibt es denn nirgendwo einen Mund, der die Stummheit des Seins zertrümmert? Vernimmt auch der „Eli! Eli!“ nicht die Verzweiflung, die in geballten Notwogen ihn angeht? Oder muß das „Lamma sabac-thani!“ aus den allerletzten Tiefen der Verlassenheit steigen, ehe es fern in den Räumen des Unendlichen eine Saite des Gefühls und der Erbarmung rührt? Vater, der ich dein Kind in Leid bin, sieh mich Vater eines Kindes sein, das in Qualen weint! Nicht meinetwegen, sondern um seinetwillen höre her und mach mich frei! Die tosende Stille des Universums schreit ihr Nein in den flehenden Aufruhr meiner Seele. Auf und ab schleppe ich den Tod der Ewigkeit, deren Erstarrung auf mir lastet, und den Glauben an den Sieg meines lebendigsten Glaubens, der mich nach oben treiben möchte. Die ungeheuerere Erregung meiner Seele wächst sich als Zittern in meinen Fingern aus, die Finger spielen mit allen stofflichen Widerständen,

sinken in die Taschen ein und springen wieder hoch, wühlen sich, als äußere Spiegelung der inneren Vorgänge, durch den Riß des Stofflichen in die tieferen Etagen vor und greifen plötzlich einen Bleistift. Da ist der Sturm vorbei. Der Raum hat wieder Atem, die Stille ein Gesicht, und tief in den Augen des Schweigens sehe ich ein Lächeln schimmern. Ist das die Antwort der angepochten Ewigkeit? Offenbart sich so der Lebendige als mit mir seiend noch in der Unwahrscheinlichkeit des Allereinfachsten. Ich werde klein und demütig und tauche hinab in die Ruhe, die sich hinter den Wüstenweiten der Empörung auftut als die rettende Oase der Entscheidung. Ich halte, in einem Stücklein Holz und Blei, die Riesensäulen der Geduld im Dom des heiligen Geistes.

Jawohl, aller Geist ist nun geheiligt. Denn all meine Gedanken schreiten durch die Dämmer des Religiösen, ehe sie im Licht der ganzergebenen Gläubigkeit Gestalten und Gestaltung werden. Ich fühle wieder, da ich schreiben darf. Darf? Ich frage nicht nach den Hausregeln, die es verbieten oder erlauben würden, ich setze mich an das vergitterte Fenster meiner Zelle, wende dem Spion an der Türe meinen Rücken zu und notiere die Einfälle meiner Phantasie auf den Papierfetzen, die mir morgens zu andern Zwecken überreicht worden sind. Was Flamme in mir gewesen ist, wird brausendes Feuer. Der Adventring um mein Inneres ist gesprengt worden, eine Erlösung wird hineingeboren, und aus allen Höhen des Geistes singen die Engel des Willens ihr Halleluja. Was ich dichte, soll eine Gabe sein: Ich schenke Dir mein Werk, Du, gib mir dafür den Frieden und die Freiheit! Sieh, Du dichtetest ja in mir, indem Du alles Starre meiner Seele und meines Geistes berührst, sodaß es Strömung wird, das mich hinüberreißt in die Fülle, in der ich mit Dir vereinigt werde!

So entstehen in etlichen Wochen die Kleinen Spiele um den großen Spieler. Ein geistig-seelischer Rausch ist über mich gekommen, er schafft die religiösen Dichtungen. Zuerst das Weihnachtskrippenstücklein: Die Närrin mit dem Gotteskind, das die fast blasphemisch abwegige Kindessehnsucht einer Geisteschwachen aus der Hut eines Onkels in die Kirche zur Krippe und zur Gottesmutter treibt, von der sie für einen Augenblick nur das Kind für sich erlebt. In der beinahe unweltlich sich äußernden Reinheit der Betreuung und in dem in der Selbstverständlichkeit des Geschwisterlichen sich abspielenden

Gespräche entläßt sich die letzte, weil wundersam klar erkennende Gläubigkeit der Irren, die in der Unschuld der Priestertlichkeit sich dem Ewigen ergibt. Noch zarter im Ausdruck, von einer schwebenden Leichtheit, ist „Mariä Himmelfahrt“, die Geschichte der Freundin Mariens, die das Wunder des Heimanges so mit allen Beiläufigkeiten des Geistes und der Seele und des Herzens miterlebt hat, daß sie nach der Erzählung der Vorgänge bis zum Aeüßersten geschwächt hinsinkt und der Entschwundenen durch die einzige Kraft ihrer Sehnsucht folgt. Im „Tänzer Unserer Lieben Frau“ weitet sich die närrische Tat eines tiefsinnigen Tänzers zur wahren Erkenntnis des Lebens und seiner Ueberwindung über die Stufen des Wortes, des Klanges und des Rhythmus im Glauben an die Dreifaltigkeit. Vollkommen ichbezogen ist „Die Heimkehr“, die in der Form eines Zwiegespräches die ungeheueren Leiden der Trennung mit allen Phasen der Verwirrung, des Zweifels, des Trotzes, der Empörung, der Verblendung, der Erkenntnis, des Einfalls in Gott, der Schuldbewußtheit, der Ergebenheit, der Liebe und der seligsten Vereinigung im Kinde erfassen und gestalten möchte, während „Der Eremit“ das Problem der ewigen Schuld im Kampf des guten Willens mit der Versuchung als Flucht und Rückflucht vor Augen führt.

Daneben werfen Liebe und Erinnerung unaufhörlich ihre lyrischen Rufe in die Ferne. Denn

Fern, wo die Tage in Glück stehn,
Trauern doch Frau mir und Kind.
Achtsamer müßt ihr zurückgehn,
Wandernde Wünsche im Wind.

Die Ferne bleibt stumm. Auch meinen in Sehnsucht lodern-den Briefen erschließt sich keine Stimme. Wir schreiben das Jahr 1941, keine Justiz hat sich um mich gekümmert, keine Heimat hat mir Trost geschickt, die Wärter gehen an meiner Zelle wie an einem Sterberaum vorbei, indem sie von Zeit zu Zeit den Spion öffnen und sich überzeugen, daß ich noch immer nicht den Odem verschenkt habe, die Kalfaktoren reichen mir morgens, mittags und abends ein Mahl, das nur den leiblichen Hunger vermehren kann, die Bläue des Himmels kenne ich nicht mehr, da mir sogar der Spaziergang verwehrt ist, ich wechsele aus der Zelle 88 nach 64 und von dort nach 39 hinüber, über mir und um mich blüht das Vergessen, von den

Mauern höhnt mich in schreienden Inschriften die pervertierte Phantasie grober Vorgänger oder die verzweifelte Seele reuiger Sünder an, ich klammere mich an das Wort, das stumm bleibt, jenes, das ich denke und schreibe, wie jenes, das Fleisch geworden ist, ich schlage es mit Schreien, ich peitsche es aus allen Nächten, damit es mich vor der Nacht des Wahnsinns rette, denn manchmal fühle und höre ich in einem irren Lachen den Wahnsinn durch die Korridore schreiten, ich bin zu erregt, um noch in Versen mich austoben zu können, so wende ich mich der Prosa zu und schleudere die Gluten etlicher Romane aus, in denen ich, unter wechselnden Gestalten, der Gejagte und Verfolgte bin, der sich mit dem Ewigen im Zweikampfe mißt, um dauernd dem Unendlichen in der vollkommensten Ergebung zu erliegen.

Im „Spanischen Wirbel“ bin ich der Capitano, der auf der Flucht vor den schlichten Gebeten eines Mädchens und auf der Flucht vor dem unerkannten Gott im eigenen Herzen durch den Glutofen des Bürgerkrieges und die übermenschlichen Taten des empörerischen Heldentums in die Not der Besinnung und in den Trost der Erkenntnis getrieben wird, um in den erkannten Gott hinaufzusterben.

Als Piotr baue ich dann dem „König unter Erden“ den heiligen Thron als Gelöbnis der Treue, und dieses Gelöbnis der Treue halte ich, mit der Geliebten, bis in den Tod unter dem Kugelregen des Exekutionspelotons.

Im „Kleinen Engel Li“ finde ich mich verdoppelt wieder in den Gestalten zweier Missionare in den aridesten Regionen der chinesischen Hochebene. Hier bin ich der ganz in mich gekehrte Seelenhirte, der nur die Glorie seiner Kirche in der vollständigsten Verinnerlichung sucht, und dort der vorstürmende Eroberer, der sich alle Errungenschaften der Technik zu Diensten macht, um das Heil nicht nur für sich, sondern für Viele auf den beflügelten Motoren der raumfressenden Maschine zu erjagen. Doch nicht einmal mit dem rasenden Flugzeug darf ich die enfesselte Bestialität der Gotteshasser einholen, die den verinnerlichten Priester in einer neuen Passion zu Tode martern.

Schon die kleinen Theaterstücke in Versen haben mich bis zur Erschöpfung ermüdet. Aber ich bin innerlich aufgebrochen,

wuchtig drängt das Ungesagte zu Wort und flammt über in der unsterblichen Sucht, den allerletzten Sinn aller Leiden in einer greifbaren Erkenntnis zu klären. Es ist Kampf gegen den Zweifel und Kampf um die Liebe, es ist Ringen mit den Dämonen und Ringen mit den Engeln, es ist Auflehnung gegen den ewigen Peitscher und Wille zur Ergebung in den höchsten Willen. Und es ist der Schrei, der nicht verstummen kann: Sieh, ich gebe Dir Alles, was Du verlangst, ich gebe mich Dir bis zur völligen Erschöpfung, Du gib mich frei und gib mir eine Antwort aus der Heimat!

Am 17. Februar sende ich einen neuen Ruf hinaus:

Ja, mit der einfachen Anrede dürfte ich auch schon den Brief beschließen, denn sie enthält alles, in der ungeheueren Ballung eines Wortes, was mein Herz euch immerdar zurufen möchte und endlos zuruft: die unsagbare Liebe, die grenzenlose Sehnsucht, die schon in Weh zerfließt, und der mächtigste Wunsch, daß es euch nur wohlergehen möge! Ihr sagt mir so vieles in euerem Schweigen, und wenn ich auch nicht alles verstehe, dann fühle ich doch alles, was ihr mir sein, was ihr mir geben möchtet, und ich danke euch über alle Fernen hinweg. O ja, ihr seid mir so namenlos fern, viel ferner als von Straßen nach Berlin, denn zwischen uns liegen jetzt bereits hundertvierzig Tage der Trennung, die danach schreit, euch nahe zu fühlen, aber ihr gleitet still und stumm mit jedem Tage ferner ab. Ferner freilich bin auch ich euch gekommen, ich weiß es, aber ihr habt wenigstens die Heimat und das Schönste: die Arbeit. Ich habe nichts als die Verlassenheit, die mich erdrücken möchte, und manchmal habe ich außen im Flur den Ruf eines bekannten Namens: Origer! Einmal glaubte ich gar seinen Schritt und seine Stimme zu hören, aber ich glaubte nur. Ich glaube ja so vieles in diesen Tagen, so vieles, was nicht ist und nicht werden will. So drückt es mich tiefer in die Verlassenheit und weiter empor in die einzig mögliche Flucht aus der Trostlosigkeit. Ich habe mich ja in alles ergeben, ich hoffe nur noch in den Tag hinein und hoffe, immer stiller und stiller, wieder aus dem Tag hinaus. Gibt es eigentlich noch etwas anderes in der Welt als die Hoffnung und euch, aller Hoffnung Ziel und Inhalt?

Ich möchte ja nun unserm lieben Jeanji wieder eine Geschichte erzählen, aber siehst du, mein Junge, es blüht nicht

mehr in mir, der Raum, wo früher die Geschichten wuchsen, ist still und leer, wie eine Kirche im Nachmittag. Da ist weiter nichts als Lauschen auf etwas, das nicht kommen will. Es lauscht und lauscht, und alles bleibt stumm.

Da verstummt auch die Stimme in mir. Der Rausch der Gestaltung ist vorbei. Der Tag der Phantasie ist zuende, und es wird Abend in den Regionen der Inspiration. Der Hunger des Geistes steht zurück hinter dem Hunger des Körpers. Und alle Wünsche zielen bald nach leiblichem Brot.

Eine kleine Aenderung in meiner Lebensweise ist eingetreten. Wöchentlich zweimal darf ich hinunter in die Winzigkeit eines Hofes, der sich vergebens bemüht, ein Endlein Himmel einzufangen. Hundert ausgemergelte Gestalten finden sich in einem Wanderkreis zusammen, dessen Mitte ein behelmter Polizist ist. Die Erholungspausen sind uns unendlich lieb als Möglichkeit zum heimlichsten Gedankenaustausch, zum Durchschmuggeln ganzer oder gevierteilter Journale und zur Begrüßung alter Bekannter. Christian Job ist noch immer da, Origer bleibt oben in seiner Zelle, und von Batty Esch entdeckte ich nicht die geringste Spur.

Doch, eines Tages, da ich zur Kasse hinunter muß, stoße ich unversehens im Treppenhaus mit ihm zusammen. Ich erbebe, als ich seine Züge sehe und seine Gestalt überblicke. Da steht vor mir noch kaum die Hälfte von dem, was Batty früher gewesen ist: die erschütternde Folge einer aufgezwungenen und maßlosen Askese! Ich möchte ihn mit Fragen überfallen, da legt er den Finger an den Mund. Hinter uns nähert sich der Wachtmeister, aber kurz bevor er uns erreicht hat, schlägt ein Windstoß die Türe zu, und wir stehen unbeobachtet. Die Gelegenheit nutzen wir aus. Batty möchte wissen, wie es in der Heimat steht. Ich teile ihm in einer kurzen Schilderung das Wesentliche mit. Er weiß aus den Briefen seiner Mutter, daß ich im „Alex“ bin. Die Erwähnung gibt mir den Anstoß zur Frage, ob er regelmäßig Post erhalte. Der Trost ist ihm noch nicht vorenthalten geblieben, und ich muß ihn glücklich preisen, da er so die Qualen der unerfüllt bleibenden Erwartung nicht zu tragen hat. Freilich trägt er nicht minder schwer an dem höheren Leid der Gefangenschaft, die, er weiß es, weil er die Unerbittlichkeit der Gestapojustiz kennt, bis zum

Ende des Krieges andauern wird. Ich versuche, das Gegenteil in einer Sphäre des Optimismus klar werden zu lassen, er aber unterbricht mich in seiner alten energischen Art:

„Nein! Realist bleiben! Klar denken! Das kann uns nur von Nutzen sein. Aus welchen Gründen wollen sie unsere Einkerkierung? Ich glaube, diese Gründe sind durchsichtig genug. Sie werden nicht in absehbarer Zeit hinfällig, zum mindesten nicht vor Kriegsende. Trotzdem hoffen, hieße, sich wider die Vernunft stellen, im Leid sich selber quälen. Rechne mit Jahren, um ruhiger zu werden!“

Mit Jahren rechnen! Furchtbar ist die Konsequenz seines Denkens. Wir soll ich die Jahre der Trennung ertragen können, wenn mich die Wochen schon zu Boden drücken und zu erdrücken drohen? Ich möchte die Auffassung des Freundes mit der ganzen Stärke meines froheren Glaubens widerlegen, da stellt sich der Wachtmeister zwischen uns und bringt uns auseinander.

Für immer.

Die Unruhe, die er in mir wachgerufen hat, wächst mit den Tagen fort. Da zerschlägt sie unverhofft das Wunder des 22.



Mauthausen — „Mordhausen“

April. Am 22. April wird mir ein Brief von zuhause überreicht. Ich trage die Heimat, ich halte Frau und Kind in Händen. Was ist Musik? Ach, sie vermag nicht die Tiefe des Klangs zu erschöpfen, den das stumme Wort aus dem Briefe einer Frau in der Seele eines fernverlorenen Mannes aufstößt. Alle Seligkeit ist drin und alle Heimlichkeit, und Gott selber steht dahinter und lächelt, weil er sich entdeckt fühlt in der schlichsten Seiner Taten. Ihm sei Dank!

Am nächsten Tage — im Kleinen wie im Großen ein historischer Tag, an dem Bruder Viktor heiratet und die Griechen kapitulieren — gerät alles in Fluß und Aufruhr. In aller Frühe werde ich hinübergebracht zur Prinz-Albrecht-Straße und zu ihren berühmtesten Bewohnern. Vier Monate nach meiner Einlieferung komme ich zum Verhör.

Ein Dr. Schwarz, jung, arrogant, klein, süffisant, holt mich im Keller ab mit dem verheißenden Vorspruch: Denn man to! geleitet mich kreuz und quer durch das Riesenhaus, an geheimnisvollen Kammern und seltsamen Inschriften vorbei, Treppen auf und nieder, nun durch dunkle Korridore, die scheinbar nach den Höfen des Entsetzens führen, aber dann nur in Riesenzimmer mit unermeßlichen Akten einmünden, nun durch eine lange Flucht von Stuben und Sälen, bis hoch hinüber in ein Eckzimmer, wo wir in leichten Holzsesseln zur Ruhe kommen. Dr. Schwarz gegenüber sitzt ein fleißiger Diener seines himmlischen Herrn, der aus zwanzig Akten und mehr das geistige Extrakt zur einer gestapolischen Operation gewinnt. Es ist ersichtlich, daß er allzu vertieft ist, um sich in unsere Unterhaltung einzumischen. Unsere Unterhaltung plätschert leicht und seicht in den Wassern, die schon Herr Lorenz zum Schaum der Verdammung hatte schlagen wollen. Dr. Schwarz taucht nur die Feder hinein und schreibt damit ein Urteil in die Zeit. Dann legt er die Hände in Unschuld zusammen, und sein Gegenüber hat das Wort.

Der Herr ist also doch dabei gewesen und spielt vielleicht in diesem Konzert die erste Geige. Und zwar fortissimo mit verhaltenem Furor.

„Sehen Sie“, sagt er, „wenn wir den Geist und die Moral Ihrer guten Freunde, der Franzosen, besäßen, hätten wir Sie anders empfangen. An der Türe wären Sie bereits über einen Fuß in eine Faust gestolpert und der schlagenden Herzlichkeit

des Empfangs erlegen. Wir sind also nicht die Brutalen, als die Sie uns in Ihren Berichten hingestellt haben. O, ich weiß wohl, Sie haben keine Politik getrieben, Sie haben ihre Schmähungen in schöngeistigen Schriften wohl feiner ausgeschieden, so mit den Giftnadeln der Satire und mit den Knöchelschlägen des kaustischen Witzes. Dadurch gerade haben Sie uns mehr geschadet als die grobschlächtigen Politiker. Und so werden wir Sie natürlich auch weicher behandeln als ihre gefühlloseren Kollegen. Sie werden es gut bei uns haben, wenn Sie sich auch mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß die Herren vom „Luxemburger Wort“ nie mehr das Licht der Freiheit wieder sehen werden. Es sei denn, Sie lernten uns besser verstehen und mit uns den Kampf gegen den politischen Katholizismus führen.“

In diesem leichten und freundlichen Ton geht es weiter, durch sämtliche Räume der nationalsozialistischen Weltanschauung, deren Schönheit mir in allen Nuancen des Schmeichels und der Ueberzeugung geschildert wird. Freilich wird die teuflische Bosheit der katholischen Geistlichen und ihrer Schäflein nicht übersehen, sondern an einer Fülle von Beispielen saftig und drastisch dargestellt. Es gibt nichts Herrlicheres als die Beherrschung der Nazis, nichts Gerechteres als die Gestapo und nichts Göttlicheres als ihr Führer. Fünf Jahre lang hat der Kommentator für den Sieg seiner Wahrheit gestritten, fünf Jahre haben wir ihm gestohlen, und fünf Jahre lang werde ich mit Pike und Schaufel zu fronen haben, ehe sich das beleidigte Gerechtigkeitsempfinden des deutschen Volkes für besänftigt erklärt. Nein, er hält nicht im geringsten darauf, meine Meinung zu erfahren, die er aus meinen Elukubrationen genauestens erkannt hat. Damit ist das Kollegium über eine verkannte Staatsreligion beendet, und Dr. Schwarz hat wieder das Wort.

„Apropos,“ fragt er im Tone dessen, der einmal davon hat läuten hören, „haben Sie nicht Frau und Kind zuhause? Wie kommt es, daß sie Ihnen niemals schreiben?“

Vor solch einer bravourösen Impertinenz stehe ich erschlagen. Alle vierzehn Tage, die mir die Hohe Stapo im „Alex“ zuteil werden läßt, schreibe ich, mit der Regelmäßigkeit einer deutschen Präzisionsuhr, Rufe der Verzweiflung in die Welt, die ich meine nenne. Und der kleine Gott am Kontrollkasten der Polizeizensur möchte mir das Gegenteil beweisen!

„Sehen Sie“, ruft er im Stimmenschwung des Eiferers, „mir müssen Ihre Briefe vorgelegt werden. Hier, überzeugen Sie sich, die Schubladen sind leer, keine Mitteilung, weder von hüben, noch von drüben, ist je durch meine Hände gegangen. Ich stehe vor einem Rätsel.“

Und ich vor der ungeheuerlichsten Heuchelei meines Lebens, die noch schwärzer ist als der Name dessen, der sie geboren hat. Nun geht sie freilich unter in einer hinreißenden Beflissenheit:

„Na, da wollen wir ein bißchen nachhelfen. Hier haben Sie Papier, Umschlag und Bleistift. Beruhigen Sie sofort Ihre Familie!“

Ich tue es mit fiebernder Hand und lasse mich dann vom strahlenden Doktor wieder in die Kellertiefen zurückführen. Unterwegs horche ich seine Stimmung ab.

„Ich bin überzeugt,“ sagt er, „daß Ihre Angelegenheit bald geregelt sein wird. Ich werde dem Chef noch heute Bericht erstatten. Wenn er guter Laune ist, können Sie mit drei Monaten Kasetz davonkommen.“

Und so ist denn das ominöse Wort gefallen. Ich habe mich seit Monaten wider jede bessere Einsicht gestellt und an die Befreiung eher als an das Lager gedacht. Ich habe den Himmel bestürmt mit der Bitte, mich an diesem Entsetzen vorbeizuführen. Und jedesmal, wenn im Flur der Name Sachsenhausen gefallen und in den Nüchternheiten meiner Ahnung den Aufblitz der Gewißheit erzeugt hat, daß dieser unbekannte Ort das Ziel meiner Irrfahrt sein würde, habe ich mit allen Mitteln der Hoffnung, ja, mit den Schlägern der Vermessenheit die aufblühende Gewißheit niedergeschlagen. Ja, noch in diesem Augenblick verwerfe ich, mit der Sturheit des Empörers, der anstelle einer Gnade ein Recht beansprucht, die Möglichkeit der Ueberführung. Ich werde, so gelte es in mir auf, den Himmel bestürmen, bis der Gott der Barmherzigkeit sich mir ergibt. Es kann ja keiner begreifen, welche Orkane des Betens ich in meiner Seele zu entfesseln vermag, seitdem ich am verklingenden Herzen der Einsamkeit die Kälte des werdenden Todes gefühlt habe. Wer hat denn an dieser furchtbaren Entscheidung gestanden? Unten in den schwunglosen Räumen der Abgestorbenheit, wo die Furcht das Leben packt, um es in sich selber mit

sich selber zu erhalten? Sterben wäre ja leicht. Es gibt doch keine schönere Lösung, als mit der Fülle Gottes in der Seele in die Fülle Gottes einzusinken, Sein Atem ist da und hat den meinen ausgeweht, aber das körperhaft beschwerte Flehen ist schon geistbeschwingter Gesang geworden, — ist die Zeit denn mehr gewesen als die Wolke, aus der ich kam, um einzugehen ins Licht? Heiliger Traum einer verdeckten Sehnsucht! Nein, ich träume nicht, ich spüre Stoff, der mich beengt, ich fühle Welt, die mich gefangen hält! Ich leide, also bin ich! Ich erkenne, deshalb muß ich den Erkannten anrufen: Du, Der Du mich zwischen den beiden Fingern Deiner allmächtigen Hand über dem Abgrund hältst, schleudere mich in alle Höhen Deines Willens empor, nur laß mich nicht unter- und zugrundegehen in der Finsternis meines eigenen Wollens! Sieh, was sich da dauernd aufrichtet in Trotz und Empörung, bin ich nicht, Du kennst mich ja und Du weißt, Du allein weißt, auch wenn ich selber es jetzt nicht zugeben möchte, daß ich in Wahrheit und in der Wahrheit erschrocken stehe hinter der Lästerung der Auflehnung, die ich verleugne, und Dir in Demut und Bereitschaft ganz ergeben bin. Höre, wie meine Sprache verwirrt ist und Nein! schreit, wenn sie doch in allen Räumen der Hörigkeit und Dirgehörigkeit Ja!, weinend und jubelnd zugleich, Ja! meint!

Diesen offenen Betrug gegen meine bessere Ahnung setze ich in den kommenden Tagen und Wochen mit einer geheiligten Beharrlichkeit fort. Ein Tscheche, der zum Verhör aus dem Lager Buchenwald gekommen ist, erzählt mir vom bitteren Leben und tragischen Sterben in der Barackenstadt. Ich bin im Tiefsten erregt und für mich selber im dunkelsten Winkel des Herzens erschrocken, aber ich zwing mich lachend über die Mißstimmung hinweg und überzeuge leicht die Vernunft, daß meine Zukunft anders blühen wird. Ein deutscher Emigrant, der in unserer Zeitung mit einem Roman zu Wort gekommen ist, Georg Wibert, kann wohl mit seinen exakten Ausführungen ein Gefühl der Unbehaglichkeit in mir hochzüchten, aber nicht die Vernunft widerlegen. Nur als mich plötzlich die Nachricht überfällt, Freund Esch sei bereits in irgendeinem der vielen Lager verschwunden, während Mgr. Origer nur durch eine rechtsseitige Lähmung und die Ueberführung in das Staatskrankenhaus diesem Schicksal entgangen sei, bin ich aus der Sicherheit des Festüberzeugten gerissen.

Etliche Tage nur, wohl, etliche Tage intensivsten Verkehrs mit Gott, dauert das Schwanken an, dann finde ich die Ausgewogenheit der Seele wieder.

Die äußere Lebensweise hat sich vollkommen geändert. Aus der Heimat treffen regelmäßig Briefe und Päckchen ein. Zeitung und Bücher stehen mir zur Verfügung. Ein alltlicher Kalfaktor, den ich wegen seiner Kleinheit, seiner sechs Kopf- und dreizehn Barthaare nur den Hadschi Halef Omar nenne, hat mich, ich weiß nicht aus welchen Gründen, in sein Herz geschlossen und bedient mich wortlos mit der dreifachen Brot- und Suppenration. Zweimal wöchentlich darf ich mich bis zur inneren und äußeren Auflockerung im Hofe ergehen. Die Sphäre über mir hat sich jählings geöffnet, und ich spüre in meinen Aussprachen mit dem Ewigen den auffreudenden Kontakt der Segnung. Alles Belastende ist von den Sinnen abgefallen, in der abgeklärten Räumlichkeit der Not sind sie, gleich der Traube in der Herbstsonne, von einer hauchhaften Durchsichtigkeit und Feinheit geworden und erspüren in der Lautlosigkeit der Gegenwart den geheimnisvollen Schritt des Kommenden. Merkwürdig stark ist ihre Schwingungskraft, wenn sie die gefrorene Nähe des Uebels spürt. Eines Nachts reißt mich eine unklare Angst aus dem Schlaf, meine Nerven springen, aber das ist nicht das Furchtbarste, da die verborgenen Organe der innersten Sensitivität mich in einen Zustand der Erschöpfung führen, der eine Bündelung von bisher nie gekannten Qualen ist. Ich horche mich und horche die Umwelt ab. In der Nachbarzelle, die bis zum Vorabend leer gestanden hat, herrscht seltsamerweise große Unruhe. Wärter gehen aus und ein, gedämpfte Männerstimmen dringen undeutlich zu mir herüber, und erst der Morgen bringt eine verdeckte Ruhe. Als ich zum fälligen Spaziergang mich an der geöffneten Zelle vorbeidrücke, sehe ich einen jungen Mann, geistig wie körperlich entkräftet, in der ausgesprochensten Apathie auf dem Bette liegen. Ich gehe den Wachtmeister vorsichtig an und erfahre, daß der Neuzugang in einem Dauerverhör gestanden habe, der vielfache Frauenmörder zu sein, der längere Zeit der Schreck der Berliner Ringbahn gewesen ist.

In meiner seelischen Einsiedelei, hoch im Turmzimmer der Abwelt, unter dem Glockenstuhl des Jenseitigen, verliere ich allmählich das Gehör für die grobe Sprache der Zeit. Das

Wort, das ich in Klarheit durchschaue, weil ich es ausgeläutert habe, ehe ich es, redend mit der ewigen Lauterkeit, verschenke, hole ich aus den Sprachkammern der Welt, im besonderen aus dem „Völkischen Beobachter“, der sich dithyrambisch vor mir austobt, indem er den sogenannten Endsieg über den Bolschewismus in dem neu entfesselten Krieg mit Rußland feiert, und glaube sie rein erfüllt vom Sinn, den ich aus ihnen hebe, um mich plötzlich oben in der Stube der Unweltlichkeit von ihnen eingefangen und überzeugt wieder zu finden. Ich möchte da, wo die ausgesprochene Dämonie einer Epoche zerschlagen wird, als Diener des Guten dabei sein und also meine Kenntnis des Russischen zur Verfügung stellen. Und dann wieder offenbart sich mir, in der Schlichtheit einer Haltung, die schon im Aetherischen der Unwirklichkeit zustande gekommen ist, die ganze Offenheit des Verkehrs, den ich in naivster Selbstverständlichkeit, also kindhaft alle Schuld vergessend, mit dem Vater führe. Wenn mein Wille irgendwie von Uebel sei, möge er sie nicht zulassen. Es ist Montag und also Schreibtag. Ich bestelle, um der Leitung schriftlich mein Anerbieten zu übermitteln, das notwendige Papier, das der Wachtmeister mir den Regeln der Hausordnung gemäß nicht verweigern darf. Er kommt, hört sich meine Bitte an und antwortet mit einer Gegenbitte: er habe augenblicklich übermäßige Arbeit, ich möchte so gut sein und am nächsten Tage meinen Wunsch erneuern. Aber kaum hat er die freundliche Absage in einem Satze Form gewinnen lassen, als mir das verräterische Gewicht und die entehrende Gefahr meines ungeäußerten Entschlusses mit umrißscharfer Deutlichkeit vor Augen tritt. Die aufweckende Berührung mit dem Weltlichen im Dasein und in der berlinernden Sprechweise des Wachtmeisters hat mich jäh zurückgeholt in den Raum, wo ich wieder Ueberlegung bin, die wohl den Irgang des sensitivierten Menschen in mir klar erkennt, aber zugleich auch soviel Hauch und Intuition enthält, um die Mitwirkung des Göttlichen zu erspüren und also hinüberzugehen in die Stimmung des Dankes, der die kommenden Tage auffüllt.

Die Zeit ist Uhr geworden, und ich bin der Pendel, der unberührt in ewigem Gleichmaß den großen Gang aus dem Morgen der Entichtung in den Mittag des Leiblichen und wieder empor in die Nacht der Entrückung geht. Nichts stört

die Taktmäßigkeit der Gefangenschaft. Nichts? Eines Nachts pocht die Unruhe doch wieder an meine Zellentüre. Ich höre ihre Bewegung am Gucklochspiegel. Ich richte mich vom Lager hoch und blicke mitten in ein großes starrendes Auge hinein. Der Riegel fällt zurück, das Auge ist weg, und gedämpfte Schritte verhallen am andern Ende des Korridors. Der Wachtmeister auf seiner Nachtrunde? Nein. Die Unruhe kehrt zurück, der Riegel klirrt, und wieder starrt das große Auge in die Dunkelheit meiner Zelle. Ich springe auf die Türe zu und bohre meinen Blick in dieses Auge. Es ist mir unbekannt, aber es trägt einen solch offenen Wunsch, daß ich seinen Träger anrufen muß:

„Wer ist da?“

Die Antwort, leis geflüstert, klingt luxemburgisch:

„Ech sin et!“

Job! Ja, es ist der alte Christian, der seine Zelle verlassen hat und mich unbedingt sprechen muß.

„Ich gehe weg!“ sagt er.

„Was? Mitten in der Nacht?“

„Ja, ich bin geweckt und aufgefordert worden, sofort meine Sachen zusammenzupacken.“

„Ach, heute ist Transporttag! Welche Richtung soll die Reise nehmen?“

„Ich weiß es nicht! Dir hat man nichts mitgeteilt?“

„Nein!“

„So wirst du hierbleiben?“

„Wer weiß?“

„Das verstehe ich allerdings nicht. Aber wenn du nach Hause kommen solltest, vergiß nicht, meine Schwester aufzusuchen!“

„Ach, Unsinn! Ich glaube noch nicht an eine Heimkehr.“

„Man kommt! Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen! Und Ohren steif!“

„Wie immer!“

Dann ist er fort. Ich höre nicht, an welchem Ort der neuen Qualen er gelandet ist, aber ich weiß, daß der Ergänzungsname des Zieles Konzentrationslager heißt. Vielleicht Sachsenhausen!

Sachsenhausen! Da ist der Klang wieder, der mich so unheimlich anheimelt, als sei ich schon sein Besitztum geworden. Nein, nein und nein! Ich werde im Herzen und in der Seele gegen diese Bestimmung ankämpfen bis zum Untergang. Ich habe gerungen, ich habe gefleht wie verlangt worden ist im Worte: Bittet, und ihr werdet empfangen! So laß mich denn jetzt empfangen die Gnade, die mich vor den unerträglichen Greueln des Lagers bewahrt! Die Stille hat sich zurückgezogen, Sturm durchrast mich in sakkadierten Aufsprüngen: Ich müßte an Dir, o Wahrheit, verzweifeln, wenn es anders käme! Du aber hältst mich, ich weiß es, weil Du auf mich hältst. Laß mich nicht dem Glauben aus Ueberglauben entfallen, indem Du mich fallen lässest!

Ich ringe tagelang mit dem Ungreifbaren, der die Unbegreiflichkeit umsomehr wird, je fester ich ihn zu fassen versuche. Der Kampf oder der Kämpfer? Wer wirft mich in die totale Erschöpfung, aus der ich nichts anderes mehr heben kann als die unergründliche Leichtheit des Vaterunsers? Ist das nun Erschöpfung noch oder Ruhe schon, wenn ich mit einem Male wieder zu fühlen beginne, daß ich wieder heimlich ticken, leis und schwer wieder auspendeln kann?

Aber es gibt keine Ruhe mehr. Alles Sein ist Kampf. Gott und Menschen haben sich wider mich erhoben. Ich bin der Spielball widerstreitender Mächte. Ein junger Mann reißt mich aus der Friedlichkeit meiner Zelle und führt mich auf weiten Wegen durch das Präsidium zu einem Schreiberpaar, das mich mit hundert Fragen überfällt, allen Antworten blindlings glaubt, aber meine eigens betonte luxemburgische Nationalität nicht bestätigen will. Erst als ich ihnen bekannt gebe, daß ich nicht nur ein guter Luxemburger oder gar ein guter Europäer zu sein wünsche, sondern die Sorge und die Sehnsucht habe, über das hinaus ein guter Katholik zu werden, sind die beiden von meiner Kleinbürgerlichkeit so überzeugt, daß sie widerspruchslos mein Luxemburgertum in ihrer Kartei sanktionieren. Dann bin ich durchschaut und einem Techniker überantwortet, der nicht nur mein Konterfei, in dreifacher Ausführung, mit Hut, ohne Hut und mit der vollen Länge meiner seitlich betrachteten Nase, sondern auch mein Autogramm und sämtliche Fingerabdrücke meiner ausdruckslosen Hände besitzen möchte. Ich mache ihn glücklich und trage dann den

Aufruhr der Gefühle in die Abgeschlossenheit des Gefängnisses zurück.

Und seltsam! Eine kurze Bemerkung, ohne Verbindlichkeit und Gewißheit, vom Wachtmeister ausgesprochen, vermag, die Angst in mir zu erschlagen.

„Mumpitz!“ sagt er. „Bis jetzt sind Sie noch nicht vom Sicherheitsdienst erfaßt gewesen. Eine reine Formalität, die jeden trifft, auch wenn er nur drei Tage im Präsidium zu Gaste ist. Konzentrationslager? Seien Sie nicht kindisch!“

Ich glaube und komme so wieder hinauf in die Ausgeglichenheit des Lebens, aus der mich bald darauf die Mitteilung der Frau, die Berliner Behörde habe sich bei der Heimatgemeinde meine Angaben bestätigen und meine Bildaufnahme beglaubigen lassen, erneut in die Nervosität der Ungewißheit niederzerrt. Tickt noch die Uhr des Seins? Bin ich noch Pendel? O dann doch schon der Wunsch, immer rascher, immer kürzer auszuschlagen, um in die Starrheit der toten Ruhe zu gelangen! Was faßt mich an? Da stehe ich schon, und irgendwo lauert etwas wie Tod und Grauen.

Ich bin zum Gefängnisarzte bestellt. Auf einer Holzbank, unten in der Sanitätshalle, erwarte ich die Untersuchung. Ein Mitgefangener redet mich an, ich lasse ihn wissen, was ich weiß: daß mit der Visite zum Hausarzt der große Gang ins Konzentrationslager angetreten worden ist. Er widerspricht, er sei SS-Mann gewesen, für den eine solche Strafe nicht einmal für das größte Vergehen in Frage kommen dürfe. Ein älterer Herr am andern Ende der Bank mischt sich in unsern Streit der Meinungen, indem er meine Ueberzeugung mit der Nachhaltigkeit des Erschrockenen widerlegt. Ich kenne diese Sprache einer Seele, die ihre eigene entsetzende Gewißheit mit Argumenten des Verstandes widerlegen möchte. Ich habe sie ebenfalls gesprochen, was wollt ihr, ich spreche sie ja noch, da ich Gefallen an den Aussagen des Mitbruders finde, der ein schwerfällig akzentuiertes Deutsch redet. Ich antworte in der Sprache Pascals, und siehe, es geht nun viel geläufiger, da der Unbekannte Belgier ist und sich kurz darauf als Schriftleiter der „Gazet van Antwerpen“, Sommeville, vorstellt. Wir vergessen eine Weile, was uns bedrückt, sprechen von den gemeinsamen Freunden und Bekannten, Origer, Esch, Demarteau und andern, und gelangen auf diesen Umwegen doch wieder mitten in unsere notvolle Bedrängnis der Herzen.

Im Arztzimmer komme ich zum ersten Male, da in der Enge des Raumes dreißig Gefangene sich entkleiden müssen, mit der Masse Mensch in jene körperliche Berührung, die bis zum Ekelgefühl krank machen kann. Dreißig Stimmen schwirren durcheinander: deutsche, polnische, französische, tschechische und italienische. Es gibt nur ein Ziel im Weiterleben dieser Menschen: ein Stück Brot und eine Zigarette! Es gibt nur einen Gedanken, den sie endlos variieren können: Dachau, Buchenwald oder Sachsenhausen als Ziel der kommenden Transporte! Und ich bin mittendrin und mitergriffen von diesem Aufbruch des Animalischen, das in der Totalität der Aeußerung die Existenz des Geistigen vergessen hat. In welche Welt des Zufalls und des Zerfalls werde ich hinabgeschleudert?

Der Arzt ruft. Er hat nicht den mindesten Wunsch, mich zu untersuchen. Was ihn interessiert, ist mein Zivilleben und meine schriftstellerische Vergangenheit. Er gehört sicht- und fühlbar zu jenen Unüberwindlichen, die Karl Kraus vorausgeht und, lange vor 1933, in einem Satze charakterisiert hat: „Unsere Stärke ist jede Schwäche, die es gibt. Unser Plan ist, daß alles Wurscht ist. Unser Programm ist, keines zu haben. Grundsätze? Prinzipielles Fallotentum!“ Ihm ist die Gesundheit eines Gezeichneten Wurscht. Nein, er stellt doch wenigstens die Frage nach meinen früheren Krankheiten. Die Empörung springt in mir auf und fängt sich im Ausbruch:

„Ich bin zeitlebens kerngesund gewesen. Meine leibliche Konstitution ist wie die geistige hoffentlich Ihren Käfigen der Bändigung gewachsen, und so dürfen Sie, ohne daß die schöne Ruhe Ihrer deutschen Seele gestört werde, mich als Lagerfähigen in Ihre Listen eintragen!“

„Also doch die Nerven!“ entgegnet er ruhig und reicht mir, der ich sie willenlos vor Ueberraschung annehme, zwei Zigaretten zur Beruhigung.

Ich komme, äußerlich gebändigt, noch bis in meine Zelle, dann breche ich, weil etwas Gewaltiges in mir einstürzt, zusammen. Die Stimme meines Innern schweigt. Nicht einmal der Zorn vermag sich in einer Bewegung zu äußern. Alle Sinne sind ausgeschaltet. Ich bin eine unsagbare Leere geworden, in die, — von welchen Wänden des Wahnsinns herüber?, — das Echo eines wachsenden Lachens fällt. Es kann nichts Grausigeres geben, als den Widerhall dieses lachenden Irrsinns,

dessen Ursache ich nicht kenne und dessen Gebärer ich nirgends entdecke. Hat das nicht den Hang, in mich einzugehen, um mich ganz zu erfassen, wie es mich ganz umfaßt hat, und sich vorzustellen als meine eigene Tat? Welch seltsame Lockkraft in den Abgründen des Lachens! Wenn ich mich jetzt, allem entsagend und alles Gewesene leugnend, in die Tiefe niedersinken lasse, dann bin ich aller Fesseln ledig und aus dem Genusse des Leids in die Wonne der Genüsse gekommen. Die Sprache wäre wieder da, ich dürfte, mit schallender Hingabe, fluchen, toben und flammende Lieder singen, in denen das Ich zu Leben und Gott zu Tode gekommen wäre. Aber es will in mir nicht den Absprung, es will meinen Willen wieder schwingend sehen und ausschwingend nach der andern Seite, es will die Starrheit wieder in Fluß versetzen, damit in der verdrängten Leere das Lachen erstickt werde. Welches Es? Es ist da als Erlösung in der Stille hinter dem Wahnsinn, der in mir den Wunsch gerufen hat, sein fröhliches Echo zu sein. Es ist das Wirkende unter der Brandstätte meines sinn- und seligkeitverwirkelnden Schweigens. Es ist das Seiende über meiner Sehnsucht, nicht mehr zu sein. Es hat meinen Willen angeschlagen, nun kreist er wieder, ich kehre zu mir als Lebendiger zurück, der auch im Riesenraum der aufrührerischen Verneinung den Atem der ewigen Bejahung erkannt hat. Vater, verzeih! Mein Wille ist stark gewesen, doch Deinem erlegen. Meinen erfüllend, will ich Deinem untertan sein. Nachdem ich das Lachen Deines Widersachers gehört habe, bete ich die nährenden Kraft Deiner unhörbaren Heiterkeit an. Du stelle mich, am äußersten Rande nur, in dieses Frohsinns Widerschein hinein!

Ich habe mich ergeben. Wenn nachts der Engländer seine Bomben über der Mitte der Reichshauptstadt abwirft und die Splitter am Gitterwerk meines Fensters aufschlagen, bin ich ohne Schreck. Die Züge, die unterm Alex dahindonnern und früher eine unnennbare Sehnsucht im Herzen des Heimwehs mitgenommen hatten, ziehen jetzt wie Nachsommerfäden meine Gelassenheit hinter sich her. Die Zählung meiner seelischen Widerspenstigkeit ist vollendet. Ich habe die Möglichkeitberechnungen von früher, die in kurzfristigen Größen des Wunsches aufgegangen waren, heimlich ausgelöscht, der Frau und dem Kinde Lebewohl gesagt und die algebraischen

Formeln, die mir die Vorsehung aufgibt, mit den drei Unbekannten Wo, Wie und Wann als ungelöste Aufgabe in die Zukunft geschrieben. Die Lösung wird sich decken mit meiner Erlösung durch Ihn. Was ich Ende geglaubt, ist Anfang. Ans Werk!

Ende Juli möchte ein Beamter des Präsidiums mich sprechen. Er überreicht mir mit administrativer Feierlichkeit ein rotes Merkblatt mit der Aufschrift: Schutzhaftbefehl. So ist die deutsche Justiz: ein Jahr nach meiner Verhaftung entdeckt sie rechtzeitig den Grund zur Verhaftung! Sie hält darauf, den Gefangenen aufzuklären, um ihn auszusöhnen mit den unfäßbaren Karzerqualen der Vergangenheit. Ich bin vollständig befriedigt, da mir ein gewisser Heydrich mit der Schwärze seiner Gesinnung auf der Röte seiner verstofflichten Scham die Schutzhaft zudiktiert, weil ich „als verantwortlicher Hauptschriftleiter des luxemburgischen Hetzblattes „Das Luxemburger Wort“ durch tendenziöse Berichterstattung, durch Verkehr mit Deutschenhassern und Emigranten und durch Errichtung einer Geheimorganisation das Ansehen des Deutschen Reiches geschädigt habe und durch meine Freilassung den friedlichen Aufbau im Lande Luxemburg gefährden würde.“ Mehr zu wissen, tut nicht not. Herr Lorenz hat wohl daheim nur erklärt, „es sei aktenmäßig erwiesen, daß ich zum politischen Aktionskreis des Herrn Origer gehört habe“, aber das läßt sich alles gut und gern auf den gleichen Nenner des kompromißlosen Nationalbewußtseins und also, von deutscher Seite her betrachtet, der rücksichtslosesten Gegnerschaft vereinfachen. Ich habe, nach einem platonischen Proteste, den Empfang des Schutzhaftbefehles unterschriftlich bestätigt. Das ist das letzte Klingelzeichen gewesen. Gleich wird der Vorhang aufgehen.

In der Nacht vom 7. auf den 8. August, fast genau ein Jahr nach meiner Verhaftung in Luxemburg, hebt das große Spiel an. Panta rei! Raus aus dem Bett! Sachen zusammengepackt! Runter auf die Bühne!

Mit zwei mächtigen Paketen, die ich nicht mehr verschnüren kann, lande ich im berühmten Saal zwei des „Alex“, mitten in einer fast teillosen als teilnahmslosen Menschenmasse, über der die heiße Stickluft äquatorialer Dschungelniederungen steht. Fünfhundert Gefangene belegen den Raum, der für hundert gebaut worden ist. Im Herzen des Saales halten sich,

Körper dicht an Körper, hundertfünfzig Polen aufrecht. Rund um die Mauern hocken, auf gestuften Bänken, die restlichen dreihundertfünfzig Gestalten. Wer spricht von Schlaf, wenn die Hitze in allen Hirnen siedet und das braune Stechen über alle Glieder krabbelt? Eine Zigarette ist notwendiger. Zehn Mark für eine Zigarette! Zehn Mark für eine halbe Zigarette! Ein Paar Schuhe für einen Zug!

Ist schon alles Fieber geworden? Das schreit und tobt, das schleudert sich maßlos aus und verschleudert, sich, mich und alles betäubend, das letzte Hemd für eine Unze Tabak! Und überall ist das Tier im Menschen aufgestanden, geht durch die Tanzhallen der nackten Leidenschaften und beutet die Schwächen der Berauschten aus. Wer möchte noch eine Zigarette haben? Diesen Anzug? Ja! Noch eine Zigarette abzugeben! Eine Brille? Herzeigen! Gut!

So sind die Menschen beschaffen, mit denen ich nun zusammenleben muß. Dort die Herrenmenschen mit den Stöcken, die den zusammenbrechenden Polen den Standpunkt in des Wortes entsetzlichster Bedeutung fühlbar machen, da die Kameraden, die einen Schluck Wasser für ein Päckchen Tabak und das Päckchen Tabak für hundert Reichsmark verkaufen, drüben die Leidensgenossen, die ihre Lauterkeit mit sämtlichen Verbalinjuriern des Universums zu Gehör bringen, und dahinten die Philosophen dieser Kleinwelt des Grauens, die im Axiom: „Du kannst mir mal den . . .!“ die letzte Tiefe ihrer Weltanschauung als Ruhefläche, und im Kernsatz: „Halt die F . . .!“ die äußerste Grenze des Sinnlich-Wahrnehmbaren als Delektament entdeckt haben. So leben wir heute und werden wir leben, alle Tage!

Der Morgen, der noch über dem Grauen grauen kann, hat endlich Erbarmen. Mein Name fällt. Ich packe meine losen Bündel zusammen, quetsche mich zur Kanzlei durch und werde dort mit meinen Wertsachen beglückt. Was soll ich hier? Weiter, Freundchen! Rechts hinunter! Jawohl, in den Hof und dort in den grünen vergitterten Wagen! Fertig! Abfahrt!

Wohin?

Dreißig junge Menschen erfüllen das Innere mit ihrer Stummheit. Kein Licht vermag die Nacht in ihren Gesichtern aufzuhellen. Wohl, es ist Tag in der Welt, aber in ihnen ist

die Sonne der Hoffnung untergegangen. Sie fahren in Dunkel. Wohin?

Wer gibt da Antwort? Wer nennt da Sachsenhausen?

Es ist ein Mann, der noch die Knabenhaftigkeit des kürzlich abgelegten Lebens in den Blicken und in der Haltung trägt.

„Sachsenhausen!“ wiederholt er. „Ich kenne diese Hölle. Vor drei Monaten bin ich noch da gewesen.“

Er zerschweigt den Ansturm der Mitfahrer, die ihn um einen erschöpfenden Bericht anflehen. Die Furcht steht in ihm auf und äußert sich in einer Nervosität, die alle Bittenden niederschlägt:

„Was wollt ihr mehr? In einer Stunde werdet ihr sehen, fühlen und entsetzt sein!“

Der Wagen hält an einem Berliner Außenbahnhof. Fünfzig Polizisten stehen Spalier. Hinter ihnen stillen etliche zivile Frühaufsteher ihre aufdringlichste Neugierde.

Los!

Ich werde aus dem Auto geschoben und schreite, zwischen den uniformierten Hecken hindurch, geradeaus. Was will der Wachtmeister von mir? Ich bleibe stehen, er kommt auf mich zu und hebt ein Paar Handfesseln hoch. Ich schrecke ein klein wenig zurück, da murmelt er Unverständliches auf mich ein, faßt mich am Rockärmel und zieht mich zu den andern Gefangenen hinüber, die gefesselt vor mir herschreiten und oben am Bahnsteig den Transportwagen mit den vergitterten Fenstern ersteigen.

Ich habe kaum die Ruhe des Atems wieder, da setzt sich der Zug in Bewegung. Gut Fahrt! Meine beiden Nachbarn sehen mich an, lächeln, wollen mich von der Last meiner Pakete befreien und erzählen mir dann aus ihrem Leben. Der eine ist rheinländischer Staatsanwalt, der andere Berliner Großkaufmann, beide Juden. Sie wissen, daß sie in das Inferno der SS hinübergehen, sie haben kaum noch ein Endchen Hoffnung, aber sie decken die Furcht mit der erzwungenen Gelassenheit des denkenden Kulturmenschen zu. Aus welchen Regionen des Geistes kommen sie her? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß sie nicht, wie gemeinhin der Deutsche, wenn er sein Schlag- und Lieblingswort: Kultur! in den Mund nimmt, im fundamentalen Irrtum der Landsleute stehen, die dauernd

vergessen haben, daß Kultur der faßliche Ausdruck einer harmonisch sich gebenden staatlichen Ordnung, einer einheitlichen nationalen Lebensweise in der reinen Atmosphäre geistig-geklärter, im Geiste wurzelnder und vom Geiste befruchteter Direktiven ist. Sie leugnen nicht einmal, daß auch der Nationalsozialismus im Begriffe stand, seine eigene Kultur hervorzubringen, aber sie erkennen mit der Klarheit der Abseitigen, daß sie niemals wesenhaft Kultur werden kann, weil in ihr das unmäßige, übermäßige, das empörerische und anarchische Element, also das Element der Pressung und des Zwanges vorherrschend ist, was genau das Gegenteil, wie in allen Lebensgebieten des Nationalsozialismus so auch hier, das Gegenteil der wahren Kultur und Kultur in Wahrheit ist.

Merkwürdig, wie ich mit einem Male mein nächstes Ziel aus dem Sinn verloren habe, weil mir ein ferneres, das ein geistiges ist, über der Formulierung einer plötzlichen Erkenntnis vor Augen gestiegen ist! Ich bin vollkommen ruhig geworden, sehe Oranienburg vorbeiflitzen, während ich in der jähen Abklärung die Empfindung des Statischen zur körperhaften Sensation steigere, und höre plötzlich den Ruf, der alles aufpeitscht:

„Fertig machen!“

Ich bin nur noch Ueberlegung: wenn jetzt alles Wirbel wird, dann rettet nur die Mitte. Immer strebe zur Mitte, immer mache dich zum Kern der Masse, so wirst du geschützt sein! Glashaft ist die Klarheit, mit der ich mich wie das Kommende durchschaue. Da ist keine Angst und keine Unentschlossenheit mehr! Der Zug hält. Ich trage auf beiden Händen die unver-schnürten Pakete in das Durcheinander am Bahnsteig, ich höre Flüche, ich sehe Gewehrkolben auf Menschenköpfe niedersausen, ich gehe mit einer erschreckenden Sicherheit an der rasenden SS, unter den schwirrenden Kolben hindurch, stelle mich in die Mitte der Häftlingsformation und habe nicht einen einzigen Schlag empfangen. Die Masse kommt in Fluß: links, zwei, drei vier! —, vorne steht ein Wagen, ein furchtbar kleiner Wagen für siebenundachtzig Mann, ich habe den Wagen im Auge, ich erwarte einen Befehl, da ist er schon: „Los! Laufschrift!“, ich bin schon weg, ich lange als erster an, will hoch, die Pakete sind zu schwer, ich werfe mich aufwärts, falle auf den Boden des Wagens, über mich braust der entfesselte Sturm der mit Füßen, Fäusten, Flüchen und Gewehren

fortgepeitschten Genossen, der Strom packt mich, hebt mich und wirft mich ans äußerste Ende des überdeckten Raumes, wo ich nur noch, außer meinen geretteten Paketen, das Gefühl habe, in einem lebendigen Schraubstock langsam und sicher den Atem zu verlieren.

Um mich ist Dunkel, geschütteltes, geschaukeltes Dunkel, das mit einem Male ruht, erhellt und durchbrüllt wird. Runter, ihr Schweinehunde! Alles wird Sprung und Fall! Bin ich vorhin der erste gewesen, kann ich jetzt nur der letzte sein, der letzte Schweinehund, über den sechs oder sieben feldgraue Berserker sich hermachen werden! Hoch die Pakete, Kopf vor, Sprung, und dann mit einem Satz hinein in die Mitte der zitternden, erregten, wartenden Masse! Nein, ich bin nicht der Letzte gewesen, ich atme auf, ich hebe den Blick und sehe vor mir ein Riesentor mit der Aufschrift: Sachsenhausen, einen hohen Durchgang mit mächtiger schmiedeeiserner Doppeltüre, die geschlossen ist, während eine kleine Oeffnung im Mittelfeld der Schließung bereit ist, unsern Angriff zu empfangen. Ich sehe sie lauern und die SS auf die Lauerung zustoßen. Ein Schrei setzt uns in Bewegung: „Vorwärts! Marsch!“, da zap-peln die ersten Fünferreihen in der Enge, ich stoße vor, hinter mir ist die Hölle los, das schreit, das schlägt, das brüllt, das fällt, die Doppeltüre klirrt und gibt nicht nach, über dem Pfortlein höhnt eine Inschrift: Arbeit macht frei!, wir werken, daß die Lungen zu platzen drohen, und schießen plötzlich benommen, entsetzt, verwirrt und aufatmend in die Freiheit des Lagers hinein. Vor uns dehnt sich ein Riesenfreiplatz, den in einem makellosen Halbkreis die Baracken abzirkeln, von deren grünen Hintergründen sich aufreizend in ihrer überdimensionierten Weiße die Antiqualeetern eines Spruches abheben, der sich von Stirnwand zu Stirnwand fortskandiert:

„Es gibt einen Weg zur Freiheit. Seine Meilensteine heißen: Fleiß, Ehrlichkeit, Sauberkeit, Gehorsam, Ordnung, Opfersinn und Liebe zum Vaterlande.“

Wir sind da.

Animus meminisse horret

Nun möchte ich doch, vor seinem endgültigen Verlust, ein wenig Atem gewinnen, um die Dinge zu bedenken, die noch den Bedacht einer Seelenlosigkeit in der Art und Weise ver-raten, wie die unbedenklichste Grausamkeit den Geist mit den Wurzeln aller Heiligkeit zerstört. Ich trage ein Dröhnen im Ohr, das Klang sein will, und einen Wortschwall in der Erinnerung, der Sinn werden möchte, und dieser ist wie jener der Ausbruch einer publizistischen Leidenschaft, die seit 1933 sich Tag und Nacht bemüht hat, eine Lüge in den Herzens-laut der Wahrheit zu hämmern und so nur jenes Schlagwort: Greuelpropaganda gebären konnte, das in der deutschen Presse wie im deutschen Rundfunk das himmelschreiende Ja! eines Unrechtes mit seiner kosmischen Wucht erdrücken und verstummen lassen mußte. Seitdem die deutsche Kultur die ausschließliche Tat von nationalen Schneidern und also ein Flickstoff in den Händen der agilsten Patrioten geworden ist, Kunst nur mehr als die Fertigkeit des rationellsten Wibbelns, und Politik als die vollendete Dexterität des Pfuschens und Vertuschens erscheint, ist es möglich geworden, sogar die Hölle des zwanzigsten Jahrhunderts als einen Mythos mit Drucker-schwärze zu verdecken und diese noch mit Radiotönen leuch-tend zu übertünchen. Ach, ich habe es einmal fertig bringen wollen, mir den Stil der Goebbels, Rosenberg und Epigonen vorzunehmen und an ihm allein den Beweis zu führen, daß dieses Delirium mendax, das sich in literarisierten Schreien austobt, nur die Endexplosion eines seelischen Prozesses ist, der das graue Plus eines Tatbestandes in ein blankes Minus verwandelt und also die tödliche Moral von überparacelsia-nischen Bombasten spiegelt, die vorgeben, den Stein der Wei-sen gefunden zu haben, aber unentwegt ihre heimliche Chemie fortsetzen, um den Geist der Gläubigen zu zersetzen, die Seele als ein blaues Nichts erscheinen zu lassen und das Leben aller Unbequemen, weil Nichtgläubigen, zum frucht-baren Dung für die äußerste Bequemlichkeit ihres Lebens zu machen. Und so habe ich denn, überzeugt von meiner Wort- und Deutungsschwäche, auf die Eigenfassung des letzten Ur-

teils verzichtet und den unsterblichen Dante auch auf dieses Inferno seinen furchtbaren Vers schreiben lassen:

Voi qu'entrate, lasciate ogni speranza!



Ein „Kapo“

Doch nein, Dante ist fern, die Zeiten haben sich gewandelt, die Wahrheit ist als die Zwillingschwester der Lüge erkannt, aber mit dieser verwechselt worden, über dem Tor meiner Hölle, die ein Hängegarten des ewig-deutschen Reiches und also ein verkanntes Paradies ist, steht das herrlichste Wort der Menschensprache überhaupt, das wohl wie Arbeit klingt,

aber Hoffnung meint, ich bin nur von den auserlesenen Fanatikern des Rechtes an Ort und Stelle gebracht worden, um mich erst belehren und dann bekehren zu lassen, und drüben, hinter den Tagen der Undurchdringlichkeit, steht schon das Wasser des Heiles bereit, die saulinische Verblendungsschicht von meinem Auge zu lösen und mich zum geweihten Eiferer für das nordische Edelmenschentum zu machen.

Es gibt einen Weg in die Herrlichkeit, und jeder führt durch das Damazenertor der Gnade. Meiner läuft die frohe Liebe der Gestapo entlang durch die Hohe Pforte Sachsenhausen und läßt mich also zu Recht gleich hinter dem Tor zur entscheidenden Besinnung kommen.

Da stehe ich nun benommen im Dämmer des Tages, abwärts vom Turmvorsprung mit dem blekenden Maschinengewehr, dessen eiserne Sprache ich noch nicht kenne, unter der aufbegehrenden Turmuhr, die mir auch nicht verraten kann, wieviel die Zeit für mich geschlagen hat, vor einem feldgrauen Trio, dessen silberne Kragenspiegelbilder mir erschreckend die endgültige Hohlform meines gesamten Denkapparates vor Augen führen.

Aber nicht das reine Denken ist aufgerufen, sondern die dunkle Vorahnung, die am Erbeben ihres Kernes schon die Urgewalt der kommenden Katastrophen spürt. Vorne, wo die drei Vertreter der Societas Satani, also der SS, die Hände rühren, um die Erschütterungen fremder Hirne abzutasten, schwanken bereits die Gründe sämtlicher Humanitätsgesetze. Rechts, am äußersten Ende der auserwählten Phalanx, die wir bilden, sitzen meine beiden Reisebegleiter wankend und wimmernd in Kniebeuge, ein junger Deutscher vermischt das eigene fließende Blut mit dem lindernden Staub der Erde, zwei knabenhafte Polen jagen sich, einfüßig dahinhüpfend, vor dem entzückten Blick eines Himmelerjägers, und ein baumlanger Berliner bemüht sich vor mir vergebens, die fragenstellende Aufregung eines Unterscharführers mit seiner wachsenden Verwirrung zu beruhigen.

„Ihr Name?“

„Leo Spelsberg!“

Eine Faust wuchtet gegen die Stirne dessen, der zwar Leo heißt, aber hier nicht Löwe sein darf, weil andere besser brüllen können;

„Wohl Jude, was?“

„Nein, Herr ... Herr ...!“

Ein Fußtritt auf die Spiegelfläche der Besinnung möchte eine Beweisführung, mit allen Mitteln abgekühlter Logik, für die simple Art der Verneinung, aber die brennende Passivität des Gefragten ist stärker als die anfeuernde Aktivität des Fragers, der ein edler Arier ist und das mit dem vollen Nachdruck seiner Persönlichkeit darlegen kann.

„Ihr Beruf?“

„Bühnendichter.“

„Büh ... ! Ah! Das ist gut. Bühnendichter ist sehr gut! Schön ist das! Sehen Sie, ich habe eine Schwäche für alles Lyrische und einen unwiderstehlichen Drang zur Dramatik des Daseins. Ich schwärme für die Schönheit und liebe die Kunst. Stellen Sie sich mal ein bißchen höher, ja, auf diesen Schemel. So! Und nun legen Sie los! Ein Gedichtchen, wenn ich bitten darf! Aber mit dem nötigen Schwung und mit der angebrachten Lautstärke, damit der Ruhm des großen Leo Spelsberg in alle Ecken dringt. Wie? „Schäfers Morgengesang!“ Sehr gut! Los!“

Eine erwachsene Naivität spricht sich rückhaltlos in Reimen aus. Maiengrüne Gefühle schaukeln die ewige Unfruchtbarkeit vor dem schwarzen Hintergrund des tragischen Sturms, der schon die Schatten der Groteske über alles Lichte wirft. Einer fühlt sich plötzlich König auf dem Thron der Poesie und trägt mit Pathos seine rasselnde Narrenkappe als Krone. Die Kleinwelt eines Gefangenenlagers ist zur Bühne geworden, der Mime des Zufalls deklamiert das wortgewordene Nichts und wirkt wie ein Harlekin der *Commedia dell' arte*, aber ich weiß es besser: das Podium ist ein Schafott, der entfesselte Dichter sein eigener Richter, und der SS-Zuhörer der verkappte Henker, der schon das Riesenbeil der Unbarmherzigkeit schwingt. Herrlich ist für ihn die Tragikomödie, die vom Entsetzen sich nährt, wenn sie auch von der Komik lebt, der Atem des wahrhaft Lebendigen setzt aus, ich spüre, wie in der Berührung der Kindlichkeit mit der Bestialität das heimliche Ohr der Sphären offen wird und den Urschrei der Vernichtung erwartet.

Eine Weile noch bleibt er aus. Die feierliche Idiotie, die sich selber in blamierenden Versen Unsterblichkeit ersingt, verlangt schon ante festum ihren Lohn. Die Forderung, an das tote Herz des Henkers gestellt, enthüllt die unergründliche

Gutmütigkeit einer Seele, die mit Lächerlichkeit durchklungen, aber ohne Lachen ist:

„Ich bitte für die Kameraden, die drüben in Kniebeuge sitzen. Vielleicht dürften sie sich nach dem Vortrag wieder erheben!“

Was Laut gewesen, ist Lauschen geworden. Der junge Henker erhebt sich, sein Lächeln fällt wie ein blitzender Stahl:

„Da, geh her und setz dich zu ihnen!“

Ich bin dran.

Die eiskalten Blicke des Wächters brennen im kühlen Sichtfeld meiner Augen. Ich schaue mich fest in der Wüste ihrer Gefühllosigkeit und erwarte den Anhauch des Todes. Jetzt gilt es. Festhalten, anklammern und nicht in die Erstarrung fallen!

„So! Und Sie?“

Ich habe ein Jahr lang die Finalkurse der teutonischen Karzerpädagogik belegt, die im Deutschen die Wollust der Disziplin und im Fremden den Haß gegen den kategorischen Imperativ in jeder Form erzeugen, selbst wenn diese dem mühsam in sie eingebauten und durch den einzigen Druck eines Vorgesetzten zur Auslösung gebrachten Mechanismus gehorchen. So schlage ich krachend die Hacken zusammen, posaune sämtliche Angaben meines Zivilstandsregisters in die mißbilligende Morgenstille und halte erbebend dem Basiliskenblick des Inquisitors stand.

„Und weshalb sind Sie eingeliefert worden?“

Ich habe die hinreißende und wahrhaft fesselnde Poesie meines Schutzhaftbefehles so wort- und stimmungsgetreu im Gedächtnis, daß ich sie ohne Stockung vortragen kann. Der gespannte Zuhörer ist erbaut, möchte meinen flinken Mund zum mindesten annähernd mit einer Feige aus der vollen Faust belohnen, läßt sich aber zur Sicherheit noch einmal mein Luxemburgertum bestätigen, um darin, wie rechtens, einen Grund der Unwürdigkeit zu entdecken, und geht gnadenlos an mir vorbei, den nächsten Opfern zu, die es wieder besser haben werden.

Aber das ist nur das Atrium des großen Gastgeberhauses, dessen schlichteste Diener uns die Freundlichkeit des Asyl-

gewährers bis zu den letzten Außenwänden des Gemütes, nämlich ad ossa führen, bevor sie uns eifertig und demnach im Laufschrift an den äußersten Rand des Impluviums bringen, wo kahlköpfige Wesen uns das herzliche Du der Gemeinschaft anbieten und deshalb für die unstillbaren Hungerbelange einer Riesenkarrei brüderhaft aushorchen dürfen.

Die Stiefelkönige hingegen haben weiter Lust zu einem frohen Unterhaltungsspiel. Sie ziehen lebendige Figuren gemäß ihren geheimen Gesetzen der Krudität und wenn sie, vor Schadenfreude und ermüdeter Gier, nicht mehr weiterkönnen, ist einer von uns in irgendeiner Ecke des Leides und der Niedertracht schachmatt gesetzt. Ein Dilettant der Päderastie, der niemals jenes hohe Stadium der Abnormität erreicht hat, wo seine Peiniger daheim sind, die doch in der tobenden Ekstase des Sadismus die Wollust des Seins wie eine doppelte Beglückung empfinden, verhaucht in einem Winkel des Lagers seine erschrockene Seele. Siebenundachtzig sind wir gewesen, beim Einmarsch in die Arena der Morituri, sechsundachtzig stellen sich den unberührten Kameraden an der Registratur.

Es ist acht Uhr morgens, und der Tag will erst beginnen.

Der Nächste, bitte!

Der Nächste bin ich.

Ein kleiner Scharführer, dessen rötlich schimmernde Scheitelwiderborsten kaum mein Kinn streicheln würden, möchte Einblick nehmen in die Geheimnisse meines Schutzhafbefehles, um daraus den Anlaß zu einer fruchtbaren Heiterkeit zu nehmen. Er liest und zuckt zusammen:

„Was? Schriftleiter ist der Kerl! Wirklich und wahrhaftig ein Hauptschriftleiter! Also, das ist ... das ist ja ... das ist doch ...! Menschenskind, wissen Sie nicht, daß solche Leute bei uns erschossen werden?“

Er kommt mir doof, ich begegne ihm dümmer. Es gibt im unheiligen deutschen Reiche sozialistischer Nation ja keinen einzigen Idioten, der nicht einem Ueberlegenen gegenüber jedes Mehr an scheidender und unterscheidender Intelligenz zu leugnen bereit wäre, obschon doch jeder Idiot an die Existenz dieses Mehr als sein ureigenes Besitztum glauben möchte. Ich bin entsetzt und zeige das offen im Antlitz. Er freut sich und schlürft behaglich meine durchschreckte Antwort:

„Nein!“

„Was? Sie glauben einem deutschen SS-Mann nicht? Sie sind wohl wahnsinnig, Mensch! Wo kommen Sie her?“

„Aus Luxemburg!“

„Ach, sieh mal an! Aus dem W. C. Europas!“

„Nein, aus der Backstube der abendländischen Kultur!“

„Wie? Der Hund bellt noch! Da muß die Peitsche geschwungen werden. Stehen bleiben!“

Der deutsche SS-Mann zieht sich in die Bude zurück, geht mit geheimnisvoller Miene einen größeren Kollegen an, lächelt ihm zu, flüstert ihn voll und lacht ihn dann schallend zu Taten empor. Der Kollege läßt wortlos den Zeigefinger der erhobenen Rechten einmal ausschnellen. Ich bin mit drei Sätzen in seiner Nähe. Er aber zieht mit einem einzigen Blick den Riesenstrich der Verachtung von meiner Stirne bis zum letzten Zehenglied. Dann sagt er:

„Aha, der Tintenkuli! Und sowas glaubt an seinen Geist, bloß weil es eine Feder über eine unschuldige Fläche zu führen vermag. Giftspritze! Geh! Eine fremde Hornisse will den Motorendonner des deutschen Reiches überbieten! Sie haben wohl einen Vogel? Oder sind Sie bloß ein seltsamer, den wir bald abgeschossen haben werden? Glauben Sie das wirklich nicht?“

„Nein!“

„Weshalb nicht!“

„Weil eine solche Behauptung in die Kategorie der Greuelpropaganda gehört.“

Die blonde Bestie wirft ihrem Gegenüber einen jähen Blick zu, schiebt mich unversehens ab und läßt ihr Lachen wie ein Peitschenrollen hinter mir herjagen, bis ich fern an einer Wand mit der Aufschrift: Unreine Seite wieder zur Ruhe kommen darf. Aber diese Ruhe ist nur die gewandelte Form der Dauererregung des Morgens, der nun gar die spontane Ablieferung aller eigenen Sachen, bis hinunter zum letzten Unterhemd und hinab zum unhalbarsten Strumpfe, fordert. Was mein ist, geht aus meiner Hand in eine fremde über und aus dieser in einen knisternden Papiersack, der auch meinen herrlichsten Schatz, meine treu behüteten Manuskripte, wie die abgetragenen Schuhe verschlingt. So gehen sie aus der Geborgenheit der Vergangenheit in die Unsicherheit der Zukunft hinüber.

Daß ich nackt stehe inmitten eines Menschenwirrwarrs und im Angesicht der atmenden Unmenschlichkeit, könnte noch erfragen werden, wenn nicht diese unerwartete Entblößung des Geistes wäre, die gegeißelt ist mit den Riemenenden der Furcht und der Besorgnis. Was in mir lebt und mit mir bangt, ist nicht mehr die Frage nach den Möglichkeiten der Existenz, sondern nach der Rettung meiner unvollendeten Werke. Sie sind der Atem, der in dieser Löwengrube des Grausens zu bewahren bleibt. Da geht er hin auf der Schulter eines Unberührten. Ich aber habe keine Seele und kein Leben mehr, denn ich bin plötzlich, des Geistes in aller Greifbarkeit beraubt, zum Ding geworden, das füglich auf den Namen verzichten darf, weil es auf eine kalte Nummer hören muß:

„38934!“

Ja, das bin ich! Wer ruft da? Ach, der Bademeister! Hinein in den Riesenraum voll wibbelnder, schwabbelnder Leiber, in dem der Angstschweiß der Körper und der Geruch der Desinfektionsmittel eine Synaxis bilden, deren Merkmal die Widerlichkeit ist und als deren Folgen sich die Seekrankheit der Seele und die Revolution der Nerven einstellen.

Hinsetzen!

Alles ist Aufstand in mir, aber ich muß einem Schergen und einem Schemel zu Willen sein und ruhen. Bin ich einmal ein Mann gewesen? Ach, vorbei! Eine stumpfe Maschine zieht auf meinem Haupte die kalte Bahn der Entwürdigung. Das Haar fällt. Ein Bürger wird Sklave. Das zwanzigste Jahrhundert ist ein Mythos der Zukunft, denn wir leben doch ersichtlich im Altertum der Pyramidenkaiser. Katzen sind die Lieblinge jener Götter, die Uniformen mit Totenköpfen tragen, die Hunde haben's wahrlich gut als ihre Spielgesellen, und nur der Homo ist das abscheuliche Ding an sich, das sie ausbeuten, um es zu verderben. Die Kultur riecht nach Kohldung und Brutschweiß. Die Zivilisation ist selbstbeweglich und braucht neue Bahnen. Was ist der Mensch? Ein Wurm im Wege. Der Fortschritt wittert ihn. Ein Schritt nur, ein deutscher Herrenschritt, und er ist fort. Hin und gewesen. Endlich sind die Götter erlöst, die Herrscher frei. Gott selber aber? Ach, er ist die Wucht der Vergangenheit, die durch alle Stunden dröhnt, und schon das ferne stille Auge der Ahnung, das auf meiner Not ruht. Ich habe einen unendlichen Hunger, der ein Hunger nach Un-

endlichkeit ist. Er wird gestillt werden und gesättigt sein, wenn ich dieses Auge wieder lächeln sehe. Mein Auge und meine Seele aber haben in diesem Augenblick die Kraft zum Lächeln verloren. Ich bin nicht mehr. Was da hockt und auf die Nummer 38934 hört, ist eine lebendige Passivität, eine atmende Passio mit verdeckter Leidenschaft und dann und wann eine beseelte Erinnerung, die entsetzt vor der Mutter Gewißheit in sich selber flüchtet, aber keine Wege findet, die ins Blau der Zukunft führen. Die Gegenwart ist Nacht, und hinter ihr beginnt die letzte Finsternis des Seins.

Eine fremde Stimme schlägt mich an, ach, es ist nur der junge, wohl breitgeschulterte, aber klein gebaute Haarschneider, den die Neugier zum Sprechen zwingt:

„Deutscher?“

„Nein, Luxemburger!“

„Ach! Und dein Beruf?“

„Schriftleiter!“

„Wie lautet dein Name?“

„Grégoire!“

„Du! Den muß ich irgendwo gehört haben. Warte mal! Natürlich, da sind zwei Luxemburger hier, zwei Geistliche, die seit langem dich erwarten. Ich soll ihnen Bescheid zukommen lassen. Kennst du die beiden?“

Mich reißt es hoch. Zwei Geistliche? Es kann mein Ausruf nicht anders lauten als:

„Origer und Esch!“

„Origer? Origer? Ich weiß nicht! Nein, ich glaube nicht, daß der eine Origer heißt. Aber Esch? Ja, das stimmt unbedingt. Ich werde ihn benachrichtigen. Mein Name ist Willy Gardini.“

Ist die Gegenwart wirklich Nacht und der schwarze Mund einer lebendigen Finsternis? Da ist doch ein Licht, das lockt, ein Stern, der verspricht! Und sieh! die Seele lächelt wie zuvor, wenn eine Hoffnung sie antickt, und das Ich pulst auch unter den Riesenquadern eines fremden Willens fort. Ich bin selber die Macht, die entscheidet. Was fällt, hat den Halt aufgegeben. Wer sich anklammert, mit den letzten Greifgliedern des Willens, wird bestehen. Gott verläßt nur den, der aus Gott gegangen ist, weil er nicht mehr in sich selber Einkehr hält. Ich trete

ein in die Stille, die Seine Ruhe ist. Ich erkenne Ihn an der Hoffnung, die Sein Werk ist. Ich spreche zu Ihm und lausche Seine Unhörbarkeit an. Die Tür der Ruhe geht auf. Ich setze den Fuß über die Schwelle. Bin ich schon bei Ihm zu Gast?

Die brausenden Wasserstrahlen des Bades haben eine seltsame Macht, da sie auch das Ungreifbare, das wie Trotz und Verstocktheit des Herzens aussieht, leicht und spielend abschwemmen, die Ohrfeige, die mir unverhofft ein uniformierter Aufseher versetzt, brennt nicht mehr das Innere der Scham an, und wenn ich, nach der aufregenden Entkleidungsszene, auch wie ein altrussischer Nachtasylbewohner Gorkyscher Gestaltung aussehe, so kann ich doch wieder mit den erhebenden Mitteln des Lachens über die schwarze Reithose mit den hunderttausend Fettflecken, die aschgraue Jacke mit den hundertdreizehn Flickstellen, die zebrierte Mütze mit den siebzehn Kreuz- und Querfalten, und die weißen Holzschiffe, die wie holländische Pantoffeln aussehen möchten, die köstlichsten Ueberlegungen anstellen und so allmählich hinüberkommen in die Heiterkeit des Ausgeglichenen, der, innerlich wie äußerlich, nur noch auf seine Rettung bedacht ist. Das Leben fordert seinen Kampf; es soll ihn haben. Alles Deutsche kündigt die Gegnerschaft an. Der Ungeist stellt sich zum Duell. Ich bin bereit. Nein, schon ist es kein Zweikampf mehr, denn an meiner Seite spüre ich den belebenden Atem des ewigen Mitstreiters, der sogar in der Kreuzung der Klingen Sein hohes Zeichen erkennt.

Los! Los!

Aufstellen! Fünferreihen bilden!

Fertig! Im Gleichschritt Marsch! Links, zwei, drei, vier!

Hundertzweiundsiebzig Holzpantinen versuchen, mit lärmender Ausdauer ein feines Taktgefühl nicht allzusehr zu verletzen. Die Erde fängt sich die Erregung von sechsundachtzig Gejagten ein. Schwarzer Staub, dieses ewig auswehende Signum des Lagers, wellt über das Leid der Menschen empor und legt sich wieder als verhüllende Schicht, wie ein Flor der Trauer, auf die Tristitia der Gesichter. Ein Alter fällt. Zwei Reihen stürzen über ihn hinweg, die andern winden sich unberührt und ungerührt an ihm vorbei. Das ist die Erbarmungslosigkeit der Mitleidenden, die kein Mitleid finden und deshalb

keines mehr verschenken. Schon gleicht sich die gepeinigste der peinigenden Kreatur an. Das Leid ist eine abgegriffene Münze; hier hat sie jeden Wert verloren.

Ich helfe dem Liegenden empor und reiche ihm einen Arm zur Stütze. Er ist Invalide, hat im 1914er Krieg das Bein verloren und schreitet nun auf einer Prothese aus der Grausamkeit des Lebens in das große herrliche Fürsorgeheim seiner dankbaren Nation. Sein Atem ist ein pfeifender Haß, sein Blut ein einziger wallender roter Fluch.

„Wie ein rüddiger Hund werde ich hier verrecken!“

„Vielleicht durch eigene Schuld!“

„Kann ich als Krüppel etwas gegen das Rasen eines entfesselten Stieres?“

„Leider nicht!“

„Also! In vier Wochen werden sie mich durch den Schornstein jagen. Was wird übrig bleiben? Ein Häuflein Asche, eine gebeugte Frau und drei Kinder, die von der Welt nichts mehr verstehen können. Ah, zuvor wenigstens einen Teil dieses Geschmeißes zwischen den Fingern halten und abwürgen dürfen! Das könnte mich vielleicht im allerletzten Augenblick mit meinem Schicksal versöhnen. Aber es geht nicht. Ihre Tierischeit ist stärker als meine hassende Entschlossenheit und so bringen sie es fertig, daß der Hunger in mir sogar die Spucke frißt, mit der ich sie bespeien möchte“.

Der Mann sieht keinen Ausweg mehr. Er wird, sogar im eigenen Bewußtsein, mit allem, was ihn innerlich hält, dem Abgrund entgegen getrieben. Kann er den Henkern nicht ins Leben entfliehen, so darf er ihnen doch in den Tod entrinnen. Halten wird ihn keiner. Er sieht eine Grenze. Sie lockt nicht und schreckt nicht. Er sucht sie nicht und flieht sie nicht. Denn er ist ein lebendiges Neutrum geworden, nicht Wunsch, zu stehen, und nicht Wille, zu gehen. Es geht und trägt ihn. Es wird ihn ablegen an der nahen Scheide, seinen Atem einfangen und ersticken. Aus. Die Ewigkeit, die folgen wird, ist ohne ihn: im dichten Nichts der Wiederhall des Urschweigens. Glaube? Christentum und Seligkeit? Ach, das sind nur graugeordnete Erinnerungen an einen seichten Wasserfall aus der frühesten Landschaft des Herzens. Gott die Gerechtigkeit! Wie kann Er sein, wenn die Ungerechtigkeit den Tag beherrscht und nicht einmal nachts den Menschenwurm in Ruhe läßt? Wo

ist die Güte? Grauenhafter kann sie nicht verneint werden als durch die stumme zerschlagene, getretene, zerschundene Existenz des Mannes, der an Ideale glaubte und einem Idol geopfert wird. Das Leben haben wir verkannt: es gibt keiner Brüderlichkeit, sondern nur Despotie und Servilität, Wein und Abschaum. Wir, die Masse, sind der Abschaum, der in der Gosse des deutschen Daseins, in den Konzentrationslagern, zusammengetrieben wird. Die Not stinkt zu allen Himmeln der Humanität empor. Aber die Menschlichkeit hält sich die Nase zu und flüchtet in die letzten Lustgärtenwinkel des Lebens. Die einzige Tugend ist der Ingrim, ihr schönster Ausdruck das Zähneknirschen der Wut und ihre herrlichste Steigerung der Haß, der morden kann. Rausch ist der Sinn des Seins, und sieh, es ist der Bluttausch, Leben heißt Töten, Herrschen ist der Lohn der Vernichtung. Es lebe der Tod, damit auch er bald sterben kann!

Ein Tor geht vor uns auf. Erst hinter dem zweiten Drahtverhau sind wir sichergestellt. In dieser Isolierung kann nun wirklich nichts mehr passieren, es sei denn daß einer plötzlich durch die Maschen des Lebens in die letzte Nacht hinüberflüchtet. Kein Schuß wird diese Flucht begleiten, und kein Häscher wird hinter dem Ausgebrochenen einherjagen. Es ist die einzige Rettung vor den Qualen der Zukunft. Sieh da, ein junger Tscheche wählt sie. Ein Sprung! Zwei Hände, die sich festklammern am blanken Draht, ein elektrischer Schlag, schon nicht mehr im Bewußtsein gefühlt, — es ist vorbei! Vorn am Tor, wo die Blockführer hausen, glühen die Meldelampen auf. Ein Abgesandter des Herrentums stellt sich ein, der Arzt sieht flüchtig auf den Flüchtling nieder und weiß, was die Hinterbliebenen nicht erfahren werden, ein letzter Fußtritt, und die tragische Geschichte eines Lebens ist beendet. Memento homo quia pulvis . . . ! Nein, es ist nicht wahr, denn nichts ist wahr in diesem Raum, der sogar die Sinnlosigkeit aufhebt, um das tote Leben sammeln zu dürfen, hier wird alles zur grauesten Einheit im Feuerofen der glühendsten deutschen Pietät, zur Asche. Und es gibt keine Empfindung, die das nationalsozialistische Schweinderlump abhalten könnte, auch dieser Asche nicht etwa eine Urne, sondern einen Pott zu finden, um die billig erzielte Pottasche in eine Seife des Grauens mit der Aufschrift: R. I. F. — Ruhe in Frieden! — zu verwandeln, da-

mit die sauberen Arier sich endlich einmal an der Unschuld, wenn auch nicht in Unschuld die Hände waschen können. So manches Leben ist dem Cäsar unnütz, aber mit einem Tode kann ihm doppelt gedient sein.

Wir sind Neulinge in dieser Hinterstube des Lebens und werden auch hier der Häftlingsöffentlichkeit rasch entzogen, um in Block 35 Quartier zu beziehen. Es ist ein Quartier der Peinlichkeit, vom Atem der Ordnung bis zum Hauch der Sauberkeit, von der Dämpfung der Sprache bis zur Sinnlosigkeit des Tuns. Das große Hausgesetz lautet: Schweigen, stehen und warten! Hinter jeder Ecke der Zeit lauert der Ruf des Schreckens: Obacht geben! Dann naht, im Herrenmenschenritt des Blockführers, das heimliche Verderben auf blitzenden Stiefeln, mit funkelnder Kappe, blanker Montur und ledernen Handschuhen: Scharführer Knittler, der kleine Gott, vor dem alles im Staube zittern muß. Hinlegen, ihr Schweine! Auf, ihr Hunde! Hinlegen, ihr Mistkäfer! Auf, ihr Drecksvieher! Hinlegen! Auf! Hinlegen! So!

Da liegen wir im Dreck, und der kleine Gott ist befriedigt. Nein, nicht ganz! Der alte Invalide hat es gewagt, vor diesem unumschränkten Herrscher aller Mistkäfer und Schweinehunde stehen zu bleiben und den Blitz zu rufen, der ihn gleich erschlagen wird. Da ist er schon:

„Was ist denn das? Hinlegen, du Saufritze!“

Der Alte steht und schweigt. Mit einem Male hat der Blockführer Stielaugen. Seine Stimme ist Orkan:

„Was erlaubt sich —? Nieder, sage ich!“

„Verzeihung, Herr Blockführer, ich kann nicht.“

„Du kannst nicht? Habt ihr's gehört: er kann nicht? Der Herr möchte nicht gestört werden! Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf?“

„Ich bin Invalide.“

„Wieso Invalide?“

„Schwer kriegsverletzt. Das rechte Bein verloren. Ich trage eine Prothese.“

„So!“

Der kleine Gott steht und überlegt. Sein Auge ruht mit Wohlgefallen auf den erstarrten Geschöpfen, die den Staub

küssen, den er mit Füßen tritt. Er lächelt. Sein Wort ist plötzlich strahlend geworden:

„Hundert sogenannte Kameraden umgeben Sie. Vielleicht ist einer dabei, ein einziger nur, der sich Ihrer Not erbarmt und für Sie die Strafe übernimmt! Fragen sie mal!“

Da hält der Spott der Niedertracht die Waage. Der hämische Unterton verrät den heimlichsten Gedanken: Keiner wird sich vorwagen! Sollte dennoch einer sich erdreisten, gäbe das ein unterhaltsames zusätzliches Spiel!

Der Invalide läßt die Blicke ausgreifen. Alles liegt und ruht. Die Stille ist plötzlich Hall und schreit nach Erbarmung. Sie findet kein Ohr und dringt zu keinem Herzen vor. Ich lausche die Seelen an. Das Seelische schweigt unter den Schauern der Furcht. Die Zeit vereist allmählich. Wie die Wucht des Todes kommt sie über uns. Ist die Menschlichkeit der Unterjochten schon der Hypnose der Unmenschlichkeit verfallen? Nein! Ich will es nicht glauben und auch nicht wahr werden lassen. Ich hebe die Hand.

Jäh blickt mich die Schärfe der Drohung an. Die kalte Stimme des Entsetzens ruft mich. Ich stehe vor dem Büttel des Todes. Meine Augen wollen schwach werden und sich verdecken. Ich zwinge die Lider zurück bis an den letzten Rand der Offenheit und halte stand. Ist die Erbarmung stärker als ihre Feindin? Der Henker wendet die Blicke ab. Er geht vorbei und sagt nur:

„So! wir kennen uns jetzt!“

Die Zeit taut auf, der Nachmittag hat wieder Sonne.

Rudi Rothkegel, der uns als vier Blockältester ins Lagerleben eingängelt, ist entsetzt, erfreut, voller Unmut in einem einzigen Atemzug. Er legt meine Tat zuerst als Unsinnigkeit, dann als Retteraktion und schließlich als gefährliches Spiel aus, hält mir Batty Eschs vorsichtigeres Verhalten als Beispiel entgegen, stellt mich als Hilfsblockschreiber ein, kommandiert mich als Dolmetscher, Berater und Monitor zu den hundertfünfzig Franzosen seines Blockbestandes ab und läßt mir abends, nach dem entzückenden Vortrag eines Bibelforschers: „Wie werde ich zum vollkommenen Häftling, der ins Bett steigt, im Bette liegt, vom Bette sich erhebt, ohne die makellose Randlinie zu zerstören?“, die erste Nachtwache zukom-

men, die auch nur der billige Vorwand ist, mich nach den besten Regeln der Lagerkunst, die ich noch nicht beherrsche, auszuhorchen. Es ist natürlich strengstens untersagt, in unsern Gesprächen politische Themen zu berühren. Also schlägt er in unbesorgter Selbstverständlichkeit die hohe und höchste Politik an und möchte gleich im ersten Ansturm meine Stellung zum Nationalsozialismus kennen lernen. Ich finde die Frage köstlich, die von einem, der im brennenden Hause eingeschlossen ist, erfahren will, ob er sich für oder gegen die Feuersbrunst entschlossen habe. Ich kann da nur die Kontraflamme sein, die das deutsche summum jus als die summa injuria der Welt darstellt. Er wirft die Frage der Schuld auf und zielt auf das Zentrum der versagenden deutschen Demokratie. Ich erkenne noch nicht den Pferdefuß, den er mir stellt, stolpere hübsch darüber und suche die Schuldigen auf einer höheren Ebene.

Wir dürfen die Schuld nicht bei Einzelnen oder bei gewissen Irrenden und Verlorenen, bei den politischen Desperados suchen, sondern zuerst und vor allem in der absoluten Unzulänglichkeit der Geistigen, die Phrase von der Idee zu unterscheiden und zu scheiden und den Lesern und Hörern schlicht und klar, in der eindeutigen Sprache des Entweder-Oder, die Lüge als solche in aller Nacktheit vorzustellen und die Wahrheit in all ihrer Herrlichkeit daneben zu halten. Haben die deutschen führenden Intellektuellen und die Intellektuellen überhaupt jemals gegen die vertierende Folge einer politischen Haltung protestiert? Nein! Sie sind zu feige gewesen und sind es immer noch. In ihrer Feigheit liegt das Bekenntnis des Einverständnisses, an das wir sie ewig, mit allen Ringen der blutigen Offenheit, ketten werden. Wenn sie aber vorgeben wollen, nichts gewußt zu haben, dann ist ihre Lüge größer als ihre Feigheit. Denn jeder hat alles gewußt, weil die ganze Welt es geschrien und geschrieben, wie der deutsche Rundfunk oder die deutsche Presse es in der Leugnung und in der Entgegnung ausgesprochen hat. Sie aber, die sogenannten Geistigen, die Hüter der Kultur und die Säulen der Zivilisation, haben darauhin nicht die Scheuklappen ab- und die Lupen vorgelegt, sondern tapfer im großen Chor mitgesungen, ohne zu prüfen, oder mitgeschwiegen, ohne irgendwo den heimlichen Stachel der Unruhe, noch weniger jenen des Gewissens zu spüren. Im Anfang ist ihre Feigheit gewesen, Beginn des Untergangs und Sicherung des Gewinns. Alles andere

kann nur das große Spiel der gesetzmäßig, fast geometrisch progressierenden Kontamination gewesen sein, der die Deutschen umso leichter verfielen, als die Bereitschaft zum Erfassten werden arithmetisch mit der Wollust der Berührung fortschritt. So kam es leicht zu jener braunen Einigkeit, an der wir zugrunde gehen, sogar zur Einheit, die ja dort leicht zu erreichen ist, wo die Kräfte der Zerstörung wirken. Wir aber werden es nachher unendlich schwerer haben, da wir eine Tat der Neugestaltung verrichten müssen, die immer noch und immer wieder im Geiste beginnt, obschon auch ein Primat des Herzens und also der Liebe nachzuweisen wäre, und die Geister in der größten Uneinigkeit scheidet. Wir werden beginnen müssen mit der Auslöschung eines Fluches. Denn der Fluch der Gegenwart ist, daß die Menschen, Kinder seit Anbeginn des Paares Geist und Leben, die Ehe geschieden haben und nur noch der Mutter und mit der Mutter leben, indes sie den Vater Geist, der des Daseins Sinn und der Erzeugung Ziel in den höheren Regionen allein erkannt hat, dauernd vergessen. Und wenn wir Geist sagen, meinen wir nicht zuletzt, sondern zuerst jenen Spiritus, in dem die Kirche die herrlichste Kraft, nämlich die kreaturische entdeckt hat, die von uns angeschlagen sein will in allen Stunden des Wirkens, bis sie auch in uns und dann aus uns, zur Rettung der Welt im Brand der ordnenden, wieder ordnenden und neu ordnenden Wahrheit, das Größte schaffen kann.

Mein Partner ist enttäuscht. Ich spüre, wie der Kreisstrom der Sympathie plötzlich ausgeschaltet und eine Kühle zwischen uns geschoben wird, die mit den kommenden Tagen wächst, auch wenn der Aushorcher mich für seine praktischen Kurse über den Bettenbau als Spiegelung der Seelenharmonie zum großen Litologen beruft und mir gegenüber in jeder Beziehung als rechter Latitudinarianer auftritt. Wenn die andern Blockinsassen in Sonne, Wind und Regen von morgens sechs bis abends sieben in Reih und Glied vor der Baracke stehen, bis ihre Füße steif, ihre Beine wässerig werden, wenn sie, unter Knittlers beseligten Blicken, ihre Tagesgymnastik bis zur Hergabe der letzten Schweiß-, die schon Blutstropfen sind, erledigen, dann darf ich selber die geheimnisvollen Beziehungen des deutschen Menschen zum kunstvoll hergerichteten Strohsack als seltsame Oekologie studieren, die Notwendigkeit des Wischlappens an den oligodynamischen Wirkungen (die

manchmal wie Tachteln klingen!) der Staubatome im Organismus des Lagers erkennen und mich, unter der bibelforscherisch-ernsten und sicheren Leitung des Blockschreibers, palimpsestisch austoben.

Die scheinbare Bevorzugung wird plötzlich ins Gegenteil gekehrt.

Ich bemühe mich in der Schwüle eines frühen Nachmittags, den französischen Bergleuten die sinnige Terminologie eines deutschen Rekrutendrilla-meisters zu erschließen, als mit einem Male die erbosten Himmel der feierlichen Lächerlichkeit meiner Parodeparodie ein Ende bereiten und entgegenkommenderweise das stärkere Kommando übernehmen. Es blitzt mit deutscher Zackigkeit und donnert in teutonischen Akzenten. Das muß die mächtigsten Elemente entfesseln. Bald fließt der Himmel, stürzen die Wolken, schäumen aus allen Rinnen Bäche, Wellen und Wogen. Wir aber stehen verwegen und halten mutig aus. In meinen geschwollenen Beinen gluckert, ich weiß nicht nach welchen geheimnisvollen Gesetzen der Verwandtschaft, das niegesehene Wasser des Verderbens. Um mich werden die Blumenbeete zu traurigen Ufern, über alle Wege gischtet die anschwellende Regenmasse. Unser Rudi Rothkegel hat endlich, mit einer erschreckenden Aussicht auf unser Leid, die rettende Einsicht:

„Block 35 in den Waschraum!“

Wir plantschen hinein mit dem tobenden Elan der Erlösten und kommen wirklich aus dem Regen in die Traufe.

Ein entsetzter Knittler stellt sich uns entgegen:

„Raus! Alles antreten! Los!“

Da ist der Sturm der Natur zum Sturm des Schreckens geworden. Männer stürzen, Menschen schreien, Pantinen glitschen befreit ins Weite, ein Berserker tobt und läßt den Dreck über alles kleckern, den Dreck der Erde über seine blitzenden Stiefel, den Dreck seines Geistes über die bebenden Opfer, der Regen strömt, der Himmel ist verzückt und posaunt sein Jauchzen in Sakkaden aus, Angstschweiß und Regennässe vermischen sich auf unsern Körpern zu einer Schüttelfrostsynthese, Hände zittern, Beine klappern, dann ist auch das Unendliche nicht mehr tonangebend, der Blockführer übernimmt

persönlich den Stock, mit dem er den entfesselten Tanz der bewegten Dinge leitet.

Hinlegen! Rollen!

Hundertfünfzig Leiber wälzen sich in Schlamm und Wasser, das spritzt und schleckert, das supft und brackt, mitten hinein in diese schwabbelnden Sümpfe, immer mitten hindurch, die Augen zu, den Mund geschlossen, es gibt kein Erbarmen in diesem Gewitter der Bestialität, nur einen Fuß, der dein Haupt trifft und dein Gesicht in die Fülle der Lachen preßt, laß dich nicht einholen von der schreitenden, stampfenden Wollust, rolle in die tiefsten Pfützen der Qual, ach, laß die Schürfwunden an deinen Füßen brennen oder lösche ihren Brand in der Kühle des Schlammes, immer rolle her und rolle hin, denn der Tod ist erwacht, und das Entsetzen steht an seiner Hand, dreh dich aus seiner Nähe, zwinge dich aus dem Bann des Irrsinns, minutenlang, stundenlang, wie lange noch? Nur weiter, vom Rain der Raserei bis zum Rande der Verzweiflung, vorwärts, rückwärts, die Himmel weinen sich aus, du, halte die Tränen zurück, der Raum ist Zorn, du, schlage die Zähne zusammen, die Menschlichkeit versinkt im Meer der eigenen Scham, du aber gehst nicht unter in den brodelnden Tümpeln der Inhumanität, schwinge dich um deine eigene Achse, du totes Rad, das ausgehoben ist aus der Maschine Welt, rolle fort und rolle dich hinab in den wirbelnden Rhythmus der Sinnlosigkeit, die deutsch ist, groß wird und ein Reich verliert, da bist du drin, da schwingst du mit, schon packt die Trunkenheit deinen Körper, schon rührt sie deinen Geist an, halte dich fest, halte ein, reiß dich zurück, denn unten winkt der Untergang, erhebe dich und stehe! Nein! Da ist ein stärkerer Wille, der befiehlt:

„In Kniebeuge!“

Wo ist die Gewalt des Sturmes? Wo das Donnerwort der Zeit? Die Stille ist da und veratmet ihre letzte Erregung, die Zeit fließt mit einem leisen Rieselsang vorbei, der Wirbel des Tages ist zum ruhenden Kreis der Stunde geworden, und das Blut will schon besänftigt in den Beinkanälen stocken. Knittler erholt sich im Trockenraum der nächsten Baracke, wir spüren die Kälte durch die Haut den Knochen entgegenschicken, die ausgestreckten Hände werden schwer, die Fußspitzen ermüden, der Nachbar fällt und keucht wieder hoch, vier stürzen, zehn

liegen, vierzehn rafften sich empor, hundert knieten oder setzen sich heimlich, ich kann es nicht, weil mich der Blockführer im Auge hat, ich schlage hin und erhebe mich mühsam, ein Fenster klirrt auf und eine Stimme schlägt herüber:

„Gleich bin ich da und helfe nach!“

Die Sekunden legen sich bleiern auf die Glieder, die Minuten schüren das Feuer in den Füßen, und die Stunden sind marmorne Unbeweglichkeiten, die ich einmal, zweimal, dreimal heben muß. Einmal, zweimal, dreimal sacke ich unter ihnen zusammen, ihre Wucht kommt über mich und möchte mich zermalmen, aber die gereizte Stimme peitscht mich dauernd in die Hockerstellung zurück. Das All ist Qual geworden, und ich muß es halten in der ausgestreckten Hand und schaukeln auf den abgestorbenen Spitzen glühender Füße. Ein kleiner Gott sieht zu und freut sich, und endlich kommt ihn ein Erbarmen an:

„Aufstehn! Warten bis zum Klingeln!“

Es ist ein Erbarmen des Teufels gewesen. Im Geiste flammt mir die Empörung, im Körper brennt der Schmerz, und in den Eingeweiden frißt sich der Hunger fest. Die Muskeln verlieren jede Spannkraft, die Nerven hüpfen und hömmern, da schlägt einer hin, drüben ein zweiter, dort ein dritter. Auf, ihr Hundel! Stehen, bis ihr krepieret! Hungern, bis der Tod gesättigt ist! Die Zeit ist deutsch, und steinern ihre Faust.

Sie klingelt doch. Wir können nicht mehr gehen, wir dürfen auch nicht wanken, denn der kleine Gott will uns laufen sehen. Wir treiben die allerletzten Kräfte aus und zuckeln in den Block hinüber, keine Wand hält uns, keine Hand hilft uns, wir sinken nieder, wir kriechen in den Schlafraum und sind in den Betten bald wie halbe Flammen ausgeweht.

Der nächste Tag bedenkt mich mit allen Schauern des Fiebers. Meine Füße sind Zwillingshöllen. Das Wasser in den Beinen ist gestiegen. Bläuliche Ränder umzirkeln die Schürfwunden, die Bläue wächst nach oben ins Grünliche, nach unten ins Schwarze, das wächst in furchtbarer Deutlichkeit, ich rufe Rudi Rothkegel an, der schlägt die Hände über meiner Not zusammen und meldet mich zum Arzte.

Am nächsten Morgen stelle ich mich dem Blockführer. Er sieht mich an, erkennt mein Gesicht und rudert auf mich zu:

„Wo fehlt's?“

„Stark entzündete Fußwunden!“

„Herzeigen!“

Ich entspreche dem Befehl. Der Scharführer guckt hin, sehr flüchtig nur, nickt und geht, bleibt mit einem Male stehen, kehrt zurück und fragt:

„Wie lange im Lager?“

„Vier Tage!“

„Was? Vier Tage erst im Lager und möchte schon zum Arzte? Hinweg, Mensch!“

Ich bin, trotz meiner Wunden, rascher als sein ausschnehlender Fuß und kann dem Donum entspringen.

Mein Leben ist der Einsatz, ich wage also am nächsten Tage noch einmal das Spiel. Ein unbekannter Blockführer faßt zuerst meine Wunden und dann auch mein Gesicht ins Auge, ist natürlich nicht befriedigt und entläßt mich mit einer Ohrfeige zu Rudi Rothkegel und seinen Schützlingen. Ich möchte den Versuch nicht wiederholen, aber der Blockälteste überredet mich und verspricht, am nächsten Morgen mein Begleiter und Fürsprecher zu sein. Er hält Wort, trippelt eilfertig vor mir her zum Sammelplatz der Arztmelder und ist nicht mehr zu sehen. Mit blitzenden Stiefeln, blanker Montur und ledernen Handschuhen wandelt uns der kleine Deus der Isolierung entgegen, sieht mich und erkennt mich und kommt diesmal meinem eiligen Rückzug mit einem wohlgezielten und trefflich angebrachten Fußtritt zuvor.

„Ein Pflaster willst du? Da, nimm und sei zufrieden!“

Mich packt die Angst, wenn ich den Brand meiner Wunden im Wasser lösche und die dunklen Wege verfolge, die von den blauschwarzen Rändern immer weiter, immer feiner nach oben fliehen. Die Vergiftung des Blutes wird nicht mehr zu übersehen sein. Ich flüchte entsetzt zu einem alten Bibelforscher, der auch an diesem Ort der eisernen Gesetzlichkeit seine unerlaubten Beziehungen zu Aeskulap aufrecht erhalten hat. Der Sanitäter betrachtet das farbige Unheil meiner Füße, schüttelt den Kopf und meint sachlich ruhig:

„Nichts mehr zu machen! Beide Beine amputieren, das könnte das Leben noch retten. So aber? Nein!“

Ich bedränge ihn, ich setze ihm mit allen Mitteln der Sprache zu, ich flehe ihn an, mit starken Zugsalben einzugrei-

fen, ich erkläre mich bereit, das Wasser in wenigen Tagen bis zum letzten Tropfen zu verflüchtigen, ich schlage seine Menschlichkeit mit den Argumenten seines eigenen Glaubens an, da endlich gibt er sich überwunden, indem er heilgerecht die Wunden behandelt.

Acht Tage lang lebe ich nur von der Luft, die mich umgibt, und von der Hoffnung, die mich erfüllt. Alles Flüssige ist mir zum Greuel geworden und wird als solcher verschmäht. Das Brot breche ich und lasse es den Franzosen zukommen, meine Suppe findet entzückte Liebhaber, deren Dank sich offen in der Erkenntnis äußert, ich sei verrückt geworden, und die spärlichen Fettrationen wecken nur den Hunger, den sie eigentlich stillen müßten. Ich reihe mich freiwillig, wenn auch heimlich in die Phalanx der Strafkolonnen ein und bewältige mit ihnen, unter hunderttausend Peinen, einen Tagesmarsch von vierzig Kilometern. Dann wird das Wunder offenbar: das Wasser verschwindet, die Entzündungen verlieren sich, ich lebe, wenn auch als wandelnde Leiche von siebenundvierzig Kilogramm Schwere, und darf mein inneres Auge wieder dem Leid der Andern erschließen.

Ich kann nur Furchtbarkeit erkennen, die nicht auszusprechen ist. Was offen geschieht, versagt sich dem Wort, und alles andere ist bedeckt mit Nacht und mit Grauen. Die Strafkompagnie — SK — erscheint als der Stoßtrupp des Todes. Knittler hält Musterung, ruft den Blockältesten, der sinngerecht von einem polnischen Fluchworte seinen Ehrennamen bezogen hat, deutet auf jenen auserwählten Liebling, dessen erschrockene Visage der augenblicklichen Blockführerlaune nicht entspricht, und sagt nur:

„Den möchte ich heute abend nicht wiedersehen!“

Er wird ihn bestimmt nicht wiedersehen. Abends meldet der Blockbestand einen Abgang. Ein Mann ist entlassen worden in die Freiheit des Todes. Wie? Ach, es gibt so viele Wege, die einer hemmungslosen Bestialität erschlossen sind. Der Block hat einen Waschraum, im Waschraum einen tiefen Rundbehälter. Das Wasser fließt, immer fließt das Wasser, bis der Rand erreicht ist. Ein Kopf hat in der Fülle Platz. Eine Hand, eine freundliche Henkershand hält ihn nieder. Die Uhr des Seins setzt aus, doch selbst die taubste Herzlosigkeit ver-

hört nicht einen Schlag des Entsetzens. Zwei Minuten genügen! Wir schenken ihm hundertachtzig Sekunden. Eine Bahre her! Ins Totenhaus!

Halt! Ein zweiter möchte mit. Noch verröchelt er in der Ecke des Abortes seinen letzten Atemzug. Vierzehn Stunden lang haben ihn der Teufel und dessen Stellvertreter rund um die Blumenbeete gejagt. Lauf, bis deine Herzkammern überfluten! Fall und rappele dich wieder hoch! Was, du kannst nicht mehr? So mußt du können! Weiter! Immer weiter! Drüben, hinter dem Abend, darfst du ruhen. Immer darfst du ruhen! Drauf, mein Sohn! Lauf, mein Freund! Die Füße hoch und fort! Nun ist er mitten in seiner ersehnten Ruhe, nun wird er still, und keiner breitet ihm die Lider über die wirren Schreckensbilder, die ihm noch als Grauen in den Augen stehen. Schon ist er ganz vergessen.

Denn vorne hat sich, hoch am hänfenen Strick, ein weiteres Schicksal erfüllt. Ein Pole ist aus der Hölle seines Lebens geflüchtet. Sein freier Wille hat entschieden. Ich kenne diesen freien Willen. Er trägt einen Namen, der mit dem Namen des Selbstmörders gar nicht identisch ist, wirkt, als Vorarbeiter der Strafkompagnie, wie die rechte Hand des Blockführers, der behaupten kann, seine Linke wisse nicht, was seine Rechte tue, und trifft wie dieser. Der Strick ist aus seiner Hand in die des Polen übergegangen. Wie ein Freund hat er geredet, im Ton dem Verurteilten ergeben, im Sinn der treueste Diener der Verruchtheit:

„Hier! Drei Stunden hast du Zeit. Wenn dann die Sache nicht bereinigt ist, wirst du sehen!“

Was wird er sehen? Gott, nur die alten bekannten Aufmerksamkeiten: Hunger, Schläge, Stehen in völliger Nacktheit, kalte Brausebäder, eine Nacht im Abstellraum, Stockhiebe, Strafdienst, Hunger, Hunger! Ein Mensch hält das nicht aus. Vielleicht drei Stunden noch. Schon sind sie vorüber! Ein Sprung, ein leichter letzter Sprung vom Tische! Es ist vorbei!

Und nachts ist Totenfeier.

Es ist eine feuchte kalte Nacht. In allen Baracken schlummert die Stille. Ein paar Nachtwachen hocken fröstelnd in den Stuben. Außen auf dem Turm spielt der Jagdhund Himmlers mit dem Scheinwerfer und schneidet helle Schächte in die

Finsternis. Der Teufel ist da, aber das Licht holt den springenden und schleichenden an keiner Wende ein. Da knirscht der Kies unter seinem Schritt! Oder ist es ein erschrockener Seufzer der Stille? Da knarrt die Diele! Oder ist es die späte Warnung der entsetzten Ruhe? Die Nachtwache findet das Wort zur Meldung:

„Block 35 belegt mit zwohundertzwanzig Mann!“

Eine Faust trifft in die Mündung des Wortes, das zu Blut gerinnt, ehe es sich verbessern kann:

„Block 35 belegt mit zwohundertzwanzig Häftlingen!“

Knittler ist da! Knittler ist schon vorbei!

Rudi Rothkegel saust wie ein Federball aus dem Bett. Sein Schrei schießt daher und schießt dahin:

„Achtung! Alles raus! Antreten!“

Fenster klirren, Bänke stürzen, Menschen toben, Männer rasen, Schläge rufen wimmernden Widerhall, alles ist in Aufruhr, und das Grauen wirbelt weiter. Zweihundertzwanzig Gefangene stehen wie preußische Grenadiere, in der Feiermontur eines zerrissenen Hemdes, im Freien, das eine Folterkammer geworden ist, in der sich ein doppelter Rausch, der des Blutes und jener des Weingeistes, bacchantisch äußert.

Dem Morgen graut wohl vor den Exzessen dieser Raserei, aber er deckt sie doch mit Sonne zu. Er hat schon Schlimmeres erblickt, und noch immer ist kein Ende abzusehen. Der Hass gegen die Wahrheit ist entfesselt, und vor einem Schwachen wird jeder Feigling heldisch. Hier treffen sich die würdigsten Herren und ihre unwürdigsten Hunde, die SS-Gewaltigen und die zebrierten Parforcegefangenen, auf einer Linie. Blockführer verdammen, Lager- und Blockälteste exekutieren. Die gute alte deutsche Bestialität ist auch in manchen deutschen Häftlingsseelen erwacht. Blut ruft, Blut antwortet. Vor der Niedertracht der Uniformierten könnten wir uns noch verkriechen, der todbringenden Kriecherei der Gestreiften sind wir rettungslos ausgeliefert. Jene befriedigen ihre Lust, indem sie zugleich einer Doktrin zu Willen sind, diese betreiben ein Geschäft, in dem das Leben die Ware und das Blut die Kaufmünze ist. Das Infernalischste an dieser Einrichtung deutschkonzentrierter Größe ist nicht die Herrschaft der SS, sondern die Mitgenoz der Kriminalität im Ehrenkleid der Opfer. Es

wäre leicht gewesen, die Berufsverbrecher, die B. V. er mit den grünen Winkeln, in Sonderlagern einzufangen, aber die beelzebübische Spekulation der nationalsozialistischen Sicherheitsdienste erkannte den höheren Wert der verworfenen Elemente. Für ein Stücklein Weißbrot werden sie brauchbare Spitzel, für ein Endchen Wurst die besten Henker. Sie setzen in der Gefangenschaft die zivile Tätigkeit fort. Sie leben gut von der Schande, der sie Zuschlepperdienste leisten, brechen in die Bezirke fremder Ehre ein, vertreiben die Lüge als Wahrheit und erschlagen die letzte Sicherheit der Gefährten. Aber sie tun das alles in der äußeren Aufmachung des Gentleman: ihre Jacke ist nach Maß gearbeitet, ihre Hose hat Bügelfalten, und in den Schuhen darf sich ihre Gesinnung nicht nur spiegeln, sondern gar ihre Identität mit Farbe und Oberflächen-glanz erkennen.

Viele führende Stellungen in dieser Republik der Gezeichneten haben die Hochstapler besetzt. Ihre Hand ist mächtig und stark ihr Fuß. Lege etwas in jene, damit du an diesem vorbeikommst! Schiebe mit ihren Größen, dann wirst du nicht verschoben! Transporte des Todes gehen jeden Tag. Ein Muckser, und du bist dabei! Mauthausen! Schindanger der deutschen Kultur! Neuengamme! Ewig hungriger Moloch Hamburgs! Groß-Rosen! Des Bluts Versteinerung, die neu zu brechen ist! Dachau! Das brodelnde Moor der Entsetzlichkeit! Buchenwalde! Die Experimentierkammer der Satansbrut! Flossenbürg! Der Tod in tausend Tropfen des Grauens! Kräutergarten! Der Giftstachel euphemisierender Mörder! Lublin! Die siebente Hölle, vor der selbst dem Teufel graust! Auschwitz! Die unfehlbare Heilung durch den Geist des Gases! Eine herrliche Auswahl, und noch nicht alles! Denn die nationalsozialistische Kultur wächst organisch, die Hochschulen für die Auslese mehren sich, das entwickelt sich pogromatisch, das Ende ist wohl abzusehen, aber nicht mehr aufzuhalten. Alle Warntafeln Gottes haben ihren Sinn verloren, Weichen des Gewissens werden überfahren, Ruhestellen der Vernunft durchrast, das flammt und speit die Feuer des Zornes aus, die Ventile stehen unter Ueberdruck, das Pfeifen ist zum Zischen des Hasses geworden, stehst du im Wege, oder bin ich verloren? Oh! Wir sind es alle.

Es ist doch ein Pfiff gewesen, der uns nun aus der, nein, in die Bahn des Verderbens hetzt. Was geht denn vor? Urgewalten des Schrecks sind entfesselt, das schlägt und stöhnt, das tobt und wimmert, ein Ruf bricht um die Ecke und kann auch Menschen brechen, ein Name fällt und darf sogar das Leben erschlagen:

„Der eiserne Gustav!“

Wer ist das? Der zehnfach potenzierte Knittler! Was will er? Menschenfutter für sein Hungerreich! Ruhe! Da ist er! Ein kleiner grantiger Rowdy, der das halbe Nichts seiner Gestalt in Leder eingeschlagen hat! Er kommt und schreitet aus wie ein müder Stalljunge. Still!

Es will nicht Stille werden. Ein Frösteln kriecht, unter dem hellen Auge der Sonne, durch die Zeit. Die Stunde bebt, und ihr Zittern fängt sich im Menschen. Herrgott! Was ist denn das? Mein Nebenmann ist nur noch Klappern, mein Vordermann wird zum lebendigen Schüttern, und ich selber, ja, auch mich will es erfassen, ich schüttele es ab, da kommt es wieder, da springt es mich an, meine Hände schlagen aus, meine Füße bewegen sich seismographisch, mein Kiefer hat den Halt verloren, die Zähne schlagen zusammen, ich rufe den Willen zu Hilfe, einmal meistert er die Glieder, ich muß ihn wieder anflehen, er spricht sein Machtwort und wird erhört, aber dann ist auch er nicht mehr die Kraft, die das Entfesselte bezwingt, denn vorne ist der eiserne Gustav in diabolischer Gelassenheit ans Werk gegangen.

Er spricht mit der Faust ins Auge und überzeugt mit dem Fuß am Magen. Sein Blick bringt Riesen zu Fall, und seinem Willen begegnet kein Widerstand. Um die Ecke jagt ein Nachzügler. Er ist Invalide und schon das Opfer des Erboften. Da liegt er, ein Fuß kracht in sein Gesicht, ein anderer fällt in die weiche Masse des Unterleibs. Ein liegender Mensch wird zur Schaukel des animal rationale, das sich Tiger fühlt. Es legt das Schwergewicht des Körpers erst auf das rechte und dann auf das linke Bein, erst rechts, dann links, rechts, links, rechts und links und hin und her und auf und nieder! Von unten steigt die gedämpfte Musik des Seins, die im wehesten Verklingen erst den Sinn gewinnt, der einen SS-Mann entzückt. Aus! Und weiter! Menschen werden ausgewählt. Du rechts! Du links! Dahin, du Saukerl! Wieviel jetzt? Hundertfünfzig! Das genügt!



Sterbende schleppen die Halbtoten,
denn das einzige, was lebt, ist Kameradschaft

Ich bin der hunderteinundfünfzigste gewesen. An meinem Ärmel habe ich bereits den kühlen Hauch des Untergangs gespürt. Nun hat er sich zurückgezogen, und ich bleibe. Die Ausgewählten gehen, um nie mehr wieder zu kommen. Was macht das schon? Der nächste Tag bringt zweihundertachtzig Zugänge. Die Stadt des Todes wird nicht zur toten Stätte. Die Polen nähren und erhalten sie. Der ungesalbte Theologe des Nationalsozialismus, Wilhelm Stapel, hat den nordischen Unsinn wie den germanischen Größenwahnsinn mit den Worten konsekriert:

„Wenn in ganz Polen nur zwei Deutsche wohnen würden, so wären sie mehr als die Millionen Polen; denn sie sind eben Deutsche.“

Die beiden Deutschen dürfen bleiben, die Millionen Polen gehen nach Deutschland, bloß weil sie keine Deutschen sind, und dürfen dort immerhin polnisch verrecken. Frißt sie der Hunger zu Wahnsinn, dann stehlen sie das Brot der Kameraden, die vom kleinen Bissen leben. Sie werden erwischt, in Kniebeuge gestellt, müssen im Abort essen, im Waschraum schlafen, bekommen fünfundzwanzig Stockhiebe auf die Kehrseite des Antlitzes, baumeln am Pfahl, bis die Schultergelenke knacken und die Arme absterben, gelangen in die Strafkolonnie und gehen zugrunde. Sie leiden an der Ruhr und landen im Krankenrevier, wo die Kriminalität ihnen mit Eisenbartmethoden beikommt. Leichenfledderei wird an Halbtoten verübt. Die Pfleger sind Schmarotzer, die noch in diesen Hungerasylen fett werden. Der nächste Weg zum Krematorium führt durch ihre Heilkammern, die also faktisch Heilskammern sind. Hier stirbt man am Schnupfen Hungers, und geistig Gesunde ekeln sich krank. Leben werden sie nur, wenn sie die Krankenstuben fliehen. Der Schaurigkeit dieses Totentanzes hätte Goethe nicht das Wort und Rethel nicht die Feder leihen können. Denn das ist ein dauernder makabrer Sabbath der unnatürlichsten Auflösung, und über der Stätte des Vergehens vermischen sich in einer einzigen himmelstinkenden Synthese der Odor verbrannter Menschen und das Odium nächster Hekatomben.

Harry, der Lagerälteste, ist wohl, als Mann des roten Winkels, ein Charakter, aber zu fest in den Fanghaaren der grünen Klette. Gegen die Penetranz dieses Geruches duftet sein Geist vergebens an.

Gehöre ich der nächsten oder übernächsten Hekatombe an? Ich weiß es nicht und warte, ohne die Rettung von irgendeiner Liebe in der Menschlichkeit zu erwarten, wenn auch immer noch die gläubige Liebe zur Menschheit in mir weiterlebt. Die Liebe ist wohl mächtig, denn omnia vincit amor, aber die Hoffnung ist noch stärker.

Ja, die Hoffnung! Nein, ich meine weder die Erwartung wider die Vernunft, in der sich die gedankenlose Lebenslust gefällt, noch die frevelnde Forderung der Unordnung, die in der Maßlosigkeit daheim ist, sondern die Bescheidung in der Mitte, die mit der gleichen dankenden Gelassenheit das Entweder wie das Oder der Fügung hinzunehmen vermag. Denn die wahre Hoffnung ist die reife Frucht des Denkens, das sich im Raum der Zukunft erfüllt. Es geht dem Kommenden entgegen, tritt ein, bleibt innen, wird Innerung und Erinnerung, die im Spiegel des Geschehenen das Geschehene reflektiert findet und bald das Zukünftige als Innerlichkeit und Verinnerlichung der wehen Gegenwärtigkeit erkennt. Das Leid ist als das Eine vor das Andere hingestellt, als lebendiger Ort der Begegnung. Das Andere ist das Nahende, das schon da ist und immer da bleibt im Klang des Kommens, den es erzeugt, um sich mir und allen kundzutun. Das Eine wird sich des Andern bewußt, das zur lichten leichten Welle der Unendlichkeit gerinnt, und erschließt sich dem Neuen, um sich ganz von ihm erfüllen zu lassen. Und der Klang des Nahenden ist der Ruf des Andern, dem das Leidende gehorcht. Die Erschlossenheit öffnet sich weiter und wird Entschlossenheit, die sich dem Erlittenen entgegenwirft, um sich ganz zu ergeben und hinzugeben, weil das Andere jählings erkannt worden ist als die Macht, die alles in sich eint und ordnet, die auch die Liebe ist, die den frohen Willen zur Erschlossenheit stärkt und die sich verschenkende Bereitschaft zur Aufnahme des Andern vermehrt, indes sie die Sehnsucht nach Bindung und Verbindung, Angeschlossenensein und Eingeschlossenheit zum Triumph über Leid und Dunkel ausweitet. Das Eine bin ich, und das Andere ist Gott, und die Hoffnung stellt sich vor als das beglückte Wissen um Ihn und die verzückte Gewißheit in Ihm.

Natürlich weint es, genau wie in jedem andern, auch in mir, weil ja die Unordnung der Welt bis zur Entsetzlichkeit gediehen ist und mich psychisch noch wuchtiger und weher als

physisch schlägt, aber ich bin von der hohen Hoffnung, also von Ewigkeit her und durch die Ewigkeit, in der ich hange, bis ich ihr zugrunde sinken kann, so mit heiterer Ruhe erfüllt, daß ich immer die Kraft zum Lachen finde, wenn die Henker Heulen und Zähneknirschen hören wollen. Diese dauernde Lachlust hinter dem Weinen, dieser Strahl des Lächelns in der Feuchtigkeit der Tränen schafft den Humor, der mich rettet, wie er immer rettet.

Hunderttausende aber sind ohne die wahre Hoffnung. Es gibt nichts Grausigeres als die Feigheit der Geängsteten, die vor der Rettung fliehen, weil diese das Auge der Ewigkeit hat. Sie hören nicht den Ruf des Andern, denn ihr Wollen ist wie ihr Wesen Verschlossenheit. Sie leugnen den Klang des Kommenden, das erlösen wird. So rufen sie, um die torlose Urverlassenheit ihrer Verschlossenheit zu zertrümmern. Es fällt ihnen keine Antwort zu. Aber mit Riesenschritten, mit den Riesenschritten der Unhörbarkeit im Überschwang, naht die Verzweiflung, die sie dann doch der Ewigkeit als Opfer zuschleudert.

Diese Ewigkeit suche ich, es ist ein leidenschaftliches Spiel, ein Spiel unsagbarer Leidenschaft, das ich rastlos und ruhelos wiederhole, um aus der Zeit in die Überzeit, noch höher: in die Unzeit und also in das Stehende einzudringen und ach, die Unmöglichkeit wahrzumachen und fühlend ein Stückchen Unendlichkeit als Endlicher zu sein und sagen zu können:

„Ich habe mich erfüllt, da ich gefüllt bin, sieh, ich habe mich gestillt, und die Stille in mir ist der silberne Atem des Befriedeten und Befriedigten geworden, kein Wunsch ruft den Vater mehr, kein Leid schreit nach der Hilfe des Göttlichen, alles ist aus dem Ich gefallen, nein, alles Ich ist von mir abgefallen, und was als ruhender Glanz geblieben, ist vielleicht schon die Erkenntnis über allem Erkennenden, vielleicht eine Seele, meine Seele, fern im Vorzimmer der Seligkeit.“

Ich möchte in jedem Worte, das ich schreibe, in jedem Klang, den ich ersinne, um ihn auszuformen, diese Leidenschaft erglühen lassen und alle meine Sätze, wenn ihr wollt, derart zur Scheidemünze des Alltags machen, daß sie im Umlauf, mit meiner Glut bedacht, jede Hand und jedes Herz wie jeden Mund verbrannt, damit die ausgeblasenen Funzeln der Himmellosen endlich einmal Wärme und vielleicht, wer

weiß, wieder Licht gewannen. So könnten sie noch an sich selber erleuchtet werden und die Lächerlichkeit ihres kalamierten Tuns erkennen, das einen gewollten Brand, der mir die dürren Äste aller Irdischkeit verzehren muß, als Gefahr für das Abfallreisig der groben Geistigkeit hinstellt, in der ihre Unzulänglichkeiten das „Wesen wahrer Dichtung“ entdeckt hat. Ihre Dichtung ist freilich so, ich habe es niemals anders gesehen, sie aber haben nie verstanden, daß mein inneres Leben, das auch Teil meines äußeren sein muß, dort erst keimen, blühen und gedeihen kann, wo das Fallholz des Gewöhnlichen die Dungasche des Höheren geworden ist.

Ich antworte gern dem Gefühle, das mich anspricht, wenn es zu entzücken weiß, aber ich gebe tausendundeines hin für ein Flügeldendchen Geist, das mich erhebt. Im *Chambre séparée* des Sentiments, en tête-à-tête mit der rassistischen Zeitlichkeit läßt sich für die Sinne wohl ein artiges Schwipschen antrinken, aber was ist das schon im Vergleich zum ewigen Sinn meiner erschließenden Trunkenheit dort im freien, ungeistfreien und geistvollen Raum des Metaphysischen? Ich bin, also muß ich für das Seiende sein, aber zuerst und dann immer für jenes ohne Anfang, Mitt' und Ende. Da bin ich und da ist auch mein Nächster eingefangen. Ich sehe diesen und erkenne Jenen. Ich möchte mehr als Erkennen, denn mein Hunger heißt: Schauenwollen, Schauen in hundert Gesichtern, bis ich das eine finde, das Ihm gleicht. Finden ist der Gewinn des Todes. So sterbe ich rasch den Akzidenzien ab. Ich agoniere bewußt ins Wesentliche empor. Meine Dichtung ist Agonie. Sie schmerzt nicht, sondern stillt ab. Der Urlärm des Unheimlichen und Unheiligen verbraust. Vergehen ist Hinübergehen. Die Augen brechen, aber die Sicht bricht auf und schaut. Drüben wartet Er. Und Sein Glanz liegt schon auf den Wegen meines Denkens, das Gestalt findet und zu wandeln beginnt. Ich werde einen Ruhm, doch nicht mein Ziel verfehlen.

Die andern gehen an der Tragik des Daseins zugrunde, obschon sie durch die Gestaltung dieser Tragik unsterblich geworden sind. Ich habe es unsagbar leichter, da ich sogar in ihrer Existenz noch die „Göttliche Komödie“ erkennen und vor den dunklen Kümmernissen ihres dichterischen Grauens durch den rettenden Ausschluß, der ein Aufschluß in Gott ist, in das lautestbelachte happy end emporflüchten kann. Sie ent-

kommen nie der Gier zum Wirklichen, die bei mir, auf höherer Ebene gereinigt, vergeistigt, durch den Geist geläutert, zur Sehnsucht nach dem Wirkenden in seiner ewigen Essenz geworden ist. Sie gehen aus sich heraus, während ich wahrhaft in mich gehe und die Treppe finde, die hinaufsteigt aus dem Gefühl, aus der groben Ichempfindung in den Geist, der sich erkennt im Spiegel des Wollens als dauernden Nisus nach der Fülle und also als sich selber nicht gehörend. Denn er ist die spontane, nicht aus sich selber steigende, sondern angerufene, herausgeforderte und widerhallende Antwort auf den Ruf der Wahrheit. O jener besessenen Wahrheit, die ich dauernd suche, weil sie mich besitzt, und die ich immer weiter suche, damit auch ich sie endlich ergreifen und besitzen, wenn auch nicht begreifen und vererben kann.

Es ist ein tödlich weiter Weg von der Unruhe des Suchens bis zur Entzückung des Entdeckens und zur Verzückung des Besitzes und der Besessenheit. Denn er führt durch die höchste Einsamkeit, jene ungeheure Wucht des Ausgehobenseins aus der Welt, aus der Mit-Welt, deren vergessenlassende Funktion ausgeschaltet ist, sodaß die Ungehaltenheit, bis zum Gefühl der letzten Haltlosigkeit gesteigert, die Angst wachruft, die seelische Not der Furcht und Aufgerissenheit stärkt und alles, was Fühlen, Denken, Wollen und Wahrheitstrieb ist, hinüberwirft in die Erkenntnis des Todes. Alles Weiterleben ist Dauerflucht vor dieser furchtbarsten festhaltenden Erkenntnis, die nicht aus dem Nicht-mehr-sein und aus dem Wissen um die Auflösung ihr entsetzlichstes Gewicht bezieht, sondern aus der erdrückenden Gewißheit der Schuld vor dieser lebendigen ewigen Wahrheit, die zugleich geliebt und verleugnet wird. Diese Angst ist die Mutter jener andern, die aller Leiden tiefstes schafft, da sie mich, der ich doch in Ihm verloren bin, vor Gott verloren und von Gott vergessen glaubt. Es kann nichts Dramatischeres geben als die Bewegtheit dieser Not, die mich, die Zeit und auch die Ewigkeit erkannt hat und nicht über die Frage hinwegkommen will, ob sich denn die Ewigkeit plötzlich zurückgezogen habe, auch dann nicht, wenn sie sich vorhält, daß niemals der Kreis den Ausschnitt verlassen kann, um dennoch Ganzheit zu bleiben. Ihr Beten ist nicht mehr Zwiesprache, sondern ein Zweikampf geworden, der ihr den Atem abwürgt und den Trotz lähmt und endlich, endlich, irgendwo

in der vollkommenen Ergebenheit des ausgelittenen Leids, unter dem Siegerfuße des Herrn, den die helfende Hand des Herrn gleich ablösen wird, die Glorie bringt:

„Ich habe gefrevelt, als ich fragte: Stehe ich außerhalb Deiner Liebe? Denn siehe: stände ich außerhalb Deiner Liebe, so wäre ich nicht, da Du alle liebst. Liebtest Du aber nicht alle, sondern nur einige oder nur Dich allein, dann wärest Du nicht der, den ich suche, um ihm ergeben zu sein. Da Du aber der Herr bist, wie Du die Liebe bist, die alle umfaßt, so muß ich, als Schöpfung Deiner Liebe, auch in dieser Liebe sein. Ich danke Dir, da Du in Deiner Liebe mich bewahrst vor der Verzweiflung.“

Nicht nur der Bindungslose ist dieser Verzweiflung verfallen. Manchmal überrascht sie, in den dunkelsten Augenblicken des Zweifels, auch den Gebundenen und Gott-ergebenen. Einen geistlichen tschechischen Hochschullehrer reißt sie hin. Er entstürzt den Qualen einer unerträglichen Schikane, rennt der Gefahrenzone, die mit Totenköpfen abgegrenzt ist, entgegen und fällt, von den Kugeln des Wachtpostens getroffen, zu Boden. Nein, er stirbt ins entsetzliche Leben zurück. Die Schule der Not, die ein Technikum ist, da sie die Ratio zur Maschine der Vernichtung ausbaut, hat ihn wieder und nimmt keine Rücksicht auf die Wanderkugel in seinem Körper und die Verkümmerng seiner rechten Hand. So geht jeder Einzelne ein ins Räderwerk dieser deutschen Nivellierungsindustrie. Es ist ja eine große Erkenntnis in der ungeschriebenen, aber mit erstaunlicher Folgerichtigkeit durchgeführten Doktrin der Nationalsozialisten, den Menschen in der „Masse“ aufzulösen, die Vielheit der Individuen zu „vermasseln“, ja, ein Volk und eine Nation geradezu zu „vermasseln“, um so den Begriff vom Einzelnen und seiner Freiheit, der immer in der Verwirklichung die Rettung des Menschengeschlechtes enthält, nicht nur im Politischen, sondern auch im Geistigen zu vernichten. Hier dankt denn auch der Mensch ab und verläßt den Thron seiner Größe. Was früher und außen die Bildung im Staniolpapier des Hochmutes herumgetragen hat, spricht nun die krude Sprache der Allgemeinheit, in der die Gemeinheit alles bespuckt. Das ißt nicht mehr, es frißt sich fort. Das Denken ist nur noch Wunschtätigkeit, denn die herrlichste Idee ein voller Napf. Disputationen haben die

Ebene des Disputes mit allen schallenden Begleiterscheinungen erreicht. Wer sich besinnt, hat einen Vogel, beim Gerechten, der sich entrüstet, piept es wohl, und der höchste Klang der Würde, nämlich Mensch! ist folgerichtig zum letzten Schimpfwort geworden. Mensch du, dämliches Aas! Halt die Schnauze und geh zum Teufel!. Die SS peitschen die Körper, aber die Häftlinge geißeln den Geist. Feinheit wird Roheit, Verständnis Härte, Güte Selbstsucht, Freundschaft Haß. Das Schwerste ist: sich unterordnen und einordnen und dennoch oben bleiben! Ich habe nur dieses Ziel vor Augen. Wie es erreichen? Wir leben auf dem kleckernden Schutthaufen des zwanzigsten Jahrhunderts, rings gehen die Spritzer hoch, und ich möchte von jeder Berührung verschont bleiben! Ausgeschlossen!

Durch Frau und Kind habe ich die Verbindung mit der Heimat wieder aufgenommen. Den Bogen zwischen mir und ihr schlägt ein farbiges Nichts, ach, es ist nur ein kleiner Briefbogen, der den Ausdruck der blutigsten Bürokratie trägt, also den roten Aufdruck:

„Konzentrationslager Sachsenhausen, Oranienburg bei Berlin. Der Tag der Entlassung kann jetzt noch nicht angegeben werden. Besuche im Lager sind verboten. Anfragen sind zwecklos.“

Darunter erschöpft in sieben kargen Zeilen ein Auszug aus der Lagerordnung, nackt, nüchtern und niederträchtig, die unheimlichste Verlogenheit und schneidendste Brutalität des fortschrittlichsten Jahrhunderts. Man kann und kann doch nicht. Es ist erlaubt und auch verboten. Man hungert und darf es nicht sagen, man stirbt und muß es in der sakrosankten Formel der SS-Wahrhaftigkeit als „gesundheitslich geht es mir noch immer gut“ erklären. Die Zustände des Lagers sind tabu, die Arbeitsbedingungen der Haft Geheimnis. Der Blockschreiber zensuriert, der Blockälteste zensuriert, die Poststelle zensuriert, und dann schaltet sich die offizielle Zensurstelle ein und spricht das letzte Wort. Ich darf mir nicht durch Jeanji einen Handschlag anbieten lassen, so von Mann zu Mann, über alle Fernen hinweg, denn hinter Jeanji wittern sie einen verborgenen Geldonkel und im Handschlag einen illegalen Hunderter. Ein Bello wird ausgemerzt, weil er auf Radio-Bell anspielen könnte, ein Tohu-wa-bohu der Empfindungen kann

nicht passieren, aus Furcht, die Wüstheit der SS und die Leere ihres Geistes sei damit gemeint, und wenn mir einmal eine luxemburgische Satzformel aus der Sehnsucht in die Feder fließt, gibt es gleich eine Staatsaktion mit drei Dolmetschern, vier Untersuchungsrichtern und fünfundzwanzig Stockhieben. Hier muß der Brief, der an sich eine sprechende Verschllossenheit ist, offen bis zum Nichtssagen werden. Dann erst fühlen sich, im Lande der Schuldig-Freien und der Unschuldig-Verdamnten, die Richter und Henker aus dem früheren Reich der Dichter und Denker sicher.

Aber der herrlichere, weil lebendige Atem der Heimat kommt mir von den luxemburgischen Zugängen. Roger Bomb bringt die ausgeglichene Heiterkeit des Moselers, sein Vetter Johann Klopp die aufgeregte Protesthaltung des Remichers. In den Brüdern Michel und Georg Schiltz aus Grevenmacher äußert sich die selbstsichere Ruhe der in aller Durchschreckung Unerschrockenen. Mit uns ist nun die Seele des Mutterlandes in der Sprache, die uns durchfreut, da wir sie reden. Wir grüßen, was wir lieben, und fühlen uns wieder begrüßt in der Liebe, die ferne unser gedenkt. Alles Empfindsame und Empfundene wellt in uns nach einer Bucht der Besinnung, in der das Denken plötzlich die strahlende Herrlichkeit jener unsterblichen Idee gesichtet, für die zu leiden und zu kämpfen wir bereit sind.

Die Türe zu den Singstuben der Seele will sich heimlich öffnen; dann und wann hören wir aus der Tiefe der Erinnerung ein Lied, das uns durch seine Schlichtheit beseligen möchte. Die Quelle aller Sehnsucht sprudelt in uns, aber ihre Mündung ist daheim. Wehmut weht darüber hin. Heimweh hat uns ganz.

Ich trage es aus der Isolierung in den größeren Kerker des freien Lagers und stoße dort auf den alten Christian Job, der das Wiedersehen mit Tränen echter Rührung durchwirkt, und den ungeheuer vitalen Mörsdorfer Pfarrer, Johann Brachmond, der mir vom Konfrater Batty Esch nur noch letzte Grüße übermitteln kann. Zwei Tage zu früh ist der Freund nach Dachau abgeschoben worden. Die Trennung hat mehr als eine feste Bindung in mente und in spiritu zerrissen, da sie die frohe Hoffnung auf ein Wiedersehen zugleich mit der Erwartung einer befruchtenden Gemeinsamkeit nicht nur, wie in der Vergangenheit, im Denken, sondern vor allem im geistig-seelisch

geklärten Erleben jäh zertrümmert hat. Eine glutende, wallende, ideengebärende und gedankenausschleudernde Welt, mir verbunden, weil mir brüderlich zugeneigt, ist mir enthoben worden. Und plötzlich fühle ich, wie ich ärmer geworden bin.

Die gewaltige, auch äußerlich herkulisch unterbaute Lebenslust des Pfarrers von der Untersauer ist durch keinen Zwang zu brechen. Seine Lust steckt an. Über alle Qualen der geisttötenden Exerziererei und des unsinnigen Herumhockens in den Winkeln der Baracke und des Lagers reißt er hinweg. Er ist im Besitz des wahren Humors, jenes immersiegenden, der niemals eine Niederlage seines Trägers im Kampf mit der Brutalität zugeben kann. Liegt dieser am Boden, hebt ihn jener empor und trägt ihn leicht in den elfenbeinernen Turm des befreienden Lachens, wo die Sieger zu Genarrten werden.

In jedem freien Augenblick, auch nachdem ich eingeschaltet worden bin in das zermalmende Räderwerk der Lagerfron und hinter Oranienburg in den Heinkelwerken die schlimmste Teersplitterabladearbeit am Bahnhof, unter der nachdrücklich eingreifenden Aufsicht des Kommandoführers Hering, im Blitztempo bis zur Erschöpfung betreiben muß, sucht mich der geistliche Freund vor meiner Bude auf und führt mich, aus allen Entsetzlichkeiten des Tages, auf den Schwingen seines frohen Sinns, ja, seiner frohen Sinne in die Ferne zurück, wo die Heimat liebt und bangt und ringt und wartet. Immer bringt er belebende Kunde. Er hat seine eigene Art, die Zensur zu überlisten und in ergötzlichen Allusionen den Schleier über der Wahrheit lüpfen zu lassen. Die Korrespondentin daheim entspricht seinen geheimsten Intentionen. Ein imaginärer Hund spielt eine erleuchtende Rolle, ist freilich kein Hund, sondern ein Rundfunkgerät. Das bellt die Zensoren aus, und die hören und verstehen es nicht. Ein herrliches Tier, unser Herzhund! Wir leben von den Nachrichten, die er uns zuträgt.

An der Nahrung, die uns das Lager reicht, können wir langsam zugrunde gehen. Der Hunger frißt das letzte Fett unseres Körpers auf und wird davon fett und immer fetter. Ihn zu schleppen, wird uns schwer und schwerer. Schon sind wir, ach, nur schwankende Gestalten. Ich wanke, mit verteertem Angesicht, großen starrenden Augen und gebeugtem Rücken, den ich nicht mehr ausrichten kann, durch die Tage. Alles in

mir schreit unausgesetzt nach dem nährenden stillenden Stoffe. Um mich tobt sich hemmungslos die aufgeschreckte slawische Tierischkeit aus. Kartoffelschalen, verfaulte Rüben, gefährliche Wurzeln bringen sie ihrer Würggier zum Opfer. Alles Füllende und Stillende wird ihnen zur Nahrung. Noch einen Schritt, und sie machen nicht einmal Halt vor Petrefakt und Putreszin. Um nicht Hungers zu sterben, essen sie Gift, das sie erlöst. Durch alle Körperteile bricht sich das verdorbene Blut die Bahn ans Licht. Alles wird Ekel, außen und innen.

Doch über der Hungergier herrscht, noch entsetzlicher und entwürdigender, die Nikotinsucht. Leben ist zum Kampf um die „Kippe“ geworden. In einer Ecke vergeht ein Stümpflein Zigarette, Dreck und Regen haben es durchsetzt und aufgelöst. Viere sehen es zu gleicher Zeit, springen vor, stoßen zusammen, stoßen sich ab und schlagen sich nieder. Der Sieger zwingt den krümeligen Dreck in ein Endchen Papier, das, neben den Fetzen und Lumpen unverständlichster Bestimmung, in sämtlichen Taschen der Entwürdeten den geborgenen Schuttwinkel in allen Schmutznüancen auffüllt, und zieht der Wonnen höchste in tiefen stinkenden Zügen ein. Aber er ist Kamerad und überläßt dem Nebenmann den ultimen Zug. Und was sich über diesen und über alle andern emporhebt, scheinbar als bläulicher, tatsächlich als grauer Rauch, ist die Sichtbarkeit des Geistes, der sie beherrscht. Leben ist nicht mehr Denken, Genießen das Gebot der Stunde. Die Leidenschaft zur Sättigung nivelliert. Der Ungeist eint. Die Kriminalität nutzt den Hunger aus. Mit einem Stückchen Brot macht sie die jüngsten der Gefangenen ihren abnormen Lüsten untertan. Der Mensch ist nur noch animal. Die innere und äußere Haltung spiegelt sich im Motto der Verlorenen und sich Verlierenden:

Wszystko jedno!

Es ist doch alles Wurst!

Ach, wäre nur alles Wurst!

Pfarrer Brachmond führt mich bei Willy Gardini ein. Der kleidet mich um und speist mich aus. Ich bin wieder Mensch, da ich von der Sauberkeit ebenso wie vom Brote leben darf. Dem Saugstrudel der Haltlosigkeit möchte ich entfliehen. Geist muß ich fassen können, um mich aufzustützen und zu erheben. Sieh, da stellt er sich fordernd in meinen Weg.

Der siebzehner Block, der nun mein Heim ist, kennt nicht die entnervende Rigidität der Führung wie der fünfunddreißiger. Der Schlafraum ist keine Bauschule für exakte Zirkelmeister. Strohsäcke auf dem nackten Boden sind unsere Schlafstellen. Da liege ich, neben Klopp und Bomb, unsere Stimmen holen sich Heimat in die Aufgeregtheit der abendlichen Stunde und sprechen ihre innerste Sehnsucht aus. Ein junger Deutscher tritt in unsern Kreis und fragt:

„Wo ist hier der Luxemburger?“

Ich lache ihn an und zeige auf unsern Dreibund hin. Er schüttelt den Kopf und möchte sein Interesse auf einen Schriftleiter beschränken. Ich gebe mich zu erkennen und habe den Unbekannten plötzlich an meiner Seite. Fünf Minuten lang tauschen wir nichtssagende Freundlichkeiten aus, dann geht er und läßt mir ein Präsent zurück. Ich löse das Papier vom Inhalt los und bin mit Staunen geschlagen. Meine bebenden Hände halten Brot, Fett und Fleisch. Eine wundersame Unbegreiflichkeit! Daß es solche Dinge noch geben kann in unsern Höhlen des Hungers! Wir staunen, teilen, essen und staunen. Aus welchen Himmeln fällt uns dieses Manna?

Es fällt auch am nächsten und am übernächsten Tage in derselben unauffälligen Weise. Aber ich packe, halte den Spender und möchte seinen Namen erfahren. Er lehnt ab und entwindet sich meiner zudringlichen Eindringlichkeit. Er kommt nicht wieder. Aber morgens finde ich seine Gaben in meinem Spinde. Auf Umwegen wird mir sein Name bekannt: Otto Preuß. Er arbeitet im Lagerproviandraum und „organisiert“, was er mir zukommen läßt, auf eigene Gefahr. Weshalb? Weil er einem Freunde, einem unbekanntem, weil niemals mit Namen genannten Maurer aus dem Osten Luxemburgs, vor dessen Abtransport nach einem andern Lager versprochen hat, sich meiner anzunehmen.

Meine ganze überraschte Stimmung ist Dank in zwei Regionen. Ich möchte nicht nur nehmen, sondern auch geben. Ich darf es endlich, als ich das lebhafteste Interesse des zurückhaltenden Freundes für die französische Sprache erkenne. So werde ich Lehrer in den freien Abendstunden und kann nach drei Tagen mit zwei neuen Schülern, Heinz Junge, der ein Fanatiker der Geschichte, und Oskar Hoffmann, der ein leidenschaftlicher Freund der Weisheit ist, einen Kreis bilden,

der immer weitere Wellen wirft. Schenkend werde ich wieder beschenkt, da mir die Schüler eine leichte Arbeit in der Bilder-
rahmenfabrik des Lagers vermitteln. So kann ich innerlich
ruhiger werden, weil durchwärmt, befeuert und angetrieben.
Bücher führen mich ins Höhere empor. In der Flucht etlicher
Stunden darf ich das Erniedrigende vergessen: ich komme in
mich selber zurück.

Aber es ist Gesetz, das habe ich seit langem schon erkannt,
in dieser Freistätte der Verfolgung, daß der Steigende gestürzt
werde. Das Gesetz erfüllt sich prompt. Nach einigen Wochen
„platzt“ Otto Preuß. Platzen bedeutet in der ruden Sprache des
Lagers: hochgehen, in seinen „Organisations“künsten entlarvt
und deshalb ausgemerzt werden. Die SK nimmt meinen wahr-
haften Kameraden auf. Er aber kommt dem Verderben zuvor,
indem er sich freiwillig zu einem fälligen Transport meldet.
So verschwindet er, ehrlich betrauert, aus meinem Leben, das
er erhalten und gestärkt hat.

Willy Gardini, der mich nun in seine Obhut nehmen will,
platzt seinerseits, flüchtet vor der drohenden SK ins Kranken-
revier und von dort als Vorarbeiter hinunter nach Lublin.

Pfarrer Brachmonds Stunde schlägt: er muß nach Dachau.
Wir drücken uns die Hände und sagen: „Auf Wiedersehen!“
Aber wir sehen uns nie mehr wieder.

Ein grüner Blockältester löst unsern roten ab und läßt seine
verletzende Verbrechermentalität unsere betäubte Gemein-
schaft beherrschen. Er platzt, weil er die stinkenden Folgen des
Fusels, den er heimlich genoß, allzu offenbar werden ließ,
landet in der SK und verschwindet.

In der Heimat hat die deutsche Tyrannei eine neue Nieder-
tracht ersonnen, um die Luxemburger „freiwillig“ in ihren
Polypenarmen einzufangen. Aber die scheinheiligerweise unter
dem Namen einer Personenstandsaufnahme durchgeführte
Zwangsausrichtung nach dem „deutschen Vaterlande“ erlebt
eine tödliche Niederlage, die wohl die nationale Einheit der
Landsleute als beglückende Realität erscheinen, aber zugleich
die volle Schwere weiterer Verfolgungen aufflammen läßt.
Neue Opfer landen in den Lagern des Entsetzens. Georges
Govers trägt die Male seiner Hintzertter Schächer. Der schlei-
chende Tod wirkt schon in seinen Knochen. Ein Schwerarbeiter-

kommando, und er ist verloren! Ich verschaffe ihm rasch einen Arbeitsplatz in meinem Betriebe. In Sicherheit sein ist alles. Er ist sicher.

So läppert sich, aus tausend Ritzen der geborstenen Zeit, das Mehrleid in uns zusammen. Die SS schäumt über vor Wut über den Widerstand der Welt. Schubert, der Wahnsinnige, jagt uns mit Schrei und Revolver durch sämtliche Hintergänge der Grausamkeit, sperrt uns in Spinde und macht sich die Schränke zu Zielscheiben seiner knallenden Lust. Die Juden, zertrampelte, geschlagene, verhungerte, bestohlene, wandelnde Gegenstände, bestimmt zur Aufstachelung der wildesten SS-Raserei, sind nur noch die verlorenen Würmer am Wege, die der Rausch der Verrückten beschreitet. Tausend, fünftausend, zehntausend russische Kriegsgefangene werden, heimlich erst, dann offener und schließlich unverhohlen, im Todeswagen, dessen jaulender Motorenschrei uns Tag und Nacht in die Seelen schneidet, aus dem Lager in den Hinterhof und dort in die mit allen Schikanen der Bequemlichkeit eingerichteten Mordzellen gebracht. Die Blockführer spielen ihr faszinierendes Spiel. Das Lachen, das ihr Treffer ruft, spiegelt sich im Verröcheln eines Sterbenden. Zehntausend Menschen werden auf deutsche Art, im Einklang mit der nationalsozialistischen Konvention, liquidiert. Die Krematorien laufen nicht mehr kalt, nicht einmal dort, wo im Entsetzen das Steinerne vereist. Töten ist Industrie geworden, und zu Recht trägt die Stätte des planmäßig angelegten Grauens den Namen Industriebetrieb. Über ihm und über dem Lager schwebt ein schwarzer Riesenvogel, nicht zu sehen, aber von allen gefühlt: der deutsche Adler, der über der Nacht des Nationalsozialismus zum Aasgeier geworden ist! Leben ist der immer tollere Wechsel von Zurückschauern und Fortgepeitschtwerden. Selbst die grobe Skepsis der Abgehärteten kann sich des Erschrockenseins nicht erwehren. Die Zweifler stürzen nach unten, und dort gehen die Verzweifelnden schon rettungslos zugrunde. Nur der Wille ist die Kraft, die erhält. Wer die Luken des Wollens schließt und abdichtet, hat dem Sein entsagt. Er erstickt.

Ich versuche, einen dieser Müden, einen Postbeamten aus Gumbinnen, aus der Lethargie zu heben. Aber er bleibt die Verneinung, die sich kategorisch bejaht. Er kann nur beten,

denn er ist der Führer einer Betersekte gewesen. Nicht einmal das Beten ist willensmäßig unterbaut. Überall fehlt die gesegnete Voluntas zum Glauben. Meine Worte fallen vorbei. Er hat überhaupt nicht den Sinn des Daseins erkannt, daß nämlich der Mensch für das Leben da ist, in Leid und Sterben noch für das Leben, das wahre Leben, das jeder religiöse Mensch in erster Linie und noch im letzten Atemzug bejahen muß. Er betet. Vor den Augen aller Kameraden bewegt er die Lippen. Er schließt die Augen. So möchte er sie immer halten. Langsam tötet er sich ab. Betend geht er, doch als Selbstmörder, ins Andere hinüber, wo der Freund der Vortage, Leo Spelsberg, der Bühnendichter, dessen letzter Traum die erfüllte Sehnsucht nach einem Schlagsahnetörtchen gewesen ist, ihn als Bruder im gleichen willenlosen Geiste erwartet.

Der Brutalität der Beschützer gesellt sich die schleichende Grausamkeit der Seuchen hinzu. Der Flecktyphus lechzt nach Opfern und findet sie. Selbst die erprobte Furchtlosigkeit der SS erbebt vor diesem ungreifbaren Gegner. Sie rückt mit Gift gegen ihn vor und gast ihn in allen Kammern ein. Die Arbeit stockt. Nur einzelne Auserwählte dürfen weiterwerken für die Kriegsnotwendigkeiten der D.A.W., die wohl Deutsche Ausrüstungswerke heißen, aber nur Dreckige Ausbeutungswerke der Himmlerkompagnie genannt werden. Was ist wichtiger zum deutschen Sieg als ein fachmännisch eingerahmtes Führerbild? Nichts, ich bin Fachmann und also muß ich arbeiten. Ich tue es gerne, denn ich weiß, weil es vorne geschrieben steht: Arbeit macht frei!

In die höchste Gefahr des Lagerlebens tritt Mgr. Origer ein. Wie vom Zufall der Nacht in diese Ecke geweht, steht er eines Morgens am Tore. Noch trägt er sichtbar an den Folgen des Schlaganfalles. Die rechte Schulter ist abgesackt, und schlaff hängen Arm und Hand an der Seite. Im Krankenrevier findet der Abgemattete unverhoffte Pflege. Ein alter Rompilger, Fritz Müller, den ich vor Jahren einmal in meiner Schriftleiterklause empfangen und bewirtet habe, ist der beste Helfer. Alles Lagerleid hält er vom Betreuten fern, bis die Unbarmherzigkeit des Revieronkels ihn zu den andern Geistlichen in meinem Nachbarblocke entläßt.

So dürfen wir uns täglich sprechen. Aus allen Ecken der Lagergeheimnisse klaube ich die Nachrichtenfetzen des Tages

auf und füge sie zu einem bunten Ganzen zusammen. Wir hungern ja nach der immer neu gewonnenen Erkenntnis, daß die Welt nicht tote Ruhe, sondern, hinter der deutschen Turbulenz, progressierende Bewegung ist, die auch uns eines Tages einfangen und erlösen wird. Diese Gier ist der andern nach brotlichen Substanzen gleich. Und wie diese, ruft und gebiert sie das Unmaß und darin die verderbende Gefahr. Die heterogene Gemeinschaft, in der immer stärker das slawische, ja, das russische Element die Masse formt, indem es das Geistige entformt, hat nur einen Wunsch und eine Sehnsucht. In ihnen muß der Nationalsozialismus rasch dem Untergang und sein Gegner rasch dem Siege entgegen gehen. Die realen Nährstoffe der Sehnsucht, gute Nachrichten von drüben, schlechte von hüben, werden aufgebauscht und umgefälscht. Scharmützel stellen sich plötzlich als Riesenschlachten vor, ein gestrandeter Kahn als versenkter Kreuzer, und das niesende Erbeben eines Generals als das Schwanken der gesamten Wehrmacht. Ein Sprecher der Vereinten Nationen hat nicht nur die Sprachgewalt, sondern auch die Unfehlbarkeit Gottes, Amerika tritt in den Krieg ein, und in sechs Monaten ist alles vorbei. Der Wunsch kreierte die tollsten Meldungen, die Gläubigkeit nimmt sie allzuwichtig auf, die Freude formt sie, fortwachsend von Mund zu Mund, zu umstürzenden Vertraulichkeiten um, an deren Tatsächlichkeit nicht einmal die Besonnensten zweifeln. Die Unkontrollierbarkeit der Quelle umgibt die Gerüchte mit dem Schein des Geheimnisses, das sich gern als glücklich überstandene Gefahr hinstellt und als noch zu bestehende Gefahr weiterreicht. Auf diesem Boden gedeiht die fruchtbarste und furchtbarste Flüsterpropaganda. Denn das Erdreich ist so entsetzlich ertragreich. Es produziert ununterbrochen. Die Heimlichkeit des Referierens wird zur Aufdringlichkeit. Jeder Unbekannte beehrt dich mit den allerletzten Neuigkeiten und verlangt als Preis deine Verschwiegenheit. Verweigerst du die Zahlung, so schenkt er dir eine Sensation als Zugabe. Es herrscht die Leidenschaft des Mitteilens, des Sichmitteilens wie jene des Hörens. Das Unterscheidungsvermögen ist ausgeschaltet. Man glaubt und wird dann später von der offiziellen Wirklichkeit erschüttert. Man sucht einen geeigneten Kommentator. Fachleute her! Wo ist ein Zeitungsman? Ich bin einer. Also muß ich ran!

Inzwischen habe ich, oben unterm Dach des siebzehner Blockes, mein dumpfes Nachtquartier bezogen. Hinter mir liegt, Kopf zu Kopf, ein junger Rotspanienkämpfer aus Tilsit, der, wie sieben andere Kameraden, die abends meine Ruhestätte umstehen, meine politischen Ein- und Übersichten kennen lernen möchte. Ich werde zum Sammelborn aller Gerüchte, die, destilliert und auf ihren Wesensgehalt untersucht, als unmaßgebliche Meinungen vergeben, doch als apodiktische Urteile aufgenommen werden. Ich bin für alle Welt zum Peter, zum reinsten Allerweltpeter geworden, der es gesagt hat. Dixit, ergo stimmt es! Heinz Kirste, mein Vorarbeiter, ein allzuvieler Berliner, preßt mich aus, Alois Hermann, der klarsichtige Jurist aus Thorn, wahrer Freund im Geiste, berichtet an meinen Denkergebnissen seine stillen Überlegungen, Kurt Zinke, der große Russenfreund und erstaunliche Russenkenner, baut meine Auslegungen in seine Vorliebe ein, auch wenn er ihnen ein wenig Zwang antun muß, und abends möchte Mgr. Origer das erfreuliche Fazit dieser Tagesarbeit erfahren.

Er ist dauernd, allen Stichen der Stunden, allen Gemeinheiten der SS zum Trotz, die unbeängstigte Gelassenheit. Nur eines quält ihn, eine Frage verfolgt ihn, mehrmals hat er schon die beruhigende Antwort erfahren, aber er kommt nicht über den Ruf seines aufgeschreckten Gewissens hinweg, das auf sämtlichen Dachböden der Vergangenheit und der Erinnerung nach anklagenden Taten sucht. Seine großen Taten sind hinter ihm lebendig geblieben und werden weiterleben als preisende Fortwirkungen seiner aktiven Existenz, aber er wendet sich dem Dunkel zu, in dem möglicherweise eine Schuld verborgen liegt, die er noch nicht gesühnt hat und die er jetzt emporheben möchte in die Qual der Ruhe, um sie durch die Gewalt des Lagerleides der Vergebung auf dieser und auf der höheren Ebene gewogen zu machen.

Da bricht die Frage wieder aus dem Gewissen, durch die klärende und verklärende Güte des Herzens geleitet:

„Sag mir nur, ohne die geringste Schonung: habe ich irgendwie durch meine Haltung oder durch ein Unterlassen dazu beigetragen, Esch und dich in diese Hölle mithereinzuziehen?“

Hölle? Doch nicht. Denn der Leiden schlimmste, der Qualen höchste, der Fürchterlichkeit tiefste, der Not unend-

liche, weil sinnlos, fruchtlos und in alle Ewigkeit vergebens, das ist die Hölle! Hier aber blühen über den Dornen der Schmerzen noch die Rosen der Läuterung und bringen den Duft der Gnade. Fegefeuer, ja! Denn durch seine Flammen geht, wer einmal schauen darf, was seine Sehnsucht schauen möchte.

Ich gebe, zum wievielten Male?, die Antwort:

„Nein! Was wir geschrieben haben, ist die Sprache unserer Liebe und ihrer Überzeugung gewesen. Was wir tun mußten, als kategorische Forderung unserer nationalen Existenz, haben wir im vollsten Lichte unserer Verantwortung getan. Und zu allem, was wir getan und was wir geschrieben haben, stehen wir selber, wie auch die Unerbittlichkeit unserer Gegner uns treffen mag. Ist das erste, die Tat, für die Heimat gewesen, wird auch das andere, die Folge, für sie sein. Ihr, der Herrin, haben wir gedient und nicht einem Herrn, der doch auch nur ihr ergebenster Diener gewesen ist“.

Er lächelt, findet in meinem Proteste den alten heftigen Feuergeist wieder, begleitet mich hinüber zum Kollegen Govers, ist nach diesem Besuche entsetzt über die schallende Ohrfeige, die ich vom „Knochenbrecher“ für die Rechnung eines armen zitternden Greises bezogen habe, entschuldigt sich, daß er mich zum Besuch des fremden Blocks verleitet habe, gedenkt in lauter Wehmut der Freunde daheim, die er nicht wiedersehen wird, wenn er der Sprache des Gefühles glauben muß, und kehrt zurück in seine unruhvolle, von der Gemeinheit der asozialen, also schwarzgewinkelten Elemente beherrschte Klause, wo er, o ich weiß es, all meinen geharnischten Episteln zum Trotz, in der Schwäche seiner mißbrauchten Güte den letzten aufgesparten Bissen Brot wieder an den alten bittenden Pater Maring abgeben wird. Er hungert doppelt, um den Hunger eines andern zu lindern, er verschenkt das allerletzte Stücklein Geld an den Unwürdigsten, dessen Lüge er nicht erfaßt, um der Forderung seiner gebenden Liebe zu gehorchen. Unter der Krankheit seines Körpers wirkt eine innere Gesundheit, die noch die größten Schmerzen spielend übersteht. Ich kann weder die Haltung seines Körpers, noch den Ausdruck seines Antlitzes aus dem Gedächtnis wischen, denn immer bin ich in seiner Nähe, in Sturm und Kälte, in Sonne und Regen, wenn wir morgens, mittags und abends die fürchterliche Lange-

weile, die mehr eine langwährende Fürchterlichkeit ist unter der Wut sich austobender Blockführer, der sogenannten Zählappelle ertragen müssen, bis uns die Müdigkeit als Zorn an der Geduld und die Witterung als Unheil an den Organen zehrt. Die rechte Schulter etwas abgesackt, den Kopf nach links hinübergelegt, die Hände in den Ärmeln vergraben, den Mund breit ausgezogen in verhaltener Schmerzlichkeit, die Augen unter den Brillengläsern auf den Boden gerichtet, — ein einziges Bild der Verlorenheit, die irgendwo auf der Jagd nach den herrlichen Verheißungen einer besseren Menschheit und der wahren Menschlichkeit ist! Aber nein, er ist da, alles Horchen ist gespannt, denn das Verderben kann in einem Schleichen kommen, wie es kommen kann im Herrenschritt des Übermenschen. Er verliert sich nicht, seinen fünfundsechzig Jahren zum Trotz, er steht und harrt, auch dann, wenn sich die Grausamkeit der Lagerleitung noch im Paroxismus zu steigern weiß, in der Stimme des „Eisernen Gustav“ plötzlich: „Haller!“ schreit und damit von den Abgequälten, unter dem Kommando des aufgerufenen und erhöhten Friseurs, Gesang bis zum Umfallen verlangt.

Es schneit. Die Füße frieren ein und frieren langsam ab wie die ungeschützten Finger. Ohren und Nase haben jede Empfindung verloren. Die ganze Welt hat sich bebend in sich selbst verkrochen, um ein bißchen Wärme noch vom eigenen Atem zu beziehen. Aber die rechtlosen Opfer des deutschen Rechtes müssen die entsetzte Stille aus allen Winkeln jagen, mit Gesang, den der Rapportführer als das Urgeschrei einer banda furiosa vernehmen will, in die aufgeschreckte Stadt Oranienburg hinabpeitschen, wo die Menschen, die zum mindesten noch Sonntags menschlich fühlen, daraufhin den innersten Atem des Denkens und des Verstehens verlieren. Denn was da singt, ist nicht ungezwungen sich äußernde Freude, sondern eine schallende Bündelung von Gefühlen, die einmal als Haß über die tauben Hörer und die ahndevoll Aufhorchenden kommen könnte:

In Esterwegen war ich zwar,
Holderia holdrio!
So manchen Monat, Tag und Jahr.
Holderia holdrio!

Und fragt ihr mich: Und fragt ihr mich:
Wo steht dein Sinn? Wo steht dein Sinn?
Dann sage ich: Zur Heimat hin!

Hier kann der Zorn sich noch im Schrei entladen, aber bald muß er verstummen und sich nach innen verkriechen.

Das ist der Tag, den kein Beiwort, auch das schwärzeste und höllischste nicht, zu schmücken vermag. Äußerlich ist er kalt und ruhig, die ruhigste Kälte aller Zeiten, da sie den sechszwanzigsten Grad spielend bezwingt. Es ist Freitag, der dreizehnte gar, im Februar des frierenden Untergangs von 1942. Zwei Häftlinge sind entflohen. Zwanzigtausend müssen für sie einstehen und stehen einfachhin, bis die beiden wiederkommen. Zwanzigtausend Menschen, aufgezogen in den exakten Fünferreihen der Appellbestimmungen, still, schweigend und unbeweglich. Nur der Posten oben am Wachturm darf gehen. Vier Mäntel und vier Pelze schützen ihn vor der tötenden Kraft der ultrakalten Strahlen, deren ergebenste Spielfelder unsere kargbekleideten Körper sind. Der Posten geht und schlägt die kamouflierten Hände und schlägt die wattierten Füße warm, wir aber stehen, vom frühen Morgen bis in den Mittag und weiter bis in den Abend und bis in die Nacht hinein. Gott, ja, wir schlagen auch den Boden an, heimlich und unauffällig, wir suchen unsere Hände in den Taschen wieder, aber wir finden nur blaustarre, stahlblaue Unfühlbarkheiten, sechszwanzig Grad über dem roten Strich würden sie nicht auftauen können, der Frost frißt sich durch Fleisch und Knochen bis zum Herzen vor, dessen Blut gefriert, der Geist vereist, die Seele ist schon abgefroren, und die Nacht der Rettung, ach, die Nacht des Todes ist endlich nahe. Wir stehen, und Mgr. Origer steht eisern mit. Siebenundachtzig Tote für zwei Entflohene! Das ist das Ergebnis eines SS-Handels, der sich die Niederlage von den Wehrlosen vierzigfach bezahlen läßt. Vierzigfach? Zu wenig! Sieh, das Spiel geht weiter. Nur der Samstag, hat wenigstens soviel erbarmende Einsicht, daß er die Hinfallenden unter dem herabflockenden Schnee verbirgt. Und der Sonntag bringt Sturm hinzu, und der reißt endlich auch das stumpfe Gewissen eines Lagerführers auf.

Wegtreten!

Das ist die Erlösung. Aber seit jener Stunde fehlen Hunderte beim Appell, und die erfrorenen Glieder sind nicht mehr

abzuzählen. Ware Mensch! Was sind wir mehr? Bereit und zubereitet, in allen Glutöfen der Qualen die rechte Hitze zu erzielen, die noch die letzten Kammern der Brutalität mit etwas Schauerlust erwärmen kann! Verworfen und hineingeworfen! Brenne und verbrenne!

Es ist überstanden, aber die Gefahr für die Alten wächst mit den Schrecknissen des Lagers. Nur im Krankenrevier wäre Mgr. Origer geborgen. Hinüber in den Winkel der Rettung, der doch für die meisten zum Winkel des Unterganges wird! Er ist gesichert.

Aber in mir wächst langsam der Ekel auf, der vor allem sich nährt an der impertinenten Überheblichkeit der deutschen Häftlingsführerschicht, die als Prominenz, als Bund der Arrivierten, weder die leerbohrende Qual des Hungers, noch die erstickende Gewalt der extensiven Denkweise der Masse, die nur die gröbste Lebensweise intensivieren kann, zu spüren hat. Heinz Kirste, der sich durch die unwürdigste Speichelleckerei den Werkmeister zum Bundesgenossen seines grenzenlosen Ehrgeizes gemacht hat, rückt zum Hauptvorarbeiter in der Bilderrahmenfabrik empor und hält sich für seine hingebende Ehrlosigkeit im Dienste der SS an dem Ehr- und Würdegefühl der Untergebenen schadlos. Er beugt das Knie nach oben, kassiert mit hündischem Danke seine Butterbrote ein und stößt mit den Füßen nach unten aus. Ich stehe für die Verfolgten ein, da werde ich flugs zum Hauptverfolgten. Kurt Zinke hat den Ort der dauernden Persekution bereits verlassen. Ich möchte sein Beispiel nachahmen, aber die neuesten Bestimmungen fesseln mich an dieses Kommando der Supplementarpein.

Im Lager selber gewittert es untergründig. Ein seltsamer Kampf tobt unter der Scheinruhe der in Furcht Gefesselten. Die Politischen führen einen harten Krieg gegen die Auswüchse der prügeln, schiebenden und denunzierenden B.V.er. Sie sind geeint in der Frage der Bekämpfung des Gegners, aber wieder unter sich geschieden in nationale und rotextremistische Elemente. Die Grünen wehren sich mit allen Mitteln, die ihnen recht erscheinen, also auch der Verlogenheit und der Verleumdung. Die Roten sind, numerisch und taktisch, die Überlegenen. Unmerkbar vollzieht sich eine Wandlung im Leben der Häftlinge. Die Rotspanienkämpfer sind bereits die Lieblinge

der kleinen leitenden Götter. Vakante Prominenzstellen gehören ihnen. Ihre Stimme leitet den Block. Sie sind, mit ihren Brüdern im Geiste, den kommunistischen Funktionären, die Nutznießer einiger Begünstigungen. Das Lied, das ihre heimlichen Feste beherrscht, klingt an: Wir sind Kameraden allzeit in Einigkeit! Ich weiß nicht, wo die Einsichtigen herrschen, ich kenne sie nicht und entdecke sie nirgends, aber ich spüre doch, daß nach ihren Richtlinien gearbeitet wird und daß sie im Nächsten nicht den Gegner im Kampf um das tägliche nackte Leben, sondern den Menschen, den Bruder im gleichen Leide sehen. Ihr Sieg könnte die Menschenwürde wieder triumphieren lassen, und so warte ich gespannt den vollen Umschwung ab, der dieses Wunder, der SS zum Trotz, vollziehen würde.

So horche ich denn manche Kameraden ab, die fühlbar im Kontakt mit den heimlichen Gewalten stehen. Wir treffen uns, in vielen vorsichtig geführten Diskussionen, in derselben Mitte der Überzeugung, daß nur die wahre, wohlverstandene Menschlichkeit uns retten kann. Wohl, sie teilen nicht meine Ansicht, daß Europa, nach dem Taumel dieser barbarischen Auseinandersetzung, nur zu halten ist, wenn die geistige Konstitution des abendländischen Menschen wiederhergestellt wird, sie sind nun weniger Kulturphilosophen als passionierte und voreingenommene Politiker, die für eine vollständige Neuordnung des gesamteuropäischen Komplexes in einer einzigen roten Fraternisation schwärmen, aber es gibt, vor allem in der Feindschaft zum Faschismus, so viele Berührungspunkte, daß wir uns in einer belebenden Gemeinschaft finden. Als Deutsche interessiert sie ganz besonders die Darstellung des nationalsozialistischen Übels in der distanzierten Schau eines katholischen Ausländers, der die Philosophie der Totalität des Weltlichen in ihren schändlichsten Auswirkungen hinstellt als eine direkte Folge der deutschen Spaltung seit Luthers empörerischem Protest, die in ihren Gliedern sich weiterspaltete, um schließlich, in einem mit den letzten Kräften der Agonie genährten Selbstversuch zur Vereinheitlichung, im Nationalsozialismus, sich selber mit allem Geiste auszulöschen. Sie sind natürlich, als Entsetzte, gegen diese Schlußfolgerung, aber ich lasse nicht locker und zeige nach, wie das deutsche Volk sich aus jener Ordnung reißen ließ, die, nach Kierkegaard, das Eine, das zugleich das Einzige ist, also das Gute will, um das Zwifache, das Enteinende, nämlich für sich das Bessere im allerwelt-

lichsten Sinne und für die Andern das Böse in allen Graden zu wollen. Die von Luther begonnene Zertrümmerung der Einheit setzte der Nationalsozialismus als vernichtende Tätigkeit im Lutherschen Geiste und mit der Lutherschen Allgewalt fort, indem er die Idee der Regel verneinte, jene des inneren Gesetzes zerschlug und die Humanität durch den Fanatismus des sich mit der Nation identifizierenden Egoismus ersetzte. Die Nationalsozialisten machten sich die vom Liberalismus geschaffene Gleichgültigkeit und den Unglauben zunutze, lösten ihn durch Satanismus und Diabolismus ab und gaben ihrer neuen Philosophie — in der diabolischsten Ausweitung ihrer Doktrin — den Namen Religion und Gottgläubigkeit. Durchaus folgerichtig entthronten sie den alten ewigen Gott und erhöhten den Teufel als dessen ewigen Gegenspieler. Eines haben sie damit erreicht: die furchtbarste — in ihren Zuständlichkeiten furchtbarste — Gegensätzlichkeit: Anarchie — Despotie zur magischen Einheit in ihrer Politik zu machen, obschon sie wieder zugleich die Anarchie des Geistes und die Despotie der Gesinnung dem Gipfelpunkt entgegengrieben.

Protestanten erheben sich gegen meinen Versuch, des Wittenbergers Tat als den Keim der deutschen Not hinzustellen. Ich kann nur auf unleugbare Fakten hinweisen und sie zu deuten versuchen. Aber Psychologen werden leicht in der Deutung versagen, wohl aber könnten Theologen, doch wahre entbrannte, wahrhaft glaubende und gläubige Theologen, uns die ungeheuerliche Rapidität des Hinfalls und Abfalls aller Protestanten — liberaler wie orthodoxer Faktur — in den Nationalsozialismus erklären als die Erfüllung ihrer geheimsten Sehnsucht nach Autorität und Dogma, die ihrem Glauben wie ihrem Unglauben fehlten. Nicht Autorität und Dogma der Kirche — um Gotteswillen nicht! Das wäre direkt zum Katholischwerden! Retro Satanus! — sondern des Staates und seiner Inkarnation! Aber um dem metaphysischen Bedürfnis der Deutschen ein Ziel zu geben, kreierte man einen Mythos — jenen berüchtigten des zwanzigsten Jahrhunderts —, den die Welt der Gelehrten nicht etwa mit einem spontanen Gelächter erschlug, sondern mit dem Affenernst ebendesselben Jahrhunderts auf seine „Wahrheit“ hin untersuchte und ihm so den wissenschaftlichen Schein einer Berechtigung verlieh.

Mein Blick ist allzukur für die Erkenntnis des Gegenteils, als daß in mir die Überzeugung Raum gewinnen könnte,

fünf oder sechs ehrlich ringende Deutsche wären zu meiner Ansicht bekehrt worden. Es fehlt uns allen am nachhaltigen Willen, fremde Meinungen durch eigene zu ersetzen, wir sind ja alle Sucher nach Klarheit auf den brennenden Wegen zur Wahrheit, vor allem hier, wo jede Stunde Gedanken geboren, Gedanken gestürzt werden im unheimlichen Wechsel der alle Himmel der Hoffnung verschließenden und wieder aufreißenden Stimmungen voller Gottesruhe oder ausgeleerter Teufelsraserei.

Mitten in meine Diskussionen fällt ein dringender Ruf aus dem Krankenrevier. Mgr. Origer wünscht mich zu sprechen. Ich eile hinüber, stoße auf einen ungemein erregten Landsmann, der die innerste Rührung des Herzens und den Sturm der Seele in einer Umarmung veräußern muß.

„Ich werde heute entlassen!“

Der Ausruf reißt mich aus allen höheren Regionen der Erwartung. Ich bin nur staunender, schweigender Unglaube. Mgr. Origer lacht:

„Es stimmt! Mir hat es eben der Blockälteste verraten.“

„Ich kann es nicht fassen.“

„Ich noch weniger. Aber es trifft zu. Die Schreibstube läßt es mitteilen.“

„Ausdrücklich als Entlassung?“

„Natürlich!“

„Unmöglich!“

„Weshalb unmöglich?“

„Ach, ich möchte da keine frohe Stimmung zerschlagen, aber ich denke in Parallelen. Esch sollte entlassen werden und ging nach Dachau. Brachmond ging nach Dachau. Pater Maring ging nach Dachau. Alle Geistlichen gingen nach Dachau. Ich fürchte, es handelt sich auch hier nur um eine Überstellung.“

„Der Blockälteste behauptet das Gegenteil.“

„Auch er kann sich irren oder getäuscht worden sein!“

„Nein, seine Affirmation klang zu fest und allzu sicher. Vielleicht werde ich Halbgelähmter als Ausnahme behandelt!“

„Ich wünsche es und wünsche von ganzem Herzen Glück zur frohen Heimfahrt.“

„Ich werde für deine Familie sorgen. Sei beruhigt! Auf Wiedersehen!“

Tränen schimmern in seinen Augen. Es sind Tränen der Freude. Er hält meine beiden Hände und lächelt mir zu. Ein



Opfer des Herrenmenschen

Flor legt sich auch über meine Blicke. Ich sehe nichts mehr. Er hat mich umarmt und seine ganze herrliche Hoffnung um mich geschlagen. Hundert Kranke sehen uns zu. Hundert Bewegte schweigen mit uns. Ich trage die Blicke und trage das Schweigen wie eine seltsame Unheimlichkeit ins Lager hinaus.

Mgr. Origer verläßt an diesem Morgen wirklich das Lager. Es ist seine Heimfahrt, seine große hohe Heimfahrt, mit einer kurzen Fahrtunterbrechung in Dachau, gewesen. Nur mich hat er nicht verlassen. Ich sehe immer den alten Mann mit den grauen geflickten Häftlingskleidern vor mir, mit dem erschütternden Kinderlächeln im feuchten Auge. Schaum des Glücks auf dem Meer des Leids! Keine Hand schöpft es ab, und kein Vergessen deckt es zu. Denn schon ist es Glanz der Glorie auf dem Auge seines Himmels geworden.

Auch mir ist endlich die Gelegenheit geboten, der Dauerqual des Gewohnten unter Kirstes Fuchtel zu entrinnen. Englische Dolmetscher werden gesucht. Ich melde mich und muß mich mit zwanzig andern Mitbewerbern und dem guten alten Christian zum Lagerführer bemühen. Job ist vor mir. Er tritt in die Höhle des Löwen ein, aber eine tobende Stimme schleudert ihn sogleich wieder heraus. Er ist zu alt. Wieso zu alt? Die Frage kann die Antwort nicht abwarten, denn ich bin dran.

„Häftling 38934 bittet, eintreten zu dürfen!“

Hacken zusammen! Augen klar! Was ist das?

Vor mir sitzen die beiden größten Freunde der gekreuzigten Menschheit: Hering und der Eiserne Gustav!

„Sie können Englisch?“

„Jawohl, Herr Rapportführer!“

„Fließend?“

„Jawohl, Herr Rapportführer!“

„Wo haben Sie's gelernt?“

„In Luxemburg, Herr Rapportführer!“

„Was?“

Zwei entsetzte Gesichter sehen mich an. Der Eiserne springt hoch, sein Arm schwingt aus:

„Raus!“

Im Schwung seines Armes habe ich die Kehrtwendung gemacht. Ich schreite fort, vom Toben einer entfesselten Stimme begleitet:

„Ein Westler! Menschenskind! Ein Englandhöriger! Nicht zu gebrauchen!“

gewachsene Musterspezies teutonischer Einbildung, singgerecht Grossmann geheiß, als Oberscharführer in unser bescheidenes Idyll.

Idyll? Wir sind eine Agglomeration von Mördern, Räubern, Strolchen und Verbrechern, als die uns der neue Kommandoführer seinen aufgepeitschten Posten vorstellt. Mit einem Male aber ist er vom Gegenteil so überzeugt, daß er seinen SS-Brüdern gegenüber „seine Häftlinge, die weder lügen, noch stehlen“, mit aller Heftigkeit in Schutz nimmt. „Seine“ Häftlinge bauen ihm ein Heim, pflegen seine Karnickels, betreuen seinen Hund, streicheln seine Katze, graben seinen Garten, mausen seine Rüben, flicken seine Strümpfe und würden auch seine Briefftauben, die er wohlweislich in Stettin gelassen hat, mit aller Liebe bis zur Verdauung aufnehmen, wenn die Möglichkeit dazu gegeben wäre. So schenkt er uns, von mir unauffällig an den unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten vorbeibugsiert, ein kleines Rundfunkgerät, Musik, Gesang und Freude, nein, noch mehr, die heimlich abgehorchte Stimme von der andern Seite. Die Welt hat plötzlich ein anderes Gesicht, und das Leben beginnt.

Ein Franzose spricht. Ich gebe mich dem Klang seiner Stimme und dem Wohllaut seiner Sprache hin. So höre ich Frankreich, das in der Ferne leidet, wie seine Kinder um mich und mit mir leiden. Ach, es ist für mich eine große Idee gewesen, die nicht nur mir allein, sondern dem Lande, dem ich angehöre, und der Kultur, der ich verhaftet bin, als die erste und notwendigste zum Fortbestand der okzidentalen Zivilisation erschienen ist. Soll sie nun, unter der schwächlichen Führung eines Greises, der sich auf ihren Geist beruft, um sie besser auszuhöhlen, da er nur auf den säkularen Gegner hört, unwiderruflich zugrundegehen? Es wäre auch unser Untergang, denn die Freiheit wäre verloren und die Humanität eine verhüllte Erinnerung an die Dämmerzustände eines neuen Mittelalters. Ich wehre mich gegen diesen Gedanken, ich klammere mich an meine Liebe, ich lausche der Stimme des exilierten, aber kämpferischen Frankreich, ich gewinne wieder Hoffnung, spreche die Sprache de Gaulles, die auch die Sprache der Hoffnung ist, damit meine Liebe nicht vergehe, diese tiefe, unsagbare Liebe, ach, die nicht viel mehr ist, als ein brennendes Heimweh nach dem Gestern und dem Vorgestern, nach der

liberierten Menschlichkeit und der Wiederordnung aller Reiche im Geiste und durch den Geist, den wir zur endlichen Rettung und zur Rettung des Endlichen wieder heiligen müßten.

Aber der Kommandoführer scheidet aus diesem Leben aus. Er muß, leider, — ach, er tut es weinend und weinend drückt er mir die Hand zum Abschied, — er muß zu seinen Brieftauben und mit diesen an die Front. Sein Nachfolger aber, Schneider nur dem Namen nach, aber doch ein rechter Meister Wibbel, klein und ängstlich, eitel und selbstgefällig, rückt mir näher auf den Pelz, nicht in schlechter Absicht, nein, nur um ein bißchen Feuer für seine kalte Seele und ein bißchen Essen für seinen hungrigen Magen zu ergattern, aber ich speise ihn mit Freundlichkeiten so nachhaltig ab, daß er mich mit meinem Funkgerät allein läßt. Das habe ich zu einer seltsamen Margarinepackung umgemodelt und mitten unter die Lebensmittel meines Proviantraumes vergraben. Geheim gezogene Leitungen speisen diesen Mund der Welt und geheime Verbindungen leiten mir die Worte aus London oder Moskau ins Ohr. Es ist nicht leicht, so Tag für Tag die sekretierten Offenbarungen einzufangen, denn manchmal setzt der alte Leierkasten aus, ich muß ihn selber reparieren, und wenn die Sache nicht klappen will, kann nur ein impertinentes Wagnis uns den nächsten Quell der Nachrichten, die ich Woche um Woche nach dem Mutterlager schmuggle, erschließen.

Ich bin offiziell vom Kommandoführer als Radiotechniker entlarvt und von der gesamten SS-Gemeinde als solcher anerkannt worden. Es fehlt mir nicht an Kunden, denn ewig streikt, bald hier, bald dort, eine überanstrengte Tonkiste. Peter her! Peter geht hin, macht ein fachmännisches Gesicht, betastet die Röhren, die unter seiner Laienhand tatsächlich erröten, und sagt:

„Bedauere sehr! Ich muß den Apparat ins Lager schaffen und vollständig abmontieren, um dem Übel beizukommen.“

„Hm! Hm! Und wie lange dauert das?“

„Ja, zwei Tage mindestens!“

„Gut! Machen Sie rasch!“

Ich mache rasch, bringe das invalide Ding in meine Klause, löte eine defekte Stelle zu, mühe mich zwei Stunden wie besessen ab und habe die klingende Stimme wieder. Zwei

Tage behalte ich sie in meiner Hut, horche sie in aller Heimlichkeit auf sämtlichen Wellenlängen der frohen Hoffnung und der begeisternden Erwartung ab, ehe ich sie ihrem Herrn zurückerstatte. Und lassen mich einmal sämtliche Defekte, Kurzschlüsse und Störungen der Welt im Stiche, dann kann ich immer noch beim Kommandoführer, der es niemals merken wird, eine Sicherung aus dem „Blaupunkt“ wegorganisieren, um eine Viertelstunde später das erleichterte Ding zur raschen, also zweitägigen Reparatur in Händen zu halten. Die Sicherung ist eingeklemmt. Musik des Alls erklingt. Heimlich, still und leise, indes die Weisen weitertönen, hebe ich einige Unwesentlichkeiten aus dem Gehäuse, schraube ganze Baukomplexe los und erwecke so den Eindruck intensivster Tätigkeit bei jedem, der unversehens mein Reich betreten sollte. Unser gemütlicher Schneider nimmt nichts wahr, sein Nachfolger Mussmann kann nichts feststellen, und dessen Ablöser Fänger, mit dem unheilverkündenden Namen, dessen Haltung aber jede Entdeckung, auch die schlimmste, ungefährlich macht, drückt beide Augen zu.

Er ist es nämlich, der mich plötzlich fängt.

Es ist Abend, ein Samstagabend, den der Kommandoführer regelmäßig in Berlin verbringt. Wir liegen auf unsern Betten, Willy, der Lagergewaltige, Zbiszek und Kajik, die beiden polnischen Schreiber, und ich. Am Tische hockt Erich, der Kalfaktor, urechter Berliner und Künstler der raschen langen Hand. Das Radio ist eingeschaltet und überschwemmt uns mit Musik. Wir achten nicht auf die Klänge, sondern bewegen uns elegant auf dem Parkett der höheren Politik. Wir kämpfen für unsere Überzeugungen und haben den schreienden Kasten vergessen. Mit einem Male sehe ich, wie die Türe sich langsam öffnet, ein Fuß streckt sich vor, ein Kopf horcht herein, — der Kommandoführer! Mir fällt das Radio ein, ich lausche auf und bin erschlagen. London spricht. Ich bin unfähig, mich zu bewegen, die Andern toben weiter, Fänger hört mit, und die Stimme der Vereinten Nationen bricht in schallende Nachrichtenübermittlungen aus. Das ruft nicht mehr, das schreit:

„RAF über Berlin! Fünf deutsche Schiffe versenkt! Große Niederlage in Rußland!“

Ein unheimliches Toben! Willy, der Vorarbeiter, merkt endlich, daß ein Unheil ihn umlauert. Er reißt die Stromzuleitung

mit dem Stecker aus und ruft so, im jähen Schweigen, die Aufmerksamkeit, die hätte abgelenkt werden müssen. Fänger tritt ein, stellt den Kontakt wieder her und zwingt uns so, die ganze Sendung abzuhören, bis endlich Musik uns von der Qual befreit. Dann geht Fänger, ohne Tadel. Die Kameraden lachen auf, überlachen meine Befürchtung, bis ihnen am nächsten Morgen das Lachen gründlich vergeht. Fänger schweigt sich verbissen an ihnen vorbei. Seine Haltung verkündet Sturm. Der Sturm wäre unser Tod. Wir müssen das Verderben abwenden. Aber wie? Indem wir es anrufen oder anreden, einerlei mit welchen plumpen Ausreden. Willy handelt nach meinem Rate. Ein Strom der Empörung ergießt sich über seine Erschrockenheit:

„Ihr Idioten! Ihr wollt mich wohl für dumm verkaufen! Blöde Hämmel! Als ob ich nicht wüßte, daß ihr heimlich London hört! Rindvieh, das ihr seid! Weshalb stellt ihr nicht wenigstens Wachen aus? Bedenkt einmal, ein anderer hätte euch überrascht! Dann säße euch de Kugel jetzt im Schädel. Schafsköpfe, dämliche!“

Wir sind erlöst. Gott sei Dank!

Im Stammlager Sachsenhausen ist mittlerweile der untergründige Kampf zum offenen ausgeartet. Die rote Taktik hat nicht ganz gesiegt, die grüne Niedertracht nicht ganz verloren. Unterlegen ist, was zwischen den beiden gestanden hat. Der Lagerälteste Harry, der Arbeitsdienstgewaltige Albert Buchmann, der Rapportschreiber Rudi und ihre Freunde hat der Sturm hinweggefegt, hinaus, hinab in die Steingruben von Flossenbürg. Im Lager kann nur das am leichtesten bestehen, was nicht auffällt und also in der rettenden Mitte der Sichbescheidung bleibt. Immer ist das Obere in Gefahr. Es gibt eine geheimnisvolle Periodizität in den seismischen Erscheinungen, die jede Hierarchie der regierenden Häftlinge im Beben zu Fall bringt. Eine neue baut sich auf, und auch die neue stürzt. Wer erhöht wird, möge zittern. Nach dem besseren Leben ist meist der Tod sein Los. Aber es gibt ja unter den Sterblichen keinen einzigen, der nicht überzeugt wäre, klüger als die Gestrauchelten zu sein. Er wird die Schwierigkeiten auf bessere Art bemeistern. Sieh, er fällt, und andere drängen sich vor. Es gibt keinen Stillstand. Ein Butterbrot hat jeder Lehre der Geschichte die stärkere Überzeugungskraft voraus. Und eine gesättigte Eitelkeit kann ein Butterbrot überbieten. Throne

bleiben niemals leer. Auch nicht die imaginären eines regierten Grauens, um die der Krieg nun offen weiterbrennt.

In rasendem Rhythmus füllen sich die Baracken, bis in die letzten Winkel hinein, mit den Kandidaten des Todes. Auch die Heimat hat stärkere Abordnungen entsandt. Aus Jugoslawien, aus den österreichischen Gefängnissen, aus Buchenwalde und aus andern Breiten sind junge luxemburgische Soldaten, Säulen, heroische Stützen, sabotierende, mit den Partisanen sympathisierende Grundpfeiler Luxemburgs gekommen. Drei von ihnen habe ich nach Glau gebracht, den ersten, Jean Gaasch aus Düdelingen, leider nur vorübergehend, die beiden andern, Georges Hess aus Simmern und René Trauffler aus Vianden, als bleibende Gäste. Aus dem wallenden Hexenkessel der streikenden, widerstehenden Heimat treffen die bravoureusen, nicht zu beugenden Hüter der Ordnung Jacques Pixius aus Luxemburg, Franz Spautz aus Ulflingen und Pierre Ferdy Nepper aus Diekirch ein. Düdelingen delegiert in unsern Bund der Gezeichneten seinen Stadtsekretär Jimmy Hoffmann, Echternach den Bahnhofsvorsteher Pierre Thoma, Lorentzweiler den früheren spanischen Konsul Ingenieur J. B. Soisson, der bald der Unheimlichkeit dieser Atmosphäre erliegt, Ehnen den wortgewaltigen Gastwirt Nikolaus Müller, Luxemburg den Mann der Feder Eduard Becker, den Schustermeister Jacques Reicher, Bruch den freiheitsbesessenen Paul Müller, Mondorf den Beamten Michel Feydt, der bald den Tuberkeln zum Opfer fällt, Niederkerschen den Brauereisekretär Goedert, die Namen mehren sich in überraschendem Tempo, ich will sie erfassen, ich kann es nicht mehr, die Zahl wächst mir unter den Händen fort, Resistenzler treffen in Scharen ein, die Heimat ringt, die Heimat kämpft, die Heimat steht auf! In ihrem herrlichen Elan entsprechen die Daheimgebliebenen unserer inneren und äußeren Haltung, und fallen ihnen auch etliche Verräter gefährlich in den Rücken, und müssen Tausende in die Bitterkeit der Verbannung, darunter auch Schwager Adolf Peusch mit Frau und Kindern, reißt die Erkenntnis auch alte Wunden immer wieder in uns auf, wir wissen in Qualen und sehen aus allem Leid, aus den Leiden Aller, daß Luxemburg da ist, daß unser Volk wohl in Massen sterben kann, aber als Ganzheit unsterblich ist. Luxemburg kämpft und Luxemburg wird leben! Hoch die ferne Heimat! Es gibt doch keine Nation, die im Widerstande uns beschatten

könnte, wir tragen die Köpfe hoch und die Herzen noch höher, denn auch in dieser Kulturkloake schwärzester Entwürdigung stehen wir, prozentual, an der Spitze jener Liste, die ein immer fälliger Vorschuß an den Tod bedeutet. Ihr, die ihr zurückdürft in das Leben daheim, Brüder Schiltz, Josef Olinger, Nikolaus Müller, Johann Klopp, Roger Bomb und Thill, verkündet den Menschen zwischen Our und Korn, wie sie aus der letzten Niedergeschlagenheit in Stolz und Zuversicht uns emporgehoben haben!

Und alles ist endlos Kampf, auch bei uns. Willy, der Tilsiter, von Georges und René nur noch „Caif“ genannt — Kontraktion aus Caid und Naiv —, fühlt sich wirklich als der oberste Beherrscher eines Stammes von Ergebenen, über die er täglich viermal seine furibunden Stimmungen ausrülpfen darf:

„Lauter Idioten, vastehste! Keine Ahnung haben die Banau-sen, vastehste! Ich weiß faktisch nicht, was sie wollen, vastehste! Ich verstehe rein nichts mehr, vastehste!“

Er versteht nichts, außer der tobenden Anwendung seiner urdeutschen Herrschsucht, aber er weiß alles und noch ein Endchen mehr. Dieses Endchen schlackst um seine geistige Gestalt wie eine Troddel um die Nase eines echten Muselmannes, er gebraucht es, mir gegenüber, als Peitsche, mit ihr meine Ehre und meine Würde, die ich mit allen Mitteln der Dialektik verteidige, nach seines Herzens Lust zu züchtigen. Georges ist ihm, als ausgesprochener Liebhaber enthäuteter Miauhasen und gebratener Wauwaukälber, der ewige Anlaß zu einem Hexensabbath von Zorn, Haß, Wut und Delirium tremens des Verstandes, René's schweigende Art der ausgesprochensten Verachtung treibt ihn die Wände der Verzweiflung hoch, und so ist alles Luxemburgische ihm die unterste Schicht des Nichts, das er wohl mit seiner wertvolleren Spucke beehrt, aber rasch dann, uns zum Leide, mit dem Fuße wieder austritt.

Und weiter fallen die Lagerältesten in Sachsenhausen wie Strohköpfe im Sturm. Ein eigennütziger Keiser wird gestürzt. Ein Horn folgt. Falsch geblasen, weg damit! Ein grüner Beyer möchte, scheelen Auges, Waffen ins Lager und den Roten in die Schuhe schmuggeln, um die Gehäßten endlich als Konspi-

ratoren entlarven zu können. Er sieht nicht, daß die Bedrohten hellsichtiger sind als er und ihn mit einem Male in der SK blind gesetzt haben. Duda, der schiebende Spitzel, wird als großer Versager in den Bunker abgeschoben. Die ehrlichen Politischen beherrschen das Feld. Heinz Bartsch, Herbert Bender und Herbert Volck haben die Geschicke in ihre Hände genommen. Kurt Zinke und Heinz Junge gehören ihrer Regierung, also der omnipotenten Schreibstube, in der Walter Engemann als geschickter Zahlenkünstler waltet, als mächtige Mitglieder an. Sie fordern mich auf, in ihre Familie einzutreten. Ich zaudere, da kündigt Duda, das Hätschelkind des Lagerführers Kolb, sein Regnum in Glau an, und da unter seinem Spitzelauge die Dinge für mich gefährlich werden könnten, mache ich René zu meinem Nachfolger und kehre, allen Bitten der aufgeschreckten Kameraden zum Trotz, ins große Lager zurück.

Ich trete ein in den Kreis der oberen Zwanzig, dessen verderbenbringende Gewalt ich eine Weile, leider die entscheidende Weile, vergessen habe.

In conspectu mortis

Die Leidenschaften spielen sich aus. Es sind Spiele auf Tod und Leben. Hier ist Politik schon nicht mehr, wie in der Freiheit, der harte Kampf um die Vormacht, der hin und wider die Ehre niederschlägt, um ein bißchen Tagesruhm zu gewinnen, sondern ein erbarmungsloses Morden, das die Bahn zu den Polsterstühlen der Bequemlichkeit und den Futterkrippen der Aristokratie freilegt. Das Motto heißt: Siegen, um in Ruhe besser als der Durchschnittshäftling zu leben! Nachsicht wäre das eigene Verderben, Rücksicht die selbstgegebene Voraussetzung zum Untergang. Die grünen Winkel der Berufsverbrecher und die invertierten ihrer gleichfarbigen Brüder, der Sicherheitsverwahrten, die schwarzen der Asozialen, die rosa-farbenen der Päderasten, die schwarzumrändert roten der früheren Mitglieder der Societas Satani und die roten umgekehrten aller Wehrmichtsangehörigen bilden bald nur eine einzige bunte Symphonie der Rachsucht, die, an der geraden Ehrlichkeit der veilchenblauen Bibelforscher vorbeizielend, unterm Winkelrot der Politischen das Herz der Güte und der opferbereiten Kameradschaft visiert. Die „Roten“ sind das Freiwild der entfesselten Herrschergier. Jede bessere Stellung ist das Geheimziel einer verhüllten, aber immer wieder aufgewehten Kupidität.

Auch ich bin aufs Korn genommen.

Aber die Verfolgten haben Erfolge. Das Krankenrevier, vom Leipziger Hans Rotbarth musterhaft geleitet, ist wieder zur Heilstätte geworden. Im Lager und in allen Nebenlagern stehen die Schlaghelden unter Druck und verzichten nach und nach auf das klatschende Symbol ihres Regnums. Die humanen, mit äußerster Vorsicht und unheimlicher Umsicht bei den Lagerführern Kolb und Höhne vorgebrachten Anregungen der Bartsch und Bender dringen langsam durch. Der obligatorische Laufschrift schläft ein. Der Mittagsappell fällt aus. Die Überstrenge der Blockführer läßt nach. Die Knittler- und Schubertgestalten dürfen sich an den Fronten oder im Heimatheer verdient machen. Der „Eiserne Gustav“ wird unser „Bruder“ und werkt in Lichterfelde als schlichter Häftling. Der Appellplatz, Ort des Todes und des Grauens, wird plötzlich zum Sport- und



Aus dem Inferno von 1945

Tummelfeld. Lautsprecher klingen zum Feierabend auf. Die Festtage werden zu Hochstunden der Musik und des Theaters. Und die beiden Rapportführer Böhm und Palmier verschenken sogar ihr bißchen Humor an die Plebs der untergebenen, wohl hungernden, aber aufatmenden Gestalten, die ihr Leben nur noch der Freigebigkeit aller, mit Paketen reichlich bedachten Norweger verdanken.

Der Friedhof hat sich zum Sanatorium gewandelt.

Doch unter der scheinbaren Ruhe dieser gefesselten Erträglichkeit brodelt das Verderben. Ich ahne mehr, als ich fühlen kann und wissen darf. Wir leben auf einer Insel; auch wenn

es eine Insel der Eintracht ist, umtobt sie doch der entzweieende Sturm. Von Gewittern bedroht eine ruhige Welt mit Walter Engemann, dem Fröhlichen, Ernst Harter, dem Stillen und Ausgeglichenen, Otto Heiler, dem Nervösen, Heinz Junge, dem Besinnlichen, Otto Wiesner, dem Geistreichen, Hans Pfaff, dem Eingezogenen, Jimmy Hoffmann, dem Zuvorkommenden, Karl Rueb, dem Niezutrübenden, Reinhold Scheil, dem Humorlauten, Karl Stenzel, dem Ausgelassenen, Hans Spill, dem ruhvoll Abgeklärten, Heinz Bartsch, dem Verschlussenen, und Herbert Bender, dem Philosophen. Es ist ein befruchtendes Zusammenarbeiten, nicht nur weil vom harmonisch sich auswirkenden Bibliothekertrio Walter, Karl und Edgard das Wertvollste an Geist und Schönheit leicht und reichlich, aus den besonderen Schätzen der französischen und der norwegischen Literatur, bezogen werden kann, nicht einmal, weil die liebevolle Beschäftigung, als Intendant, mit der lebendigen Bühnenkunst mir unzählige Reize vermittelt, sondern vor allem, weil die tausend Aussprachen mit dem besten Menschenmaterial dieser festen Gemeinschaft tausend Fluchtversuche in die Dämmerräume freier Erkenntnisse gelingen lassen. Das Humane ist noch da und wiedergefunden worden und möchte sich über das Allzumenschliche des nacktesten Massenlebens in seiner fürchterlichsten Krudität hinausschwingen. Gefühl blüht über der Roheit auf. Verständnis wirbt. Und die Zukunft gehört, trotz allem, uns.

Nur die Spannung der Gegenwart will sich nicht verlieren. Aus Auschwitz rollt in endlosen Zügen heran, was den deutschesten Deutschen am liquidierten Menschen noch wertvoll ist: das Kleid. Schuhe, Stiefel, Jacke, Hose, Hemd und Mantel wandern hinüber in den Isolierblock der Lumpentrenner. Röntgenlicht entdeckt die Geheimverstecke aller ehemaligen Träger, die, bevor sie den Gaskammern zum Opfer fielen, ihre Habseligkeiten noch in ihre Kleidung geschmuggelt haben. Geld und Edelsteine füllen alle Behälter, die Behälter laufen über, und manches Stücklein fällt, nicht auf die Erde, sondern in eine Hand, in eine Tasche, in die heimlich hingehaltene Hand eines andern, der ein Berufsverbrecher ist und für die kommenden besseren Tage vorsorgt. Er denkt schon nicht mehr in Tausendern. Sein Leben fängt bei den Millionen wieder an. Er sammelt ihre Teile, bis sie sich zum Ganzen zusammengeläppert haben. Ein schwacher SS-Mann läßt sich

mit der starken Formel des Fifty-to-fifty leicht bewegen, die Edelware aus dem Lager in ein Bankhaus oder in ein toteres Versteck zu schaffen. So, das wäre erreicht!

Aber die Ehrlosigkeit wacht, und die Niedertracht ist Spionin. Mit einem Male lebt das ganze Lager in der eigenartigen und seltsam bedrückenden Atmosphäre eines Edgar-Wallace-Reißers. Verbrecher, Geld- und Juwelenschmuggler werden gesucht, gejagt und gekapert, Menschen wandeln sich zu Spürhunden, die B.V.er fühlen ihre Stunde gekommen, Herbert Volck, der Schriftsteller, der schon vor der Naziherrschaft in Deutschland durch Sprengattentate seinen Büchern einen wahrlich eklatanten Erfolg zu verschaffen wußte, thront als Oberdetektiv im Büro des zweiten Lagerführers Höhe, arretiert, entläßt, bunkert ein, bunkert aus, füllt die SK mit den Opfern seiner tödlichen Tätigkeit und inszeniert den spannendsten Roman seines Lebens. Roman? Nein, es ist eine Tragikomödie, mit dem Lachen der Besten am Anfang, mit ihren Tränen und ihrem Blute am Ende. Der Titel verrät den Ramschgeist, der die Bande um Volck beherrscht: „Die rote Kuhle“. Und was dieses Werk als Handlung leben läßt, ist der gigantischste Kampf um die Vernichtung, die totalste Vernichtung des Gegners, der in Heinz Bartsch und Herbert Bender nur die geringsten Vertreter hat.

Aus Berlin hat der Reichssicherheitsdienst eine Sonderkommission nach dem Lager abkommandiert, die dort in Permanenz tagt, um die Kriminellen zu Opfern und bald darauf zu Opferschleppern der Spezialjustiz zu machen. So erwirbt sich die Ehrlosigkeit noch Ehre, indem sie den Henkern vom Himmlertribunal die eigenen Helfershelfer ausliefert, die als Mittelpersonen die Wertobjekte unterschlagen hatten, um sie den ganzschlaunen Berufsverbrechern in die Tasche zu spielen.

Tag für Tag habe ich, von den Rapportführern aufgefordert, die Schuldigen ans Tor zu bestellen, wo sie von den Lumpenkönigen Volck, Schwerbel, Rosner, Kuhnke und Genossen zu den Sonderkommissaren geleitet werden. Aber diese Sonderkommissare interessieren sich weniger für die Häftlinge, die Gold und Diamanten organisiert haben, als vielmehr für die auch- und mitschuldigen SS-Leute. Ihre Vernehmungsmethode ist kurz, einfach und wirksam. Wenn die Peitsche kein

Geständnis erwirkt hat, wandern die Auszuhorchenden hinüber in die SK und ziehen anderntags mit der Schuhläufergilde ihre endlosen Achterschleifen über den Appellplatz unter dem erdrückenden Gewicht von zwanzig Kilo Rückenlast. Ein paar Stunden hält das vielleicht eine Herkulesnatur mit stählernem Willen aus, doch dann bricht auch sie ermüdet zusammen, wie auch der stärkste Wille gebrochen ist. Der Willenlose nennt Namen, er wird entlassen, darf zu seinem Block zurück, und etliche SS-Leute werden verhaftet. Ja, die oberste Führung hält auf unbedingte Sauberkeit! Wer als SS-Mann Geschäfte mit Häftlingen macht, ist auszurotten, nicht etwa wegen seiner merkantilen Einstellung, sondern aus Furcht vor einer möglichen Verbrüderung — über die goldene Straße — der Bewachten mit ihren Wächtern. Cornely, der geheimnisvolle Chef der geheimen Kommission, wird ausgezeichnet bedient: aus allen Winkeln der Niedertracht und der Heimtücke fliegt ihm das Geschmeiß der Verworfenen zu und verrät mit Wonnen den Bekannten wie den Freund, den Gegner wie die Menschenwürde. In dieser Kunst zeichnen sich wohl die Deutschen aus, aber auch die Polen leisten große Dienste.

Ihr oberster Manitou trägt den Zufallsnamen der slawischen Mediokrität: Kokoszinski. Er herrscht im Verborgenen, ein gefälschter Pilsudski en miniature, lächelnd, stur und überheblich. Sein Weg zum bequemeren Leben führt über Leichen. Er geht ihn rücksichtslos und läßt sich feiern als der Lager-Sherlock-Holmes. Erst verbrüdert er sich mit dem Galgenlieferanten Wirth aus der Effektenkammer, der bald die Belohnung für seinen Verrat an den Kameraden einheimst, da er in die Freiheit, in den Außendienst der Gestapo entlassen wird — es ist nicht das erste und einzige Mal, daß die Ehrlosen sich dadurch retten, daß sie sich dem Henkersonmeister als erbötigste Diener verkaufen —, dann biedert er sich bei den Wirth'schen Nachfolgern in derselben Effektenkammer, Kuhnke und Rosner, an und erwirbt sich dadurch die Freundschaft der Herbert Volck, Karl Schwerbel, August Born und hundert ähnlicher Desperados, die, um den Hunger ihrer Herrschsucht zu stillen, dem Verderben tausend verfolgte, geschlagene, zertretene, erschöpfte, sterbende Menschen in den unersättlichen Rachen schleudern. Wen ihre Hand berührt oder ihr Verbrechergeist nur heimlich streift, ist bestimmt dem Tode verfallen.

Dieser Bund, der „Die rote Kuhle“ propagiert, setzt eine schwarze Liste zusammen. Jeder Name bezeichnet ein Hindernis im Wege der Potentaten. Es muß fallen. Und es wird fallen. Zweihundert Opfer sind schon auserlesen, an ihrer Spitze Heinz Bartsch, Hans Rothbart, Walter Engemann, Herbert Bender und alle „roten“ Blockältesten. Fürchterliches ist nämlich passiert. Das Kameradschaftsgefühl hat seine Neutralität verletzt und die Domäne des Politischen beschritten! Hört ihr die Sünde wider den Lagergeist: Paketempfänger verzichten aus freien Stücken auf ihre Kuhle, ihre tägliche Brotration, um sie den Hungernden zukommen zu lassen! Die Norweger, die in Rote-Kreuz-Spenden zu schwimmen scheinen, sind mit einer Regelung einverstanden, die den Kranken und den Körperschwachen vom Überflusse manches zukommen läßt! Welcher verderbliche Einfluß verbirgt sich hinter einer Uneigennützigkeit, die den grünen und schwarzen und rosafarbigem Verbrechern das beste Geschäft, das einträglichste mit dem Hunger, so einfach vernichtet? Natürlich diese Kommunistenschweine und ihre christlichen Freunde, die auf diese Art eine tätige Propaganda für ihre Lehren machen! Drauf und nieder mit ihnen! Sie sind Feinde des deutschen Reiches! Sie müssen fallen, damit Großdeutschland siegt!

Doch auch in den Reihen der Spitzel gibt es, wie überall in der Welt des Menschlich-Allzumenschlichen, die Superklugen mit den Doppelgesichtern. Sie verraten den Verfolgten den Plan der Verfolger. Jene lassen nun ihrerseits alle Fäden, die offenen wie die geheimen, spielen und dürfen sofort ihren ersten Erfolg buchen: der kleine Generalstaatsanwalt aus eigener Machtvollkommenheit, Herbert Volck, wird abgesägt und nach einem andern Lager überführt. Etliche Wochen später erreicht uns die Sensationsmeldung, daß er elend beim Schaufel- und Pikeschwingen zugrunde gegangen sei. Aber in den Konzentrationslagern hat das Sprichwort keine Geltung, das da glauben machen möchte, der Mensch könnte aus der Geschichte lernen. Hier schrecken Beispiele nicht ab, der Kampf geht also weiter, und jeder Volck findet stets einen vollwertigen Nachfolger. Dieser heißt Samuel Kuhnke, nimmt im Bund der Lagerältesten wie in der Front der Hassenden die Stelle des Erledigten ein und läßt bald darauf seine Freudenhausbesitzermentalität über dem Lager und allen durchschreckten Insassen triumphieren.

In uns aber wirkt schon der Galgenhumor. Die Alliierten haben inzwischen den Sprung auf das Festland ausgeführt und Italien zur Kapitulation gezwungen. In Rußland arbeitet der bolschewistische Stoßkeil im unberechenbaren Wechsel der Richtungen mit der Präzision und Sicherheit einer mechanisierten Gewalt. Um die Atlantik brütet die Unheimlichkeit des Ungewissen. Wir fiebern dem Tage entgegen, den wir aus tausend heißen Wünschen und frohen Hoffnungen kommen fühlen, um den Kontinent von Frankreich her mit den Riesenmassen der Befreier und befreienden Waffen zu überschwemmen. Einen Schlag, noch diesen einzigen, und das Reich wird zusammenbrechen! Zwei Monate noch! Sechs Wochen vielleicht! Wer weiß?

Urpötzlich fällt der Schlag: nicht außen, sondern im Lager. Die finstere Gilde der Verrätergesellen hat beim Sonderkommissar Cornely die Gefährlichkeit der Kommunisten überzeugend dargelegt. Während eines Mittagluftalarmes erhalte ich vom Rapportführer den Befehl, den Lagerältesten Bartsch und etliche Blockälteste in die Rapportführerstube zu bescheiden. Sie folgen dem Rufe, gehen hin und sehen die Lagerfreiheit nicht wieder. Erst nimmt der Bunker sie auf und dann verschwinden sie, mit dem größten Teile der besten, also der humansten Blockältesten, im Straflager Klinker. Kuhnke und Kokoszinski haben gesiegt, aber dieser Sieg ist erst der Ausgangspunkt einer gewaltigen „Säuberungsaktion“. Verleumdungen bringen den Vorarbeiter der Häftlingspoststelle, Karl Stenzel, zu Fall. Der erste Lagerälteste Herbert Bender, der sich nach Lichterfelde in ein angenehmes Außenkommando zu retten vermag, wird vom verderblichen Haß seines Nachfolgers Beyer aus dem Asyl nach der Klinkerkolonie gejagt. Im Krankenrevier tobt sich das Verbrechen in tausend Intrigen aus, denen die besten Kameraden zum Opfer fallen.

Die goldene Zeit für alle Charakterlosen ist angebrochen. Wer in sich Verräterqualitäten entdeckt und sich bei den oberen Butzeln einschmiert, darf auf einen guten Posten hoffen. Die deutsche Seele bekennt Farbe, — es ist das verruchteste Grau der Gehässigkeit und der Mordlust, aber auch Polen und Franzosen verraten ihre humane wie ihre nationale Würde. Sogar ein junger Luxemburger, der jedoch bald aus undurchsichtigen Gründen nach Hause entlassen wird, verkehrt mit der Gesinnungslosigkeit, die das Lager tyrannisiert.

Zuträgerdienste und Einflüsterungen bei der Sonderkommission haben ihren Zweck erreicht: Cornely teilt seine Mannschaften in zwei Teile und instituiert einen politischen Ausschuß, der im Lager selber die sogenannten politischen Verschwörungen aufdecken und verfolgen soll. Mit der Sabotage beginnt das Spiel. Aus den Heinkel-Flugzeugwerken treffen die ersten Bunkerandidaten ein, die auf Grund eines vom Kuhnke-Clan bestochenen Franzosen, der später seine falschen Aussagen eingesteht und für seine den Verlockungen der Kloakengeschöpfe gegenüber bewiesene Schwäche mit dem Leben einstehen muß, wochenlang die schlimmsten Verhöre und in diesen die peinlichsten Prozeduren erdulden müssen. Die Lagerführer selber werden allmählich ausgeschaltet und haben bald keine Handhabe mehr, um die zügellosen Angeber in die Schranken der allgemeinen Lagerordnung zurückzurufen. Kuhnke, der Häftling, suggeriert, was Beyer oder Kokoszinski ausgeheckt hat, die Sonderkommission bestimmt, Böhm, der Rapportführer, zehrt an seinem Zorne, Palmier, sein tobender Kollege, exekutiert die Befehle des allmächtigen politischen Ausschusses und bedient sich dazu auch meiner Hilfe. Unausgesetzt rasselt in der Schreibstube das Telefon.

„Hier Schutzhäftling Grégoire!“

„So! Notieren Sie! Morgen früh rücken nicht zur Arbeit aus: Häftling Soundso und Soundso! Diese verdammte Bande! Was? Natürlich wieder auf Anordnung der Sonderkommission! Kuhnke soll mal herauf!“

Kuhnke trägt ein süffisantes Lächeln wie einen offenen Hohn an uns vorbei und schlendert gemütlich, tänzelnd wie ein verfehltes Weib, dem Tor und der Rapportführerstube entgegen. Ihn kann nichts mehr entthronen. Ha, diesen sturen Norwegern wird er schon beikommen und die Verteilung ihrer Pakete in die verkrüppelte Hand nehmen, damit sein Magen nicht zu kurz und der unersättliche seiner treuen Kumpanei auf seine Rechnung komme! Und auch diesen Kommunistenhunden, die sich, weiß Gott, nicht niederknüppeln lassen wollen, und den Franzosen, Holländern, Belgiern und Luxemburgern, die schon frech die Häupter erheben, weil die Amerikaner in der Normandie gelandet sind, wird er einen echten, treffenden Kuhnkestreich spielen, daß ihnen das Lachen gründlich vergeht! Der Beyer macht mit, der Rosner ist dabei, der Schwerbel hilft, der

Born arbeitet schon vorzüglich, und auch der Kokoszinski wird nicht abseits stehen, ja, es wird klappen!

Und es klappt. Wir haben nur eines mehr im Sinn: das Schlachtfeld Normandie! Eisenhower! Montgomery! Patton! Bradley! Die französische Resistenz! Wir fiebern geradezu dem Augenblick entgegen, da der Deutsche Nachrichtendienst seine Wehrmachtsberichte bekannt gibt. Jimmy Hoffmann bringt sie im Sturmschritt aus der Arbeitsdienststube in unser Schreibzimmer. Ich halte alle Karten bereit. Wir stürzen uns über die Mitteilungen und über die Zeichnungen her, pressen die Worte aus, kommentieren ihren Sinn, markieren die Fortschritte unserer Befreier, errechnen die Stunde des Zusammenbruchs, lächeln, lachen, hoffen, sind von der Glückseligkeit erfüllt, daß die Hölle um uns bald ausgelöscht werde, und spotten offen jener Memmen, die vor der Katastrophe fliehen, indem sie, nach deutscher Art, jene köpfen, die schon die Katastrophe vorausfühlen und ihre Gefühle offenbaren. Mögen sie noch in aller Eile ein Gewitter über uns zusammenbrauen! Ehe es sich entladen kann, sind die Alliierten Herren des erledigten Dritten Reiches.

Und die Verrätergesellschaft intriguiert mit aller Vehemenz. Wir wehren uns über den Blockältesten der SK, der bei Cornely in Sold und Ansehen und zu den Kuhnkegenossen in Gegnerschaft steht. Ein kleiner Erfolg ist uns beschieden, da Kokoszinski plötzlich nach Ravensbrück abgeschoben wird, leider kurze Zeit danach wieder auftaucht und als Gast im Lager bleibt. Kuhnke trifft seine Vorbereitungen zum entscheidenden Schlage. Beyer droht und läßt die alten Blockältesten- und Vorarbeiterschlagmethoden wieder in Schwung kommen. Samuel, der schwarze Kollege des grünen Prügelmeisterlehrers, prophezeit das Schlimmste und ahnt nicht, daß das Unheil über ihm schwebt. Schon will es ihn packen und erledigen, da sein Transport nach einem andern Lager in meiner Kartei vermerkt ist, da läßt er bei Cornely alle Trümpfe springen.

„Nun gut“, sagt er, „ich habe gefehlt, ja, ich habe falsch ausgesagt und falsch aussagen lassen. Schicken Sie mich fort! Erledigen Sie meine Freunde! Aber hören Sie dann auch das Hohngelächter des ganzen Lagers, das meine und das Ihre Niederlage verkünden wird. Können Sie das ertragen? Dürfen

Sie das zulassen, wenn das Prestige der gesamten SS auf dem Spiele steht? Ich glaube nicht!"

Solchen Worten erliegt Cornely. Der Sprecher ist wohl als Schuft entlarvt, aber als billiges Mittel immer noch zu unsauberen Zwecken zu gebrauchen. Kuhnke bleibt. So erfüllt er seine Rache. Den entferntesten Block des Lagers, Block 58, läßt er herrichten, isolieren, umzäunen, vergittern, abschneiden von jeder Gemeinschaft und jeder Kommunikationsmöglichkeit mit der Häftlingswelt entziehen.

Und am Freitag, den sechsten August dieses entscheidenden Jahres 1944, da in Frankreich schon alles im Brand des Auf-
ruhrs steht, in Luxemburg die schönen Tage des Aufstandes vorbereitet werden und den Deutschen aller Deutschen das germanische Herz in den letzten Hosenfalten zu schlagen beginnt, fällt in Sachsenhausen der tödliche Schlag.

Wie immer, beziehe ich gegen vier Uhr morgens meinen Posten in der Schreibstube, wo ich zu meiner Verblüffung den ewigen Langschläfer Samuel Kuhnke bereits auf Anstand finde. In seinem Blockältestenwinkel hat er das Schreibpult zum breiteren Sitzschemel für seine in den letzten Tagen unter der besten Einwirkung der norwegischen Paketsendungen mächtig angeschwollene Backside gemacht. Seine Unruhe scheuert die Holzfläche blank. Seine Stimme klingt wie das mit Müh und Not verhaltene Triumphgeschrei eines Unterteufels, dem unerwarteterweise der Sieg über eine arme Seele gelungen ist, der aber die Tatsache nicht ausposaunen und doch erkennen lassen möchte. Er zitiert die Blockältesten zu seinem Throne und flüstert ihnen aparte Geheimnisse ins Ohr. Kleine stichelnde Nebenbemerkungen verraten die Stimmung seines schadenfrohen Gemütes.

Hans Zimmermann, der Dänenbetreuer, dessen Nationalität so schwankend ist wie sein Charakterbild, da er sich bald auf die deutsche, bald auf die schweizerische beruft, schmuggelt mir heimlich eines der Kuhnke'schen Fleißbildchen unter die Augen. Ich staune, da ich die Zettel als meine eigenen Mitteilungsblätter für Entlassungen erkenne, und lese, daß der Blockälteste Zimmermann nach dem Morgenappell sich unverzüglich am Tore einzufinden habe. Seltsam, wie mich plötzlich ein gewisses Unbehagen überfällt. Es ist wie die dunkle Vorahnung

kommender Gefahren. Ich schütte sie ab, aber sie läßt sich nicht vertreiben. Sie bleibt und wächst. Und — sie hat recht.

Der Appell ist vorüber. Wie ein durchgebrannter Renner jagt mein Blockältester heran.

„Peter! Ans Tor!“

„Wieso?“

„Hier, der Befehl!“

Er überreicht mir das Merkblättlein, das ich kenne. Gut, ich bin bereit. Ich reiche meinen Arbeitskameraden die Hand, instruiere die beiden polnischen Kollegen, kläre auf dem Appellplatz die erschrockenen Freunde Walter Engemann und Ernst Harter über die seltsamen Morgenereignisse auf, bemühe mich hinüber ans Tor und lande plötzlich inmitten einer Fünfigergruppe alter Bekannter, guter Freunde und vorzüglichster Kameraden. Kuhnke hat gut gewählt. Alles Menschliche ist hier zusammengetrieben. Blockführer her!

Wir treten zu Fünfen an. Rechts um! Im Gleichschritt, marsch!

Eskortiert und flankiert von acht Blockführern, wandern wir ins „Kleine Lager“ hinüber, weiter fort bis zum letzten Block, schwenken nach links, treten durch ein liebevoll geöffnetes Tor und landen im Kuhnke'schen Sondergefängnis, also in der Hofenge des Isolierblocks 58.

Das Tor fällt ins Schloß. Die Stille beugt sich vor und horcht, denn nun stellt sich unser neues Blockpersonal ins rechte Licht. Zuerst der blaubebrillte, diabolisch süß lächelnde Päderast und dolmetschende Oberspitzel Charly Schwerbel, früherer SS-Mann, der auch jetzt seine von Himmler geformte Vergangenheit nicht ganz verleugnen kann, als Blockältester, dann der Kaschemmenzuhälter Johann Ervkämper, der unter einem Bibelforscherwinkel sein immer wieder durchscheinendes Berufsverbrechertum zu tarnen sucht, als Stubenältester, ein junger veilchenblauäugiger Polenlummel als mausender Betreuer, zwei verdatterte Slawen und ein erbärmlich schuftiger Rheinländer, von uns der Höllenhund geheißen, als Torhüter!

Der große Einweihungsakt des neuen Heimes beginnt mit einer Schwerbel'schen Proklamation an seine entsetzten Untertanen: Wir stehen also außerhalb jeder Lagerordnung, nicht einmal der Lagerkommandant Kaindl hat auf diesem Flecklein

Erde zu bestimmen, sondern einzig und allein Seine Majestät, der Schwerbel, dem alle Rechte, sogar das höchste über Leben und Tod zusteht. Verboten ist: erstens, zweitens, drittens und überhaupt alles. Briefe gibt es keine, Pakete sind nicht zulässig, Zigaretten und Tabakwaren sind sofort abzuliefern! Wer dies tut, kriegt fünfundzwanzig aufgebremmt, wer jenes unterläßt, wird auch nicht schlechter bedient werden.

Die Impertinenz des Sprechers schreit geradezu nach Maulschellen. Wir stehen, horchen und haben keinen Atem mehr. So wäre denn alles vorbei! Denn wer hier durchhalten will, muß vom Himmel getragen sein. Persönliches Eigentum gibt es nicht mehr. So ernten die emsigen Hüter unserer Verlassenheit. Ihre gewandt durchgeführte Plünderungsmethode, die vor keinem besseren Schuh und vor keinem schöneren Hemde Halt macht, wird nachträglich von ihnen selber legalisiert. Ach, wozu diese Formalitäten! Wir sind doch nur Parias, denen Knochen nicht einmal zum Knabbern zugeworfen, sondern nur als Prügelwaffe vorgehalten werden. Jeder Aufstoß ihrer rülpsenden Seele ist den Henkern ein willkommener Anlaß zu unserer weiteren Entwürdigung und tieferen Demütigung. Es gibt keine Ungeheuerlichkeit, die diese Leute nicht aushecken — Gott, sie übertreffen noch die SS an Erfindungsgabe und Niedertracht! — und auch in die Tat umsetzen könnten. Wir spüren an jeder Stundenwende, daß sie den Auftrag haben, vielleicht nur jenen ihres eigenen Hasses oder den bindenderen des Kuhnke-Satanismus, uns möglichst rasch nach der entgegengesetzten Seite des Lagers, nämlich ins Krematorium zu befördern. So fallen sie denn nachts, mit viel Tamtam und wahrhaft kannibalischer Gier, über die Schlafenden her, reißen sie aus den Betten, schleppen sie in den Tagesraum und befriedigen mit dem Gummiknüppel an der lebendigen Wehrlosigkeit ihre morbide Lust. Das Schwert des Untergangs hängt über uns. Ein Stoß! Ein Fall! Es ist vorbei!

Untergangsstimmung beherrscht uns. Kameraden, die von Klinker, von Heinkel und aus allen andern Nebenlagern eintreffen, verfinstern mit ihren Berichten unsern grauen Horizont. Schwerbel schwelgt in tausend Vergeltungswonnen, seine Kumpare lassen allen Lüsten und Gelüsten freien Lauf, die Peitsche gellt, der Haß tobt, und das Entsetzen läßt alle Ventile offen.

Am dritten Tage zählen wir den ersten Toten. Der Leiter

des Klinker-Arbeitsdienstes hat es nicht länger ertragen können. Ruhig und gelassen den günstigsten Augenblick berechnend, ist er, in der äußeren Heiterkeit eines schönen Nachsommer-sonntagmorgens, hinübergesprungen auf das absperrende Drahtverhau, hat die beiden Hände vorgestreckt und jäh, unter dem Wachturm, vor den entsetzten Augen der Ablösungsmannschaft, vor unsern eigenen ergrausenden Blicken, die blanken Stromleiter ergriffen.

Noch immer sehe ich vor mir seinen zuckenden Leib, es ist eines der niederdrückendsten Bilder meiner langen Leidenszeit, das ich wohl nie mehr in mir werde auslöschen können, sehe, wie der Körper allmählich erschläfft, wie ein leichter Rauch emporsteigt und langsam, in unheimlicher Trägheit, die Schwärze des Leichnams unter der Fortwirkung des brennenden Stromes übergeht in die Verkohlung. Er ist nicht allein gestorben. Von uns allen hat er etwas mit hinübergenommen in den Untergang: hier die Not des Herzens, dort die Angst der Seele und überall die Erstarrung des Geistes. Sein Tod erlöst. Gefrorene Kräfte, die in der Kälte des Schrecks gefrorenen Kräfte der Verteidigung, werden von den haltenden und tragenden Gründen losgetaut. Wir regen uns und wehren uns wieder. Dieser Selbstmord wirkt wie ein Alarmruf. Nicht wie Feiglinge wollen wir vor den Memmen kapitulieren. Wenn schon das Verderben uns packen muß, dann soll es zum mindesten Männer finden und nicht verschüchterte, alleserduldende Prügelknaben der geilen Dummheit!

Ich schüre nach, ich rufe den Widerstand wach und warne zugleich vor einer gemeinsamen offenen Rebellion, die das infernale Spiel unserer Verfolger nur begünstigen würde. Die Lösung heißt: individuelle Abwehr bei einem Überfall und passive Resistenz der Gesamtheit!

Zur Leichenschau trifft der Lagerführer ein. Er soll uns den Rücken decken, denn wir wissen, daß er auf unserer Seite gegen die Sonderkommission und vor allem gegen das Kuhnke-Schwerbel-Geschmeiß kämpft. Aber Höhne ist zu feige, sich offen vor dem Ohr-und-Mund der Kommissare festzulegen und einen Tadel auszusprechen. Wir sind und bleiben auf uns gestellt und müssen unseren bitteren und gefährlichen Weg zu Ende gehen. Wir beschreiten ihn. Schon am fünften Tage muß der Blockälteste seine Peitschenschwingertätigkeit mit

einem blauen Auge bezahlen, am siebenten für eine Ohrfeige in prachtvollem Knockout zu Boden gehen. Er stutzt, wird vorsichtiger, stellt das Schlagen ein und beschränkt seine Herrschaft auf moralische Fußtritte, indem er, im Namen Kuhnkes und der Sonderkommission, uns das Brot entzieht und die Suppenrationen auf die Hälfte herabsetzt. So ist unser Sieg nur eine Beschleunigung unseres Untergangs durch Hunger und Entbehrungen. Aber in der größeren Demütigung wachsen wir in die lauterste Gemeinschaft zusammen. Über die geistlose Tätigkeit des Kugelstreifenherstellens oder der von Rosner geforderten Kartenschreiberei schwingen wir uns hinaus, indem wir, eines Sinns und einer Gesinnung, morgens beim Erwachen schon den Tod und abends, in den Luftschächten des Blocks den fernen Lagerlautsprechern lauschend, die Möglichkeiten einer raschen Rettung durch den Vormarsch der Alliierten bedenken. Frankreich wird frei. Belgien jubelt schon. Holland atmet auf. Und an der polnisch-deutschen Grenze lauert der Russe. Wer ist rascher: der Tod oder der Sieg?

Es ist der Tod. Tag für Tag finden die mörderischen Verhöre statt. Deutsche Verhöre, die anheben mit fünfundzwanzig oder fünfzig Stockhieben auf die Sitzfläche, fortgeführt werden mit Fausthieben ins Gesicht und zu Ende gehen mit Fußtritten ins Gewissen. Tribunal ist das Krematorium, grüner Tisch der Bastonnadebock. Jedes Verhör endet mit einem Geständnis und einer Erkenntnis der Unschuld, die dann folgerichtig von der Sonderkommission verurteilt und verdammt wird. Im Namen des deutschen Volkes sind wir nämlich angeklagt: uns noch im Kazett gegen die Sicherheit des Staates verschworen, kommunistische Propaganda betrieben, Zellen gebildet, Waffen verborgen, Aufstände geplant, Geheimsender betätigt, Nachrichten verbreitet und politische Gegner um die Ecke gebracht zu haben. Ich stehe überdies noch im Sondergeruch, ein fanatischer Nationalist gewesen zu sein, die Landsleute um mich versammelt und in ihrer separatistischen Haltung gestärkt, den Verbindungsmann zwischen der katholischen Aktion und der kommunistischen Partei gespielt, Auslandssender abgehört und ihre Meldungen in Umlauf gesetzt zu haben. Die Untersuchungen klingen, trotz Wut und Blut, in einer einzigen schreienden Blamage für die Inszenierer dieses letzten Gerichtes aus.

Aber noch die Blamage verlangt ihre Opfer. Feierlich werden sie, nachdem fünfzig Eingekehrte ins Freilager entlassen werden mußten, in Gegenwart der Lagerführer ausgewählt. Siebenundzwanzig Namen fallen. Siebenundzwanzig Freunde, darunter Heinz Bartsch und Hans Rotbahr, werden ausgeschieden, in Ketten gelegt und abgeführt. Wohin? Keiner weiß es, und nur das wird offenbar, daß sie für immer verschwunden sind.

In uns bleibt der Schreck zurück, und über uns schwebt der stille Tod. In welcher Ecke des Entsetzens, in welcher Gaskammer der deutschen Kultur wird er sich uns stellen? An welchem Tage und in welcher Nachtstunde? Schon brennt uns das Mal der Gezeichneten auf der Stirn der Seele. Die Retter von drüben kommen zu spät. Gott befohlen, du Welt, der wir gedient, du Land in der Ferne, das ich geliebt habe! Vorbei die tiefsten Diskussionen philosophischen Gewichts mit den Karl Stenzel, Herbert Bender, Erich Egerland, Helmut Wels, Clément Richard, Helmut Behrens, Arthur Schmit, Roger Sampic und all den andern verlorenen, doch nie vergessenen Freunden! Wie haben wir gemeinsam gegen dieses Regime aus Wahnsinn und Lächerlichkeit gekämpft, wie uns heiß und müde geredet um die Erkenntnis, daß sich in den Kommunisten des Lagers wohl am stärksten die Unruhe des Geistes regte, daß ihr Einsatz für die Wahrheit aber kaum über die stimulierende Macht eines politischen Ressentiments hinauskommen konnte! Mit welcher Besessenheit haben wir gegen Nietzsche und alle Mitzertrümmerer des Gleichheitsprinzipes gewettert und besten Willens, am allerletzten Ende unserer Zugeständnisse zur Erlösung der Menschheit aus aller Not, den herrlichen und jede Rettung vollendenden Grundsatz vom *Primus inter pares* in den Mittelpunkt unserer kommenden Politik gestellt! Wie habe ich geschrien, um den Sturm meines Herzens zu übertönen: Vater, gib uns die Gerechtigkeit, denn sie hängt von Deinem Willen ab! Nun bin ich still, bevor ich ganz verstumme, und werde plötzlich sehend: Ach, es ist nur die verblendete Not gewesen, die geschrien und dabei übersehen hat, daß alle Deine Taten in der großen ewigen Ordnung Deiner Weisheit und Güte geschehen. Es sei, wie Du willst. Auch hier, am Ausgang, bin ich Dir ergeben!

Denn unser Schicksal ist entschieden. Vernichtung!

So warte ich. Am zwanzigsten Oktober, der wieder ein Freitag ist, — ich bin nicht abergläubisch, ich referiere nur — öffnen sich erneut die Tore unserer Reclusio vor dem Lagerführer. Bringt er die letzten Todesurteile?

Namen fallen. Ich bin dabei. Ab und aus!

Nein! Fertig machen zum Transport!

Wir wandern, eine geschlagene stumme Todeskarawane, über den Appellplatz dem Tore zu.

Das Ganze halt! Fesseln her!

In der Hand des Lagerführers klirren die Eisen. Er kommt, steht, sieht uns an und erkennt in unserm Trupp eine Reihe bekannter makelloser Mitarbeiter. Eine Weile zaudert er, dann nimmt er uns das Versprechen ab, daß wir keinen Fluchtversuch unternehmen werden. Die Handfesseln verschwinden wieder.

Los!

Vorn zwei Maschinenpistolen, rechts sechs Maschinenpistolen, links sechs Maschinenpistolen, hinten zwei Maschinenpistolen, so wandern wir Oranienburg und dem Bahnhof entgegen. Wohin? Es geht mit einem Male ein Flüstern durch unsere Reihen, das ist das Entsetzen, das nicht laut werden möchte: ins Vernichtungslager Mauthausen!

So stehe denn Gott uns bei! Der andere Weg, jener kürzere am Krematorium vorbei in den Industriebhof und weiter hinüber in die Todeszellen wäre uns lieber gewesen. Denn an jedem Ende steht der sichere Tod, hier der rasche durch eine Kugel, drüben der langsame, unendlich qualvolle in den Steinbrüchen des granitenen Mordens.

Schwach, müde und apathisch ziehen wir am Bahnhof auf. Viehwagen harren schon der Last, die von allem Menschlichen gemieden wird. Wir werden nicht mehr von Gefühlen, sondern nur noch vom Instinkt regiert, kein Gedanke hebt und bewegt uns, keine Hoffnung schlägt uns; alles ist bereits in der Vorahnung aller kommenden Schrecken abgestorben. Weshalb können denn die Leute, drüben am besonnenen Rande des Lebens, das sie Freiheit nennen, noch so fröhlich lachen? Hat nicht der Herr das Lachen ausgebrochen aus seinen Geschlagenen, und ist nicht alles schon geschlagen in der Welt? Diese lachende Ueberlust muß demnach die schwingende

Freude des Diabolischen sein, das sich um uns jeden Winkel des Seins erobert, um endlich sein Winkeldasein zu verlassen und den blutbefleckten Thron der abgedankten Majestät Humanitas zu besetzen.

Hat denn das Leben noch einen Sinn, nachdem die Existenz zur Pflicht geworden ist, entweder zu morden oder sich morden zu lassen? Schon hat der Fortschritt, diese aller Bremsen des Geistes bare Raserei, den schallenden Rhythmus des deutschen Parademarsches angenommen, Absätze blitzen auf, fallen nieder, treffen in Gesichter und zerschmettern endlich und endgültig alle Larven einer mit Autorität überwundenen Rückständigkeit. Herren oder Sklaven! Das ist jetzt die Frage. Wir aber sind die ewigen Sklaven. Die Peitschen der Befehle knallen. Die Wagen stehen bereit. Einsteigen!

Was ist denn das? Wollen denn die Herrenknechte mit dem Uebermenschenkomplex auch in unsern Kreis? Und Kuhnke gar persönlich? Möchte er seinen Triumph auskosten bis ans Ende? Uns noch an der Donau zum Abschied mit seinem Satyrlächeln beglücken? Er steigt ein, schweigt und zeigt vergräunte Züge. Sollte —? Ja, der Tag seines herrlichsten Sieges ist zum Tag seines tiefsten Falles geworden: er fährt mit, dem Tode des Schreckens entgegen, den er uns verdient hat.

Eine dunkle Reise in das Herz der Nacht! Fünf Tage lang fahren wir, über Dresden, Prag und Budweis, jede Stunde will uns mit den Hämmern des Hungers erschlagen, jede Minute mit den Bränden des Durstes erwürgen, und jede Sekunde an den Stichen der Kälte vernichten. Keine Bewegung, oder die Posten schießen! Sinnen! Ach, das Denken hat ausgesetzt, alles ist Gier geworden, und aller Gierden letzte will nur Ruhe, Schlaf und Vergessen. Tot sein? Nein, leben in den unvorstellbaren Märchengeländen, wo alles gesättigt und getränkt ist, wo die Sonne leuchten und der Wille schweifen darf, der Fuß in Richtung und Bewegung dem Willen untertan und die Hand jeder Greiflust plötzlich erbötig wäre! Irgendwo in mir und zu mir spricht eine Stimme: Es war einmal eine Fee, die hieß Freiheit. Aber diese Zeit glaubt nicht mehr an alte Mären, weil sie den Glauben hat ausrotten wollen und nur dadurch ihr Ziel hat erreichen können, daß sie die Gläu-

bigen kurzerhand erschlug. Auch das Überlegen schmerzt. Es ist zuviel. Auslöschen, auslöschen, damit das Vieh endlich, als die stärkere Gattung, das Dasein widerstandslos beherrschen kann!

Doch nein, auch dieses letzte heimliche Licht im Innern geht dem Ende zu. Eine Weile noch, eine kleine Weile, dann wird es von der eigenen Schwäche ausgeweht und stiller sein als der Widerglanz der Sonne in einer Herbstlache. Weshalb die Hände des Willens beflecken, um es abzuwürgen. Die Hände sind ja viel zu müde und die Arme allzuschwach. Sieh diese an: wie kranke, weiße Frauenhände sehen sie aus, wie leicht können Daumen und Zeigefinger oben am Schultergelenk den Arm umspannen! Und so ist auch das Seelische eingeschrumpft und das Geistige abgemagert. Denn alles ist nun auf der Straße, die nach unten führt. Eine Biegung noch, eine sanfte letzte Wende, und der Zug des Verderbens hält. Warten bis der Abend alles verbirgt! Ausharren, bis die Henker kommen!

Über der Donau wachsen die Nebel, steigen die Schatten der Nacht empor. Die Kühle der Tageszeit vermischt sich mit der Frosttemperatur der Seele. Oben, auf der Höhe des industrialisierten Mordens, haben sie uns vergessen.

So taumeln wir denn durch die Nacht über die holperigen steinigen Wege, durch das schlafende Städtchen Mauthausen, am rauschenden Donaufluß vorbei, steil den Dreikilometerhang empor. Wir schreiten wie Tiere, brechen ein, preschen vor, stolpern und keuchen, die Kräfte wollen uns verlassen und steigern sich wieder in jähem Trotz. Ende, wo bist du? Tor du! Leg dich doch hin und nimm die Kugel in Empfang! Drei Atemzüge nur, dann ist es vorbei! Droben wird es unsagbar länger dauern und schwerer sein!

Und der Alte neben mir? Dieser achtundsechzigjährige Franzose Clément Richard, der nicht zurückfallen will? Was er vermag, ist auch mir zu tun gegeben. Die Zähne zusammen! Die Hände gefäustet! Marsch!

Dunkle Wände steigen auf. Lichter leuchten. Baracken winken. Weiter! Vorbei! Immer noch, in weitgeschweiftem Bogen, den Berg hinan! Da! Baracken rechts, Baracken links, und vorn ein Tor!

Abteilung Halt!

Düster und schwerfällig, nein, finster und drohend, mittelalterliche Geheimnisse hinter den durch Blut und Tränen aufgeschichteten Quadern verheißend, reckt sich das wuchtige doppelbetürmte Eingangstor vor unseren flackernden Blicken im verfälschenden Licht der Mitternacht empor. Zwei schwere eichene Flügel knarren, vorwärts, marsch, rechts schwenkt ab, das Ganze halt!

Wir sind am Ziel und brechen zusammen.

Ich will mich halten, mein Kopf tanzt, mein Herz flackert, mein Fuß knickt ein, da schlage ich hin und sehe noch, ehe ich alles vergesse und mich selber verliere, ein seltsames Kinderlächeln und ein entsetztes Frauenauge irgendwo zwischen Zeit und Ewigkeit und höre, ehe das Sein keinen Laut mehr gibt, zwei Ohrfeigen auf Kuhnkes Wangen verknallen. Das Leben ist aus.

Es ist nach hundertachtzig Sekunden wieder da. Wir stehen am Tor und warten. Unsere Augen liegen tief in ihren Höhlen, als wollten sie sich einziehen, um der Sichtbarkeit des neuen Jammers zu entfliehen, unsere Stimme ist klein, fremd und fern, so unbegreiflich fern, als stünde sie schon an der Scheide zwischen Sterben und ewigem Schweigen.

Diese Nacht des Stehens an der Mauer, unter dem kalten elektrischen Licht, des trostlosen Wartens zwischen den beiden fernen Polen Tod und Leben will sich in uns einführen und festhalten als der Anfang der großen letzten, der ewigen Nacht. Merkwürdig ist der innerste Sinn für das Unheimliche gestärkt, da er sich der Wirklichkeit entzieht und nur dem Kommenden sich entgegenneigt. Alles, was ich spüre, ist nur Gleiten und gehaltene Sinken. Ich bin bereit, durch irgendein Tor hineinzufallen in einen Raum, der keine Maße, in eine Zeit, die keine Stunden hat. Ich sehe noch Welt wie eine kleine beschränkte Fläche, von der ich, wider meinen Willen, losgelöst werde, nein, nun bin ich nicht mehr Gleiten und Sinken, sondern Schweben einem dunklen Bogen zu. Die Luft, die ich einatme, trägt schon den Ruch des Unendlichen. Ich fühle es an und spüre es ab und will es einsaugen wie ein Verdurstender, da ruft mich die geliebte Welt an, die mich stören will, weil sie mich halten möchte, und sieh: es ist die Welt der Geliebten, Frau und Kind, die kommen und rufen. Da ist die Lockung der endlichen Liebe im Spannungsfeld der Sehnsucht

nach dem Ewigen, ich horche zurück und gehorche der Sehnsucht, und in mir reißt etwas langsam entzwei, und ich fühle das Blut der Erinnerung aus den Wunden der Vergessenheit quellen. Ich kann nicht mehr. Alles will meinen Untergang, aber da ist etwas, unsagbar ferne, vielleicht der endlose Sturm eines Doppelgebirges, das mich hält, empor- und zurückreißt in die Sphäre, die zur Rettung werden kann, wenn auch mein Wille wieder aufersteht.

Er steht wieder auf und krallt sich fest. Und solange er nicht verwest, werde ich nicht sterben können. Der Tag bricht an. Ich grüße das neue Leben.

Es ist das Mauthausener Leben, in dem das Vieh gedeiht, wenn der Mensch zerfällt. Blockälteste und Lagerälteste haben uns mit Hyänenblicken umfaßt und ihre eigentliche Mentalität fußgreiflich offenbart. Heranhinkt der Lagerführer Bachmeier, schreitet unsere starre Front ab und schreit sich die Kehle aus:

„Ich werde euch den Arsch aufreißen! Ich werde euch den Arsch aufreißen! Ich werde euch — — !“

Der Kommandant unterbricht seinen schallenden Zorn, Ziareis persönlich, jener schreckliche Zimmermann, der seit 1938 mit seinem Dachdeckerspitzhammer, durch seine Hunde vier- und zweifüßiger Art, durch Hunger, Peitsche, Steinschleppen, Treppenlauf, Gaskammer und Kaltwasserdusche wieviel Menschen von ihrer Diesseitsnot befreit hat! In seiner Laune ist unser Schicksal beschlossen. Eine halbe Stunde Sport, und wir sind hin! Steinbrucharbeiten, und beim dritten Gang dürfen wir uns von den Ueberlebenden tragen lassen! Wir warten. Er geht vorbei, er steht und kehrt zurück, horcht aus, frägt ab und klammert sich an Kuhnke fest. Unter seinem wohlwollenden Zublick läßt er unsere Effekten durchwühlen, entscheidet daraufhin in einer plötzlichen Eingebung, indem er anordnet:

„Alle Sachen sind ihnen zu belassen. Duschen und nach Lager zwei bringen! Abwarten, bis die endgültige Regelung getroffen ist!“

So nüchtern und unbegreiflich natürlich können Wunder aussehen! Der Lagerälteste ist verblüfft, die Blockältesten sind erschlagen, und die Lagerratten ziehen sich beutelos in ihre

dunkelsten Winkel zurück. Hier gibt es zum ersten Male, seit Himmeler diese Sonderwelt der Vorhölle erschaffen hat, nichts zu organisieren. Herrgott, wozu das? Aber der Befehl hat klar und deutlich gelautet: „Alles ist ihnen zu belassen!“ Was geht hier vor? Keiner weiß es, keiner versteht es.

Der Zweifel läßt nun immer zu unsern Gunsten entscheiden. Im Lager zwei, Block einundzwanzig, finden wir im brutalsten Blockältesten Willy auf diese Art einen berechnenden Freund. Essen, soviel er heranzuschleppen vermag, Schuhe bester Qualität, Einzelbetten, wenn alle andern zu dritt und zu viert im Schlafkasten liegen, wenig Sport, Vorzugsstellung! Es läßt sich, mitten im Ekel der stinkenden, stehlenden, betrügenden, schiebenden, schlagenden Umwelt, wieder aufatmen und sogar in der unbeschreiblichen Atmosphäre lachender Korruption, morbider Lebensweise, offener Lüge und kaltblütigsten Mordens einigermaßen leben.

Die Stimmung des Lagers freilich ist die eines Totenhauses, in dem ein sinnlos bestialischer Hausherr, der aufgebahrten, doch vergessenen Leiche zum Trotz, seine Skorpionenpeitsche schwingt, um die anklagende Stille mit Knall und Geschrei zu verjagen. Jeden Augenblick kann der Schläger in seiner blinden Wut einen Unschuldigen treffen und fällen. Das wird nur seinen Wahnsinn stärken und sein Delirium potenzieren. Hier gilt ja nur eines: das immer akute Problem der Ueberbevölkerung radikal zu lösen, um Raum zu schaffen für die hunderttausend, die noch die Hölle durchlaufen müssen, ehe ihnen die andern Tore, jene zum Paradiese, erschlossen werden können.

In dieser Hölle treffe ich mit einigen Luxemburgern, guten Stützen der heimatlichen Resistenz, zusammen: Felix Pfeffer aus Diekirch, der sich eines Morgens unverhofft aus einer Menschentraube löst, die sich wie ein Bienenschwarm zusammengedrängt hatte, um Schutz vor der Kälte zu finden, und mich freudestrahlend anruft, Louis Biren aus Künzig, der mir seine frohe Zuversicht in beglückender Einsicht auf den Boden seines Gottglaubens und seiner Marientreue zurückstellt! Beide werden mir leider bald entführt; der erste zieht nach dem Lager des Grauens und der polnischen Schreckensherrschaft Gusen, unten im Donautal, wo er bald zugrundegeht, und der zweite geht nach Wiener Wald, von wo ihn die Russen etliche Monate später ins Stammlager zurücktreiben.

Ich bleibe allein, aber ein Hauch ist von den beiden zurückgeblieben, der mich innerlich durchwärmt hat: der seltsam feine Atem der Heimat, der sich als Spiratio der Sprache losgelöst und mich in der Berührung, mitten im Geiste und mitten in der Seele, entzündet und gesegnet hat. Es ist wie ein Wölkchen Schönheit, nicht zu sehen und dennoch stark genug, den herrlichen hohen tausendtürmigen Bau der neuen Hoffnung zu tragen. Und in diesem Bau darf wieder alles lächeln: Luxemburg, Stadt und Land, die Menschen, Mütter, Väter, Schwestern, Brüder, vor allem und über allen Frau und Kind, die Liebe, das Leben und die Freiheit, Gott, die Mutter und der ganze Himmel, der Jubel und die Seligkeit!

Wohl, es fehlt uns das tägliche Brot: die Meldung über den Fortgang des Kriegsgeschehens. Denn wichtiger als jede Nahrung ist für uns jetzt die Aufklärung über die Fronten. Unser Schicksal ist mit ihnen verknüpft, unsere Sicherstellung hängt von ihnen ab. Aber hier ist alles auf Vernichtung eingestellt, zuerst auf die moralische, dann auf die geistige und schließlich auf die physische. Jede Zeitung ist verpönt, jede Nachrichtenverbreitung, auf Grund etwa einer fast unmöglichen, aber trotz aller Gefahren gewagten Abhörminute an irgendeinem SS-Rundfunkgerät, kommt einem sicheren Todesurteile gleich. Ich habe zusehen müssen, wie zwei Deutsche, die sich einen Detektor zusammengebastelt hatten und nur die Linzer Sendungen abhören konnten, beim Steineschleppen über die hundertsechundachtzig Treppenstufen empor langsam und tropfenweise den Atem und das Leben verloren. Kuschen, schweigen und nichts wissen! So blüht die „Parole“, so gedeiht, vor allem bei den Franzosen, der „Bouteillon“: Deutschland liegt wohl schon zwanzigmal zerschmettert am Boden, wenn die Russen noch immer vor Wiener Neustadt und die Amerikaner vor Aachen kämpfen. Unendlich träge schieben sich, für unsere trunkene Erwartung, die Befreiermassen vor, während uns mit einem Male ein Wirbel ergreift, der im Nu die Sachsenhausener zu erledigen droht.

Unerwartet rasch werden wir hinausgeführt ins Freilager, fassen im sechzehner Block Fuß, wo wir als geschlossene Gruppe von hundertfünf Mann eine gewisse Autonomie erhalten, werden nach Berufen geordnet, in Arbeitskommandos eingeteilt, mit dem Stempel der tödlichsten Gefahr, nämlich dem auffallenden roten Punkt unterm Nummerstreifen ver-

sehen und marschieren dann eines Morgens, auf gewundenen, jäh abfallenden Wegen, die Todestreppe hinunter in den berühmten Steinbruch des „Wiener Grabens“, wo die „Dest“ (Deutsche Erd- und Steingesellschaft) Leichen am Laufbande produziert, um hohe Dividenden zu erzielen. Tod oder Leben! Jetzt muß es sich entscheiden.

Es entscheidet sich, nach zwei Tagen unmenschlicher Arbeit mit dem schwersten Bruchhammer, zu meinen Gunsten. Spatz, Hauptscharführer, Kommandoführer und Oberhenker aller Lagerhenker, der Mann mit den fünfzigtausend Morden, Österreicher ohne Geist, Mensch ohne Würde, Soldat ohne Skrupel, tritt am dritten Morgen vor unsere Reihen hin und sucht für den Rüstungsbetrieb einige gewandte Schreiber. Ich melde mich und stelle, mit zwei andern Kameraden, mich dem kalt flackernden Blick des Gewaltigen. Er mustert uns von oben bis unten und läßt die Peitsche in seiner Hand auswitzen. Seine brüchige, stark akzentuierende Stimme bellt mich an:

„Können Sie Schreibmaschine?“

„Jawohl, Herr Hauptscharführer!“

„Perfekt?“

„Jawohl, Herr Hauptscharführer!“

„Kurzschrift?“

„Jawohl, Herr Hauptscharführer!“

„Sie sind doch Deutscher?“

„Nein, Herr Hauptscharführer, Luxemburger!“

„Aha! Und da wollen Sie stenographieren können?“

„Jawohl, Herr Hauptscharführer!“

„Welches System?“

„Duployé-Brück, Herr Hauptscharführer!“

„Nie gehört! Aber ich werde Sie prüfen. Und wehe Ihnen, wenn's nicht klappen sollte. Abtreten!“

Mir bubbert doch ein klein wenig das Herz, als er mich dann zum Büro des Zivilingenieurs hinübergeleitet, der die Kontrolldienste über sämtliche Zweige der Flugzeugproduktion im Nebenbetrieb des „Wiener Grabens“ in seinen Händen vereinigt. Aber für die kommende Prüfung verlasse ich mich mehr auf mein wohl stark mitgenommenes Gedächtnis als auf

die noch stärker ramponierten Kurzschriftkenntnisse. Doch was ist das? Spatz zieht sich wortlos zurück, und ich darf beruhigt aufatmen. Der Herr Ingenieur, ein besserer Hajottobershauptling mit schiefem Blick und weibischen Starallüren in hohen Lederstiefeln, fragt mich aus, indem er ängstlich darauf achtet, nicht nur körperlich Distanz zu wahren, sondern auch geistig nicht etwa einen Kontakt herzustellen, durch den er sich am Auswurf der Menschheit Gefühl und Denken besudeln könnte. Und so sehr er sich auch bemüht, in und an sich selber einen Ausgleich zu schaffen, so gelingt es ihm doch nie, mit dem Plus seiner Einbildung das Minus seiner Bildung aufzuheben, auch wenn er versucht, die Dummheit seiner Untergebenen und da vorzüglich meine eigene in größtem Maßstab in die Erscheinung treten zu lassen. Trotz allem stellt er mich als Mitarbeiter ein, führt mich den Zivilmeistern in der Haupthalle zu und betraut mich, den ausgesprochenen Nichttechniker, mit der Kontrolle aller Werkstättenerzeugnisse.

Vom zivilen Kontrollchef, einem Braunschweiger in den fünfziger Jahren, der sich später in jeder Beziehung als falscher Fuffziger entpuppt, da er in den Luxemburgern die letzten Botokuden entdeckt hat und deshalb mir persönlich seine ganze Mißachtung dauernd vor die Füße spuckt, werde ich mit Zollstock und Schublehre bewehrt, um mit ihrer Hilfe die hundertsiebenundzwanzig Duralteile der Flugzeugrumpfe oder Messerschmittflügel an Hand der gezeichneten Vorlagen auf ihre Vollwertigkeit zu prüfen und entweder mit Rotkreide namenszünftig anzunehmen oder mit Gelbkreide zu verwerfen. Es ist ein schönes Amt in einer warmen Halle, der Winter naht, ich kann dem im Steinbruch lauernden Tod ein Schnippchen schlagen, löse heimlich und ohne jeden Gewissensbiß den ominösen roten Punkt von meiner Jacke und versuche daraufhin, noch andere Kameraden aus den Löchern des Verderbens in die Maschinenhallen zu lotsen, wo wir ununterbrochen, in zehnstündigen Tages- und zehnstündigen Nachtschichten, Flugzeuge herstellen, die niemals fliegen werden. Und bald haben alle Sachsenhausener in dieser oder jener Industrieabteilung einen Unterschlupf gefunden, wir wandern aus Block 17 nach Block 11 hinüber, wo uns ein irrsinniger, also grüner Blockältester in Knüppelzucht nimmt, während Canario, der spanische Figaro, als Stubenhauptling uns mit seinen Wortschwällen unverständlichster Art in froher Stimmung hält. Der Tod ist

nahe an uns vorbeigegangen, so nahe, daß wir das Aussehen seines Mantels gespürt haben, wir sehen ihn noch, Stunde um Stunde, auf der Todestreppe, im Krankenrevier, im Lager, am Waschhaus, im Bunker, hinter dem Bunker, in den Gaskammern, im Krematorium, in den unheimlichsten Stuben von Block 19 und Block 20, unter den Blockältestenknuten, durch die Hand der Spatz, Ziereis, Trumm, Bachmeier, Boxer und Genossen seine grausige Ernte halten. Denn hier ist er der unumschränkte König, der sich einen ganzen Rattenschwanz von Stellvertretern und Unterstellvertretern unterhält, die auf direkten oder indirekten Wegen, etwa über die omnipotenten Blockschreiber, die fünftausend rücksichtslosen, eng national denkenden, fühlenden und handelnden Spanier, die alle Schlüsselstellungen besetzt halten und ihre Organisation so stark ausgebaut haben, daß alle besseren Lebensmittel von ihnen beschlagnahmt werden, sodaß sich der übrige Teil der Häftlinge mit Wasser, Runkelrübenblättern und andern Widerlichkeiten begnügen muß, die hemmungslos vernichtenden grünen und polnischen Vorarbeiter, die einig und geschlossen raubenden Russen, die Verlorenen und Ausgehungerten ins bessere Jenseits befördern. Mit dem Gummistock wird das Schlafengehen geregelt, das Aufstehen, das Wascheremoniell, die Blocksäuberung, das Essenholen, das Auskellen, die Arbeitsmethode, der An- und Abmarsch, die Ruhepause und jede Schufferei nach den ungeschriebenen Gesetzen der verbrecherischen Innenkonstitution aller BVer geordnet. An dieser Ordnung gehen die Geführten zugrunde, während die Führer fetter und frecher werden und untereinander wetteifern, wer am Jahresende der beste Lieferant für die Glühpfannen des Krematoriums gewesen sei.

Ich habe dieses Krematorium im Auge, sogar des Nachts, wenn ich schlaflos liege und von meinem Bette aus die entsetzten Blicke durchs Fenster werfe, damit sie, zwanzig Meter zurück, das gegenüberliegende Gebäude umfassen sollen; das ist der unselige Feuerofen, aus dessen hohem Schornstein die Flammen der hellsten, fanalhaft leuchtenden Empörung ihren Schein in die Weite, hinab ins Donautal, hinüber nach Asten tragen, wo in einem großen Arbeitslager liebe Abgesiedelte: Schwager Adolf, Schwägerin Gretchen, Nichten Lulu und Marie-Hélène meiner zwischen Angst und Not gedenken und die Ersparnisse ihres Hungerlebens als köstliche, lebenerhaltende,

neues Leben spendende Gaben in meine affamierte und malfamierte Zurückgezogenheit senden.

Und unterdessen verhungern in Block 19 und Block 20, den dreimal abgeriegelten, täglich hundert der besten und bekanntesten Europäer: russische, französische, italienische, deutsche, ungarische Diplomaten und Generäle, Offiziere jeder Art, die Führer des Warschauer Aufstandes, denen das deutsche Ehrenwort bekanntlich regelrechte Kriegsgefangenschaft zugesichert hatte — und was von der deutschen Ehre zu halten ist, kann man nur in den Konzentrationslagern feststellen! — meuternde Wehrmachtsangehörige, denen längst schon die Sinnlosigkeit des Krieges aufgegangen war, Männer des Geistes und der Wissenschaften. Jedes Essen wird ihnen vorenthalten. Nur dann und wann dürfen sie, angetreten in Reih und Glied, das herrliche Aroma einer üblen Kohlrabisuppe genießen, die vor ihren auf- und ausquellenden Augen wieder entfernt wird, manchmal wird ihnen das Danaergeschenk von fünfzig



Im Mauthausener „Krankenrevier“
[Das sogenannte Russenlager]

Grämmlein Brot zuteil, an dem sie ihren Riesenhunger nur aufstacheln, damit er sie nachher umso schrecklicher peinige. Morgens gehen die Tore zu ihrer Isolierung auf, die Totenschlepper treten ein und an, und in langem Zuge werden die Verhungerten herübergebracht und dem Feuermoloch in den flammenden Rachen geworfen. Hier gibt es keinen Weg zur Freiheit, nur einen zum Untergang, und seine Meilensteine heißen: Qual, Hunger, Grausen, Verzweiflung, Geistesnacht und Abfall in die Verwesung. Einer aber heißt auch: wahnsinnige Rebellion, und der könnte in die Rettung führen.

Anfang Februar erheben sich wirklich die Insassen der Mordstuben. Ein russischer Offizier richtet den gischenden Strahl des Feuerlöschers auf den Turmposten, hält den Verblüfften in Schach, schwingt sich, ehe der Erschrockene sich erholt hat, über die Mauer, springt den Wächter an, schlägt ihn nieder, ergreift das Maschinengewehr und richtet den belfernden todspeienden Mund auf die nächsten Posten, während des Helden Kameraden Tische und Stühle zusammenstellen, Decken über Stromleitungen werfen, übersetzen und in den nahen Wäldern untertauchen. Als letzter entkommt der russische Offizier. Der Coup gelingt nur halb, da die Hälfte der Entflohenen gestellt und vernichtet wird. Ich sehe, wie die SS Nacht für Nacht die Abgehetzten und Halbgetöteten von den Wagen in die Morguegrube schleudern, das letzte Leben mit den eisenbeschlagenen Stiefelabsätzen im Gesicht der Verröchelnden austreten und die Leichen dann ins Krematorium schleifen. Einige sind doch entkommen. Die Öffentlichkeit ist alarmiert, vielleicht schon von den Verschwundenen über die Zustände im Lager aufgeklärt. Der Sender Wien bringt die Meldung von einem glücklich bezwungenen Aufstandsversuch der Mauthausener Häftlinge.

Unten im Krankenrevier aber sind die Opfer der inneren und äußeren Hungerblockade zu schwach, um noch die Rebellion zu wollen. Brot wird ihnen entzogen, die Suppe geschmälert, das Leid vermehrt. Vier, fünf oder sechs Mann in einem Bett! Hunger und Müdigkeit! Unruhe und Enge! Im letzten Lebensstadium sicht- und fühlbar schon die Enge des Sarges! Aber der Sarg wird ihnen vorenthalten bleiben, nicht einmal das Krematorium wird sich ihrer erbarmen können, da es seinen Zwecken nicht mehr genügen kann. Selbst der Riesenofen ist zu schwach für diese wachsende Stärke der

Toten. Massengräber auf! Hinein mit den Dingen! Chlorkalk drüber! Zuschaukeln! Aus! Ein Mensch ordnet an, ein Mensch begräbt, ein Mensch wird begraben! Wieso ein Mensch? Verscharren nicht Tiere ihre Artgenossen humaner? Freilich ist es wahr, daß nicht einmal die in Deutschland lebenden Tiere, die es doch bestimmt besser haben, wie Moderkäfer, Moschusbock oder Totengräber, noch länger deutsch sein wollen, wenn sie die uniformierten Aaserzeuger ansehen, die alle Winkel ihrer Welt mit den faulenden Folgen ihrer Gefühle und den vernichtenden Konsequenzen ihres Denkens verpesteten. Sie mögen sich beruhigen: das alles ist nur Beginn. Ziereis und Bachmeier haben größere Pläne. Herrlich soll das Leben fallen, damit auch der Tod, der ewig lechzende, einmal satt werde!

Aus Sachsenhausen trifft ein neuer Zug von Opfern ein. Dreihundert Mann. Hinters Waschhaus mit ihnen! Kleider ablegen! Geradeaus sehn! Stramm stehen! So! Und nun harret aus, bis ihr verreckt! Nacht. Frost und Schnee. Regen und Eis. Sturm von allen Seiten. Schrei aus dreihundert Mündern. Klagen. Ausbruchversuche. Gewehrgeknatter. Revolverschüsse. Weinen. Stille und Stummheit. Aus! Am Morgen ist es vorbei. Die Wagen vor! Ab mit ihnen. Was ist denn schon das Leben? Eine kriechende Schmach im Wege des Herrenmenschen! Man tritt sie aus, wischt den Fuß am Begleithunde ab und trollt sich weiter. Ach was, austreten! Viel zu umständlich! Das blaue Auto macht das billiger und sicherer auf seiner Fahrt nach Enns, Asten oder Linz.

Der schöne verschlossene Wagen! Kein Fenster, durch das ein neugieriges Laienauge die Innendinge ausforschen könnte! Keine Ritze, durch die das — hm — na ja, das hö — das Gas entweichen dürfte! Komm, Freundchen! Und du, mein Sohn! Ja, auch dir wird es gut tun! Einsteigen, alles einsteigen! Eine kurze frohe, eine schaukelnde Fahrt mit traumhaften Begleiterscheinungen! Traumhaft, ja! Kein Hunger wird mehr quälen, keine Wunde schmerzen. Die Augen gehen langsam über, die Seele steigt empor, und dann will schon der himmlische Gesang einsetzen. Abfahrt!

Und dann der prächtig gekachelte Duscheraum! Wohlig rinnt die Wärme durch die müden Glieder deines ausgemergelten Körpers. Geh, stell dich unter die Strahldüse! So! Gleich wird es auf dich niederbrausen. Schon bewegt sich der Hebel,

eine kleine Drehung, noch einmal! Ruhig! Immer ruhig! Ach was, Geruch! Gleich wird es dich wonnevoll durchschauern. Ja, leg dich hin, denn auch die Bodenfliesen sind warm. Schön! Die Augen willst du schließen, schlafen im hellen Licht des Tages? Schlummere ein und ruhe dich aus! Alles ist still. Den Hebel zurück! Die Luken auf! Träger vor! Und dann die Nächsten, bitte!

So gehen Hunderte an einem halben Tage den letzten Weg. Und einmal wird diese unheimliche Gewalt des Todes auch uns packen. Wann?

Ich habe wieder an den Tod gedacht. Es ist keine Furcht mehr in mir gewesen, denn ich bin schon längst über die Grobheit der Gefühle hinaus, keine Angst hat mich erfassen können, weil ich die Vernichtung und Auflösung erkannt habe als einen Uebergang. Es ist nur Trauer, die mich beherrscht und die aus dem Gedanken an die Lieben steigt, aber auch jene andere, die bedauert, nicht mehr dabei sein zu dürfen, wenn die Freiheit triumphieren wird. Der Tod selber aber ist mein Freund geworden, da er die Abwesenheit ist, die sich beschieden und also auf eine Heimkehr endgültig verzichtet hat. Der Verzicht findet nur dann und wann noch eine Gelegenheitshemmung im Willen, aber bald, ich fühle es, wird auch das in der letzten Einordnung in den höheren Willen überwunden sein.

Zu eigenem Schutz finden wir uns täglich trutzig zusammen: Paul Mersch aus Diekirch, wertvoll wegen seiner Verbindungen zur Schreibstube, Koni Wolff aus Diekirch, der uns die Geheimnisse der politischen Abteilung verraten kann, Felix Everard aus Niederkorn, der als Magazinverwalter sein Leben riskiert, um uns mit organisierten Zucker-, Gries- und andern Spenden am Leben zu erhalten, Ferdy Rausch aus Differdingen, der zwischen Lager und Krankenrevier den glücklichen beglückenden Boten macht, Metty Sachs, Charel Heintz und Josy Zinnen aus Luxemburg. Wir tauschen die Nachrichten aus, schüren gegenseitig an den günstigen Meldungen unsern Lebenswillen, stärken durch Heimatlieder und luxemburgische Spässe — es singt der Nationalsänger Josy Zinnen, begleitet von Paul Mersch, dem bekanntesten Imitator und großen Schauspieler — unsere frohe Hoffnung, trösten uns

über die mutmaßlichen Verwüstungen der Rundstedtoffensive im luxemburgischen Raum und den Verlust bester Kameraden, wie J. P. Limpach aus Niederkerschen, hinweg und harren, innerlich bebend, des letzten Ansturmes der Alliierten auf die erschütterten Endbastionen der deutschen Armee in Bayern und Oesterreich. Soll der Tod nun doch noch rascher sein als die Rettung?

Der Glaube selbst der fanatischsten SS-Männer an die große, die wunderbare, die unbesiegbare Geheimwaffe beginnt zu wanken. Die Front, die unhaltbar wird, schreit nach Menschen. Alte Dadas ersetzen bei uns die abziehenden jungen Wächter. Die Disziplin läßt nach. Die Sabotage nimmt himmelschreiende Ausmaße an. Ich lasse den Ausschuß glatt durch die Kontrolle laufen, werde erwischt, gemäßregelt und zu den letzten Handarbeitern abgeschoben. Tut nichts, die Russen stehen vor Sankt Pölten, die Amerikaner vor München. Tag für Tag ist Großalarm. Die Luft ist ein einziges Dröhnen unter den Propellern englisch-amerikanischer Flieger. Wir schreien zum Himmel empor: Erhöre unser Flehen! Mach uns frei! Gib auch den Heeren Flügel, daß sie rascher die Berge bezwingen! Bewahre uns vor den Racheakten einer verzweifelten Lagerleitung!

Mit einem Male kommt der Glaube aus dem feierlichen Rhythmus seines pontifikalen Schreitens, er hastet, nein, er rennt, die Würde der Festlichkeit fällt von ihm ab, er stürzt vor und überstürzt die Grenzen seiner Bezirke, er rast und versucht in seiner Raserei, die gesunden Ebenmaße seiner vorigen Haltung zu vernichten, er fiebert und fällt hinaus ins Delirium des Ueberglaubens, ab in den Wahn, den süßen Wahn des Aberglaubens. Geschichte wird ihm zur geheimen Berechnung, angestellt unter der verborgenen Mitwirkung einer leitenden Gewalt. Er möchte den unbegreiflichen Gesetzen des Hohen Herrn mit allen Finessen der Probabilität hinter die Schliche kommen. Aber jede Berechnung verliert sich plötzlich in einer Rechnung, die mit Ziffern und Zahlen des Zufalls, geliefert von der Umwelt, durch alle Stufen der Subtraktion, der Multiplikation, der Division und der Addition fegt, um die raffiniertesten Angaben einer gewissen Intuition, die nichts anderes als die uneingestandene Angst des Verfolgten sein kann, durch sinnlose Operationen am Endresultat einer bösen Sieben oder einer schlimmen Dreizehn vorbeizuleiten.

Schon will es gelingen, da merkt das Entsetzen auf und erkennt die Riesenschar der unglücksschwangeren Komposita und die verderbenverkündenden Möglichkeiten der Quersummen. Es geht nicht. Alle Totale wollen mein Leid, alle Reste meinen Untergang. Drei wäre die rettende Zahl, aber auch sie ist immer noch das halbierte Unheil des Unterschiedes zwischen Dreizehn und Sieben. Nein, es geht wirklich nicht. Ich bin verloren und stürze mich schon jetzt in die heißen Wogen der Verzweiflung. Sie brennt mich wach, ich rette mich zurück ans Ufer der erzwungenen Gelassenheit und setze die Gegebenheiten neu. Fest steht der Scheidestrich zwischen Ruhe und Unruhe. Wer gibt mir nun die Bekannten an? Ach, die Bekannten stehen schon, die Unbekannten stellen sich ein, ich führe die dunklen Gewalten auf den einfachsten Nenner zurück, ich erschüttere den algebraischen Bau, aber der Erschütterte bin ich. Denn sieh: oben und unten, schlicht und unfaßbar, gelassen, doch erschlagend, steht die gleiche hohe herrliche Einheit. Sie steht und bleibt.

Und wenn ich im Wagnis des Vermessenen das Oben durch das Unten teilen möchte, dann lähmt es mich, den Stolz, den Trotz und auch die Ueberheblichkeit, im größeren Wunder der ausgehobenen Einheit, die mit einem Male auch die ewige Unteilbarkeit geworden ist. Bin ich noch immer nicht in die tiefste Demut abgesunken? Nein, ich möchte noch die eigene Größe hinzugeben, um das jähe Wunder natürlich zu entwundern. Es reißt mich hin und wirft mich in sich selber ein, Verwunderung bin ich schon, und die Einheit ist Einheit geblieben. Und da erst komme ich wieder zu mir und erkenne mich wieder als die Null der Unzulänglichkeit, falle ins Knie und falte die Hände:

Vater, verzeih!

Die Lagerleitung realisiert ihre infernalischen Pläne. Alle Deutschen werden ausgesondert und als Freiwillige zu den SS-Truppen gezwungen. Sie gehorchen ohne Widerstreben, und in der kindlichen Behaglichkeit, mit der sie die Waffen tragen und Soldaten spielen, erkennen wir auch in den bisherigen Kameraden das wahre stiefelschwingende Deutschland wieder. Kuhnke, der bisher Isolierte, dessen Wunden an der von der Sachsenhausener Lagerleitung zum gefühlvollen Ab-

schied eigens behandelten Sitzfläche ausgeheilt, wenn auch nicht vergessen sind, meldet sich mit seinem Bruder im Geiste, Zimmermann, erfreut und beglückt zum Kommiss. Etliche Tage paradiert er vor uns in der Uniform eines SA-Mannes. Dann entzieht er sich, kurz vor Toresschluß, unserm Rächerarm.

Schon bewältigen die Gaskammern nicht mehr ihre Aufgabe. Unheimlich wächst der Bestand des Lagers an. Außenkommandos, von den Russen verjagt, rücken ein: halbiert, dezimiert, da die Schwachen und Müden, wie unser unvergeßlicher Freund Emil Lefort, den Kugeln der Begleitmannschaften zum Opfer gefallen sind. Frauen füllen das Lager Zwo auf, — es kann nichts Furchtbareres geben als die nackten, verhungerten, ausgemergelten und verwehrlosten Frauen, die von den verworfensten Geschöpfen, den früheren Puffdamen in SS-Montur, betreut werden. Bedrohte Kazetts zwischen Sachsenhausen und Flossenbürg schicken ihre Ueberreste nach der letzte Redoute ab: nach Mauthausen.

Dreißigtausend! Vierzigtausend! Fünfzigtausend! Fünf Mann in ein Bett! Vierzehn Mann ein Brot! Hunger, Pest und Tod und Teufel! Eine radikale Lösung dieses gefährlichen Problems! In die Luft sprengen, dieses ganze verfluchte Inferno!

Ziereis lacht: wahrhaftig, ein großes Ende!

Nein, so wollen wir nicht untergehen. Ich horche die Kameraden ab, spreche in Andeutungen zu Bekannten, offen zu den Freunden Arthur Schmit, Helmut Wels und andern Sachsenhausenern. Wir treffen uns in derselben Ueberzeugung und im gleichen Entschluß: Abwehr, Organisation, Bewaffnung, allgemeiner Aufstand, wenn es sein muß. Den Plan führen wir aus. Es bildet sich im Geheimen eine Armee, an deren Spitze der frühere Reichstagsabgeordnete Dahmen steht. Wir liefern die besten Verbindungsleute und entschlossensten Gruppenführer. Ich stelle meine eigene nationale Mannschaft zusammen mit Paul Mersch, Koni Wolff, Metty Sachs, Josy Zinnen und Felix Everard. Alle erklären ohne Zaudern ihre sofortige Bereitschaft, obschon die von uns übernommene Aufgabe zu den gefährlichsten gehört. Im entscheidenden Augenblick haben wir, im Verein mit andern Gruppen, das Haupttor zu berennen, an den Feuerwehrschräuchen, die, mit berechnender Absicht, jeden Abend an den Türmen zum Trocknen ausgehangen werden, die Plattform zu ersteigen, die Posten auf der Wehr

zu erledigen und die Maschinengewehre zu besetzen, dann die Blockführerstube im Sturm zu nehmen und auch die Außenposten unschädlich zu machen. In der Stunde der Gefahr stehen den Gruppenleitern Pistolen und Revolver zur Verfügung, alle andern Waffen sollen durch rasche Besetzung des Arsenalts beschafft werden.

Unsere Geheimverbindungen reichen über das Lager hinaus und bis in die Stube des Kommandanten hinein. Seine Entscheidungen sind uns, kaum getroffen, auch schon verraten. Vergasungen in größerem Ausmaße sind angesagt. Die Stichnacht ist uns bekannt. Wir stehen bereit und warten. Vergebens, da der Befehl im letzten Augenblick wieder rückgängig gemacht worden ist. Aus welchen Gründen? Dann sollen die jungen Linzer Resistenzler, siebenundvierzig Mann, mit einem Schläge fallen. Wir geben Alarm. Unsere Gruppen halten sich bereit. Den Bedrohten sind alle Instruktionen zuteil geworden. Waffen sind in ihrer Hand. Ein Schuß gibt das Signal. Und dann — — !

Es kommt nicht soweit. Gegen Mitternacht werden die Linzer wohl aus den Betten geholt und zur Schreibstube abgeführt, aber die Hälfte von ihnen hat sich versteckt und fehlt beim Aufruf. So werden auch die andern zurückgeschickt, und der entscheidende Schuß kann nicht fallen. Die Linzer jubeln und glauben sich gerettet. Aber die Finte der Verborgenen wird der Gesamtheit zum Verderben. Am nächsten Morgen, kurz vor dem Ausrücken aller Arbeitskommandos, werden sie zusammengesucht und im Lager zurückgehalten. Auf sich allein gestellt, sind sie wehrlos, obschon es noch einem Geistesgegenwärtigen gelingt, sich durch ein grobes Täuschungsmanöver, auf das der Torhüter glatt hereinfällt, aus der Schlinge zu retten. Wehrlos verschwinden die sechsundvierzig Linzer Helden auf die gleiche Weise, wie mehrere Wochen vorher unser Landsmann Edmond Marx verschwunden ist: in der Gaskammer.

Und die Reihe ist an uns, den Sachsenhausenern.

Denn außen wie innen sind die Würfel gefallen. Wien ist genommen, Sankt Pölten bedroht. In Bayern stoßen die Amerikaner in Riesensprüngen vor. Das Verderben lauert im Donautal. Bald muß auch Mauthausen sich ergeben oder zugrunde gehen. Mit uns? Ziweis schäumt, aber er trifft seine Vorbe-

reitungen zur Flucht. Ein kleiner Wagen, der nach allen Seiten sichtbar das Rote-Kreuz-Zeichen trägt, harrt der eiligen Abfahrt. Zuvor aber soll noch die große Liquidation vorgenommen werden. Hier ist das Lager unterminiert. In Gusen sind die Stollwerke, mit Ausnahme eines Einganges, vermauert. Ein falscher Alarm! Alles in die Stollen! Maschinengewehre vor den Eingang. Verrammeln! Zumauern! Und hier auf dem Mordberge das Feuer an die Luntent!

Verdammt, es geht doch nicht! Seit einigen Tagen schnüffeln die Herren vom Internationalen Roten Kreuze, Schweden und Schweizer, soviel in der Nähe des Lagers herum. Norwegerinnen und Norweger, Französischen und Franzosen haben sie bereits aus den Lagern evakuiert. Der gesamte westliche Troß soll folgen. Man kann nicht wissen, was sich daraus ergeben wird.

Plötzlich weiß man: über Nacht ist die SS von Mauthausen, auf Befehl der Reichsregierung, aller Aemter enthoben und durch Polizei ersetzt worden. Jäh schlagen vor uns die Höllentore zu, und in und über uns öffnen sich die Paradiesestüren der Hoffnung. Sinken wir nieder, denn hart an unserer Stirne ging der Tod vorbei; danken wir allen Himmeln, die uns erhört, und allen Engeln, die irgendwo für uns gebetet haben! In nomine Patris!

Ich höre wieder Stimme, wo das Schweigen war. Das Andere ruft von drüben, ich bin die Wand im Wege Seiner Stimme. Der Ruf bricht sich an mir, er geht mich an, geht in mich ein, bringt mich ins Schwingen, schwingt sich fort und kehrt als Schwingung, heilige Mischung der Ursache von drüben und der Wirkung von hier, Einheit, wirkende, progressierende, wachsende Einheit, das Eine Teil des Andern, eingefangen von Ihm, klingend durch Es allein, Echo wohl nur, Rückkehr eines Rufes, Rückruf des Seienden, das sich erprobt an mir, der Wand, die steht, schwingt, antwortet und besteht.

Wirbel ist die Welt. Maienhaft unsere Stimmung, indes rund um die Koppen unseres Lagers die Alliierten das Verderben säen. Die SS verschwindet. Die Zivilmeister ergreifen das Hasenpanier, unsere Maschinen ruhen, das Lied der Arbeit ist verklungen, und wir pfeifen jeder Arbeit eins, legen uns in die Sonne und erwarten die Stunde, die uns die Freiheit amtlich bestätigen wird.

Diese Stunde kommt am fünften Mai, kurz nach Mittag. Unten im Hang fahren zwei amerikanische Tanks vor. Wir stehen, starren, fallen aus der Erstarrung und ersteigen im Nu das breite Dach des Bunkers. Ungeahnte Kräfte werden plötzlich in den Schwächsten tätig. Alles steigt, alles ringt sich empor, alles möchte ein Dach gewinnen. Arme fliegen in die Höhe, Stimmen überschreien sich, man jauchzt, man lacht, man singt, man jubelt, alle Dächer werden zu Tanzflächen der unbändigsten Lust, vorne am Tor flattern mit einem Male die Fahnen aller Nationen, ein breites Spruchband spannt sich von Turm zu Turm und heißt in spanischer Sprache die Befreier willkommen, wir toben, unsere Ausgelassenheit wird Tosen, da, ein Tank führt die sich ergebenden Polizisten und Schutzwachen ab; der andere fährt am Tore vor: Good afternoon, Captain, thanks to you, thanks to the Allies and thanks to God!

Nun sind wir frei. Die Humanität hat gesiegt. Wir dürfen wieder Mensch, endlich wieder Mensch sein.

Resurrectio

Wir sind von der Tyrannei befreit, aber wir bleiben die Gefangenen ihrer Folgen. Die Ungewißheit vor dem Tode ist ersetzt worden durch die Ungewißheit vor dem Leben. Die Erlösung birgt mit einem Male die Gefahr einer ungestümen Auflösung. Hat der Befreier die Geschicke des Lagers in unsere Hände gelegt, so wollen wir selber die ferventen Diener der Ordnung bleiben. Doch schon schäumt die slawische Wildheit über. Hundert, tausend Russen erstürmen die Effektenkammer. Ihre Suche nach Zivilkleidern wird, über der Sucht zum Schönsten, zur Orgie der Zerstörung. Ein besessener Tanz der Entwertung folgt. Lust des Zertrampelns wächst sich zur Ekstase am Greuel aus. Es gibt kein Eigentum mehr. Besitz will Vernichtung. Wir haben! Die Andern mögen zusehen!

So verschwindet, was vor der Gier der SS noch hatte gerettet werden können, und auch meine Manuskripte sind verloren. Den Ausbruch der primären Leidenschaft dämmen wir ein. Der gute Wille zur Ordnung wird bewaffnet und äußert sich martialisch. Das Ueberbordende fließt bald wieder im vorgezeichneten Bett des Erlaubten. Und aus Gejagten werden Jäger.

Wir besetzen die früheren SS-Verwaltungsräume, die samt und sonders die unleugbaren Spuren einer überhasteten Abreise tragen, stellen Posten aus, strecken die Fühler bis in die nächsten Wälder vor und stöbern das feldgraue Wild unserer früheren Peiniger auf. Von allen Seiten bringen Gruppen unseres Wach- und Erkundungsdienstes müde, abgehetzte SS-Männer heran und liefern sie in der Zentrale ihrer einstigen Sonderjustiz, im Lagerbunker ab. Die Disziplin ist vollkommen, denn unbehelligt, wenn auch von Pfiffen und Zurufen umbrandet, gelangen die Gefangenen in ihre Zellen. Sieg der Einsicht und Menschlichkeit, die sich, in fünf Jahren der ungeheuerlichsten Prüfung, in der Unmenschlichkeit des Gegners erkannt, geklärt und verwirklicht hat? Nein? es ist die abwartende und abwägende Haltung der Ueberraschten und freudvoll Durchschreckten, die den Uebergefühlen des Augenblicks noch nicht den tragenden Grund zur Explosion der Empfin-

dungen hat bauen können. Der Ausbruch wird bestimmt nicht hinzuhalten sein.

Plötzlich, am dritten Tage, im Angesicht der Amerikaner, die nun selber die Leitung aller Lagerbelange übernommen haben, ist er da. Wie eine Urgewalt bricht er ein in die scheinbare Friedlichkeit der Gemeinschaft, die sich doch bereits in Gruppen aufgelöst und nach Nationen geschieden hat. Tai-funartig rast die Leidenschaft in die Erwartung der Zeit. Verderben will sie und Verderben sät sie. Die Henker von gestern sind ihr nicht mehr erreichbar, aber die Henkershelfer leben in ihrer Mitte. Sie schreit nach Blut. Sie lechzt nach Vergeltung. Sie dürstet nach Rache. Und sie stillt sich selber. Ihr Rausch überfällt die Blockältesten, die Blockschreiber, die Kapos, die Vorarbeiter, die Hartherzigen der Vergangenheit und alles, was sie einmal gepeinigt hat. Fiat justitia! Eine Lynchjustiz! Polen, Russen und Spanier sind Richter und Hinrichter zugleich. Aus allen Ecken jagen sie das Gehäßte, in allen Winkeln finden sie die schlotternde Angst der Verborgenen, die früher als Tenore des Heldischen die Bühne der Bestialität beherrscht haben. Hin auf den Freiplatz! Nieder mit ihnen! Fünfe haben wir, dreizehn kommen noch, vierzig müssen es sein! Drauf, ihr Kameraden! Mit den Füßen dem Geschmeiß ins Angesicht! Auge um Auge! Blut für Blut! Es lebe die Freiheit!

Der Ekel vor der entnervenden Gemeinschaft wird zum Gemeinschaftsekel der Besonnenen. Das Uebel aller Dinge, der geistigen wie der politischen und wirtschaftlichen, gelangt wieder zur Herrschaft: die tötende Mediokrität, die aus sämtlichen Schulen des Leides und der Qualen taub und unfruchtbar nach Hause geht.

Ich flüchte aus den Regionen ihrer neuen Aktivität und verlasse als Magazinarbeiter das Lager, um unten im Tale, in der Nähe der Donau, wieder Weite und Ungebundenheit um mich zu fühlen. Da ist wieder der Atem des Lebens. Ich trinke ihn ein und erbebe in seiner Fülle. Noch ist die Furcht da, der Hauch des Todes, der jahrelang in mich eingeflossen ist, könnte sich plötzlich mit dem trunkenmachenden Fluidum der Freiheit vermischen. Aber sie fällt, sie zieht sich zurück und läßt das andere ungehindert sich auswirken. Eine Decke über mir öffnet sich. Der Raum, der herrliche Raum, der als endlicher Bogen das Unendliche trägt, ist mein. Ich darf ihn

suchen, wo ich will. Ich kann wieder die Ferne aus der Nähe betragen, wenn die Lust mich ankommt, und kein Gewehr droht hinter meinem Rücken her. Ich darf sagen, was ich denke, ich darf ausschreien, was mich erfüllt und überfüllt, ich darf singen, wenn das Herz mir in die Seele überläuft. Alles ist da, und Gott ist mit mir gewesen, da Er mich in die Herrlichkeit der Wiedergeburt geführt hat, und ich will mit Ihm sein als Auferstandener, der das Wunder Seiner Glorie wie keiner hinter dem Nachthimmel der Schmerzen erkannt hat.

Drei, vier Tage verbringe ich mit Felix Evrard und Johann Brausch in der Lebensmittelzentrale, horche die Amerikaner nach der Heimat aus, von der sie begeistert und mich selber begeistert reden, betreibe mit allen Mitteln die Heimkehr der luxemburgischen Kolonie und fahre hinüber nach Asten, wo ich, außer dem Schwager, der Schwägerin, den beiden Nichten, dreißig andere Menschen der Heimat, Umgesiedelte und Gefangene aus einigen Nebenlagern, in verhaltenem Glück und froher Erwartung finde. Die gelasse Systematik der Befreier, die auf Sicherheit bedacht ist, entspricht nicht dem Fieber unserer Heimatsehnsucht. Wir möchten, auf den Flügeln der Wünsche, nach Hause. Wir vermögen es nur auf den Tragflächen der „Fliegenden Festungen“. Und die, ach, können nicht landen auf den Feldern unserer Ungeduld. Liegen und warten! Sehnen und warten! Hoffen und warten! Wie lange noch?

Die Franzosen haben sich bereit erklärt, unsere Belange als die eigenen zu verteidigen. Ihre defensive Einstellung stachelt die offensive Wucht unserer Wünsche auf. Gehen wir selber vor! Mit Polizeikommissar Reis fahre ich nach Enns ins Hauptquartier der Franzosen, mit Schwager Adolf nach Sankt Florian zum amerikanischen Kommandanten, mit Freund Edy Hemmer nach Linz zum Chef der Militärverwaltung und zum französischen Bevollmächtigten für die Heimbeförderung. Die Dinge kommen in Fluß, meine Listen mit den Namen der Mauthausener und Astener werden gleich mit dem Stempel der Bevorzugung versehen, und in den ersten Tagen muß das Wunder geschehen.

Es klappt. Die Freunde aus Mauthausen fahren ab, die Astener folgen, so weit sie es nicht vorziehen, ihr umfangreiches Gepäck bis zur günstigen Gelegenheit an Ort und

Stelle zu bewachen. In Enns machen wir unerwarteter Weise Station, bis ein Machtwort des von uns angerufenen Chefs der französischen Mission die Stockung beseitigt. Da dehnt sich vor unsern leuchtenden Blicken das Flugfeld Hörsching. Es ist erreicht.

Es ist noch nicht erreicht. In Hörsching brennt die Sonne, aber über dem Aermelkanal herrscht ein Sturm, der unsere schönsten Träume zerstört. Vier, fünf, sechs Tage verträumen, verschlafen, verspielen und verwünschen wir in einer Behelfswohnung, die wir für unsere Dreißigergruppe beschlagnahmt haben. Ich lasse dem Leiter des Heimbeförderungsdienstes keine Ruhe, er läßt sich nicht aus der Ruhe bringen, aber wir finden uns dennoch bald als Freunde im gleichen Entschluß: Das erste Flugzeug, das eintreffen wird, soll uns gehören!

Am 25. Mai, zwanzig Tage nach der Befreiung, werden wir auch erlöst. Um sieben Uhr morgens landen die ersten Flugzeuge. Um acht Uhr sind wir im mächtigen Viermotorer Joan B 339 175 L geborgen. Die Motoren donnern, der langgestreckte Leib wirft sich hinten hoch, rast in den Riesenrachen des Raumes hinein, hebt sich oder wird gehoben, hebt mich, hebt alles, was Dank und Glück, Jubel und Jauchzen ist, über die Erstarrung des Unten, schon Verlorenen und also der Vergangenheit empor und gleitet rucklos und gebändig in die Unfaßlichkeit des Kommenden hinüber.

Die Hülle des Leids ist als Irdischkeit von mir abgefallen und zurückgeblieben, und ein lauterer lebendiger Kern rast wie eine Welt als Wille zur Tat für sich in die Himmelsphären des Neuen ein. Abgefallen und vergessen? Nein, es geht mit, denn in mich ist es eingegangen, ins Innere gestiegen und Erinnerung geworden. Ich hole es da ein, ich hole es wieder, es wiederholt sich in mir und in meinem Geiste und wird sich wiederholen, bis es selber Geist geworden ist und so die notwendigste Etappe meines Lebens vollendet hat. Ich sehe schon nicht mehr die Katastrophe, sondern bin bereits unterwegs in ihren verborgenen Sinn. Ich will ihn erfliegen für mich und meine Freunde. Das Leid von früher ist zur Quelle geworden, dessen ferne Sprudelklänge mich immer noch erreichen. Sieh, es ist ein Quell der Erkenntnis. Bin ich etwa darüber gehalten worden und habe ich mich selber darin gesehen und durch-

schauf? Darf ich mich weiter betrachten und erkennen als Ausdruck meiner Zeit und also als Glied in der großen Kette der Geschichte? Ja, ich sehe die Geschichte und sehe sie als geschwungene Linie, die Er in die Endlichkeit eingezeichnet wie zum Spiel, aber zum Spiel der Liebe mehr als aus Liebe zum Spiel. An jeder Kurve, die eine Katastrophe darstellt, drückt sich mir die Frage zur Beantwortung ein: Warum? Denn die Kurve ist nicht der Ausfluß einer Laune, da Er ohne Laune ist, sondern der Liebe, weil er die Liebe ist und in allem, was Er tut, den ewigen Sinn verbirgt. Und immer falle ich, an der wehen Mauer der letzten Erkenntnis, auf die Schuld und könnte immer wieder an dieser Entdeckung verzweifeln, wenn mir hinter der Wucht des Gerichtes und der Verdammung nicht auch die unendliche Güte aufstrahlte, die noch das Furchtbarste fruchtbar macht in der verstandenen und positiv beantworteten Warnung. Erst in Ihm und in der Bezogenheit auf Seinen Sohn, durch die Offenbarung, erhält die Geschichte im Wunder des Zusammenhangs ihren herrlichsten Sinn. So schreckt mich nicht mehr, wie die exakten Wissenschaftler ohne seelische Glut, die scheinbar polare Gegensätzlichkeit von Wissen und Glauben, denn strahlend darf ich die Dinge versöhnt sehen im wahrhaft erkannten Sinn der Historie.

So muß ich denn auch in jener Spanne Zeit, die der Nationalsozialismus mit seinem Fluch und seinem Verbrechen gefüllt hat — vielleicht noch füllen wird nach der Zertrümmerung seiner aktiven Expression in der Politik seiner Nation! —, mehr als ein Akzidens der Geschichte sehen, da sie mir aufgegangen ist als das große Inzidens, das seinen ewigen Sinn und eine Propulsionskraft in der Zeit gefunden hat, die erst im Kommen zur vollen Auswirkung gelangen werden. Deutschland ist, ich weiß es nun, die tragischste Nation, seitdem Luther die innerste Einheit zerschlagen und so die unruhigste Sehnsucht nach der verlorenen geboren hat. Es will den Staat groß und mächtig und schenkt sich in der Ungerechtigkeit die zertrümmernde Macht. Es sucht die Ordnung und möchte sie doch nicht in der gewollten Ganzheit entdecken. Seine Philosophen stellen großartige Untersuchungen über das Ordnungsbedürfnis des Seienden an, aber seine Praktiker nehmen in ihren Realisationen nicht die ungeheure, nein, ungeheuerlichste Verlagerung des Schwergewichtes wahr, da sie nur die Aeüßerlichkeiten des Lebens befriedigen, Städte ordnen, Heime

ordnen, Wirtschaft ordnen, Gesetze ordnen, aber die innerste Ordnung, jene des Glaubens und des Geistes, vollständig über den Haufen werfen. Es bejaht Gott, indem es ihn verflucht, es macht sich zu Seinem Diener, da es Seine Diener verfolgt. Es erfüllt den Willen des Teufels, ja, aber des Teufels Wille, der sich an uns erfüllt hat, ist wohl hart und unbillig gewesen, aber nein, ich sehe es jetzt, nicht ungerecht, weil Er, die Allgerechtigkeit, diese Härte zugelassen hat, da unsere Schuld sie rief und weckte. Die Erkenntnis ist furchtbar in ihrer Schwere und grausam in ihren Folgen, aber wir sind wirklich nicht schuldlos durch die Feuer gegangen, sondern wir haben, durch Nichttun und Untun, das Elend und die Tränen verdient, die uns noch einmal erheben und emporwerfen können, wenn wir ihre Ursachen hinnehmen wie sie selber als die glühende ergebene Expiation unserer eigenen Schuld.

Da hocken sie neben mir, die Freunde und Kameraden, die gelitten und gebangt, geweint und gerungen haben. Sie fliegen mit mir, aber steigen sie auch mit mir ins Höchste empor? Kommen sie mit mir durch die Leiden zu jener Stauung und Kräfteballung im Geiste, die ihren tiefsten Sinn in der Ableitung des überwundenen Leids in die überwindende Leidenschaft findet? Wächst diese dann zur Leidenschaft des Denkens hinauf, also daß sie das Denken fühlen als die Hereinholung des Andern in das Bewußtsein, wo der Gedanke als Greifbargewordensein des Andernerspürt, als Antwort auf den Ruf des Außer- und-über-uns-Seienden gehört und als ewige Gegenwärtigkeit Gottes erkannt wird? Gelangen sie so notwendigerweise zum Glauben an die Existenz des Geistigen wie des Geistes in seiner unendlichen Strahlung? Wohl kaum. Denn die Masse ist aus dem Leid und mit den Leiden in den Abgrund des Hasses gestürzt und nicht mehr ins Licht zurückgekehrt. Auch ich bin manchmal unten gewesen, auch ich habe gehaßt und mehr getan, als an einem Sentiment, das schon Resentiment geworden war, mein Genüge zu finden, ich habe den Deutschen verflucht und die Liebe in seinem Geiste, der doch herrlich in Goethe und Hoecker brennt, aus mir reißen und mit der geehrten und verehrten Sprache zertrümmern wollen, aber ich bin immer wieder, blutend und zerrissen, ringend und gesegnet, nach oben zurückgekrochen und habe dann vor mir und meinem Gewissen die Frage nach der deut-



**Ein Sterbender,
Verhungernder aus dem Vernichtungslager
Mauthausen**

schen Schuld gestellt. Ich habe sie niemals leugnen können und leugne sie heute weniger denn je. Aber sie ist nicht die ausschließliche Schuld einer verdamnten Generation allein, sondern zuzuschreiben jenem irregeleiteten ewigen deutschen Heimweh, das eine niegestillte Sehnsucht nach der großen Einheit in der ewigen Ganzheit ist. Die Einseitigkeit des deutschen Menschen und des deutschen Geistes, dieses schreiende Gegenteil der Katholizität, hat in der grenzenlosen Ichsucht

wie im maßlosen Ichgefühl, die zur verblendeten Ueberheblichkeit in Trotz und Vermessenheit führen, die schrecklichste Katastrophe zum Ausbruch gebracht. Die Nationalsozialisten sind nicht Initiatoren, sondern als willige, allzuwillige Werkzeuge die Triebkräfte des grausigen Finale in einem Plane gewesen, der über ihren winzigen Plänen die Welt nach eigenen und höheren Gesetzen leitet.

Ich weiß, daß mir Viele vorwerfen, nachdem ich es mir selber so oft schon vorgeworfen habe, von der christlichen Liebe nicht immer den vollen Gluthauch in meinen Stellungnahmen verspüren zu lassen. Aber es gibt eine Liebe zur Wahrheit, zur christlichen, mit allen Mitteln des Hasses und der Niedertracht bekämpften Wahrheit, die sich bis zum Haß gegen die Lüge in allen Masken des sogenannten geistigen oder schöngeistigen Lebens steigern kann. Und diese Liebe ist in mir, sie brennt mich und durchbrennt mich und brennt aus mir in meine Worte, es ist die Liebe, an der ich verbrennen könnte, leidend, doch auch jubelnd verbrennen, ich zuerst, ehe sie die Gegner verbrennt, die doch niemals in der Seele und im Geiste versehrt werden wie ich, sondern nur in ihrer Ehre, die, ach, eine euphemisierte Eitelkeit ist, oder in ihrem schöpferischen Ernst, der nur eine Phrase sein kann und gewiß einen leeren Hochmut deckt.

Ich habe die Dumpfheit der weltlichen Atmosphäre verlassen, ich steige noch immer — auf welchen Flügeln? jenen des Denkens oder jenen der Maschine? — ins Höhere hinaus, die Dinge der Vergangenheit werden klar bis zur Durchsichtigkeit, ich schaue in sie und durch sie und weiß mit einem Male, daß alles, was sich da, als Krieg und Kampf der Demokratie gegen die Diktatur oder schlichtweg als Politik oder dithyrambisch als Apokalypse vorgestellt, in fürchterlichen Schreckensbildern erfüllt hat, nur die realen Spiegelbilder des Wesentlichen gewesen sind. Erschüttert stehe ich vor dem nie-erwarteten Ergebnis meiner tätigen Erinnerung. Gott steht und lächelt. Die Unsinnigkeit der Geschöpfe macht Er zum tieferen Sinn des Erschaffenen. Den Widersinn des menschlichen Tuns löst Er spielend in Seinem Willen: Denn da ist doch das Gottlose aufgestanden, um das Göttliche in der Ordnung und in der Gerechtigkeit in gottlosester Art, also mit Bomben und

Kanonen, zu verteidigen! Er hat für uns gesiegt. Sind wir groß genug, auch diesen Sieg zu feiern und ihn auszubauen zur erlösenden Pax in Seinem Gesetze?

Hoch schweben wir über den weißen Wolken, die wie Schneewellen in die Riesenebene des Raumes geweht sind. Nur spärliche Durchblicke lassen uns die Winzigkeit der Welt erkennen. Flüsse, Wälder, Höfe und Hänge schieben sich lokkend in unser Sichtfeld. Nichts vermag uns zu halten. Seligkeit atmen wir ein und stumme Freude aus. Unsere Sehnsucht rast den Motoren voraus. Ueber der Nordspitze Luxemburgs klammert sie sich fest an den Oeslinger Höhen. Dann ist die Maschine ihr voraus, denn sie möchte bleiben im Raum der geliebten Erde, von der uns das Flugzeug entfernt. Weiter! Immer weiter! Charleroi! Merville! Wir sinken, wir fallen ab, da hat uns die Erde wieder. Sie beschenkt uns mit Unruhe und Ungeduld, ehe, nach sieben langen Stunden des Wartens, französische Wagen uns hinüber nach Tournai, mitten hinein in die exuberante Liebe der Belgier führen.

In der „Ecole provinciale des textiles et de bonneterie“ erwärmen wir zum ersten Male im bereichernden Mitgefühl der Betreuerinnen und Betreuer, die uns alles leicht machen, wenn die Verhältnisse es schwer machen wollen. Kein Telegraph trägt eine Frohbotschaft nach Hause, kein Fernsprecher will unserer Stimme und unserer Stimmung Echo sein. Wir reisen nach Brüssel und entdecken dort dieselbe Bereitschaft, uns als Söhne der gleichen wiedergewonnenen Heimat, die wir Freiheit nennen, zu empfangen, Hände und Herzen werden uns dargereicht, weder diese noch jene leer, in der Ecole Nr. 5 in Ixelles sind uns Marc Hennuy und Isidore Lemaitre die väterlichsten Freunde, in den Bahnhöfen wollen uns die „Centres d'accueil“ auf Rosen betten und mit Schokolade und Zigaretten zudecken, im Zuge wird uns ein Abteil reserviert, das gleich mit dem Atem der Heimat erfüllt ist, an allen Stationen fliegen uns die Grüße wie Geschenke und Geschenke als Grüße zu, da ist Sterpenich, erhebt euch alle, da ist die Grenze, entblößt die Häupter und die Herzen, das ist die gefoltete, gerettete, lebendige Heimat, singt, betet singend, jubelt, jauchzt, denn wir sind daheim!

Wir singen das Lied der Heimat, das auch das Gebet der Heimat ist. Unser Singen taumelt. Denn die Freude macht

trunken. Trunken und stumm. Wir schweigen. Wir schweigen und warten. Heimat! Menschen der Heimat! Wie werdet ihr uns empfangen? Wie werden wir euch umfassen! Da ist Kleinbettingen! Unsere Erwartung füllt die Fenster auf, sie quillt aus den Fenstern hinaus. Wo bist du, Heimat, im Auge und im Antlitz der Männer, im Lächeln und in der Liebe der Frauen, im Lachen und in der Unschuld der Kinder? Nichts! Tote Ruhe über den Häusern! Der Mittag schläft in allen Gassen. Die Stunde sinnt. Die Zeit erkennt uns nicht. Wir sind noch nicht daheim. Daheim, das ist die Liebe.

Doch! Der Bahnhofsvorsteher läßt das Herz der Heimat wirken. Seine Stube ist zu klein für alle Freude. Farben des Landes geben ihr den Glanz, Lieder des Landes die jubelnde Stimme, Sprache des Landes die bebende Seele. Was wir getan, ist Wunder, was wir erlitten, schon Glorie geworden. Die Glorie der Heimat, deren Wunder wir nicht erfüllt, aber erfüllt haben! Sie lebt und lacht, das gibt uns das lebendige Lachen zurück. Wein fließt und läßt das Weinen vergessen. Eine Libation dem geweihten Boden! Land der Schönheit, wir küssen deine heilige Erde, die uns wieder trägt!

Was der Zug dann weiterführt, ist nur bezwungener Jubel. Die Oeffentlichkeit ist nicht mit uns, so kann er nirgends laut werden und den Widerhall in allen Dörfern wecken. Auch die Hauptstadt empfängt uns nicht. Die Vertreterin des Roten Kreuzes hat nichts anderes anzubieten als einen längeren Aufenthalt und schales Bier. Dafür wird unsere Ungeduld auf Eis gelegt. Die Bourgeoisie, die es in der Vergangenheit so herrlich gehabt hat, möchte nicht im Mittagsschläfchen gestört sein. Die Verkörperung des Staates sorgt sich um das Wehe ihrer Kinder und darf über dieser passiven Haltung tatsächlich das Wohl der verlorenen Söhne vergessen. Bekannte werfen uns zum Gruße eine verletzende Verwunderung ins Gesicht, die es nicht begreifen will, daß wir tatsächlich noch am Leben sind. Der alte graue Amtsschimmel nimmt uns auf und zottelt seine enttäuschte Last gemütlich durch sämtliche Aktenstuben der auf vollen Touren laufenden Bürokratie, die eine papierverschlingende Industrie geworden ist, und dann sind wir auch bei jenen sogenannten Kollegen des Leides angekommen, die uns wohl das Glück der Heimkehr als ihr eigenes Geschenk

entgegenbringen, aber zugleich ihre Enttäuschung darüber äußern, daß wir nicht alle zurückgekommen sind in der ausgehagerten Eleganz eines Stockes, den sie doch wirklich und wahrhaftig verdient hätten.

Ich gehe vorbei und verliere mich im Blick eines Kindes, das meines ist, auch wenn es mich nicht wiedererkennt, und im feuchten Auge einer Frau, die an meinem Herzen liegt, ob schon sie drinnen gefangen ist. Leben heißt, bei ihnen sein und mit ihnen atmen. Welt ist der Einklang unserer Seelen. Gott spricht im Stammeln unseres Glücks. Sein Atem ist da. Denn Er ist die Seligkeit, die uns umgibt und eingeschlossen hält. Er ist die höchste Lust der Wiederkehr. Wiederkehr — Heimgang zu Ihm. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!

Alles Kommende ist Ruhe. Ich muß mich einlauschen in den Rhythmus der Heimat. Vieles in mir ist umzustimmen, manches auszustimmen. Die Zeit will Besinnung. Die Menschen reden eine seltsame Sprache, die ich nicht mehr ganz oder noch nicht ganz verstehe. Ich horche zu. Je mehr ich höre, umso weniger kann ich begreifen. Zu meiner wesenhaften inquietas, die schon vor der Cäsar der Entscheidung gewesen ist und auch nach ihr in der ganzen leidhaften Fülle und furchtbaren Wucht fortbestehen wird, ist eine andere hinzugekommen: die Unruhe, die dauernd fragt und nie verstehen kann, wie Tausende durch die Brandfeuer der seelischen und körperlichen Not, ja, über die Todesbrücke gegangen und dennoch wiedergekommen sind als die alten unversehrten Vertreter geistiger Simplizität und buntgefärbter Gleichgültigkeit, die nicht einmal die äußerste Pression und verzweifelte Depression im Vorraum der letzten Dinge hat ändern können. An der Geschichte sind sie fast erstickt, aber aus ihr haben sie nichts gelernt. Die Vergottung einer Nation hat sie beinahe das Leben gekostet, aber sie gehen, nach der Hinrichtung der Vergötterer in ihren eigenen engen Raum zurück und beten die Heimat an. Ein natürliches Wesen wird ihnen zum unnatürlichen Ideal. In klarer Schlichtheit zu lieben, ist ihnen verwehrt, da sie eine Ungreifbarkeit, die für sie eine Unbegreiflichkeit bleiben wird, verherrlichen, um das Greifbare desto heftiger hassen zu dürfen. Sie kommen und werfen sich zu unfehlbaren Richtern

auf und haben doch alles vergessen, da sie sich der Liebe, über die sie doch einstens gerichtet werden, ebensowenig wie des Weltgerichts erinnern können. Sie tun, als ob sie von 1940 bis 1944 geschlafen hätten, — und tatsächlich sind sie 1946 nicht wach. Es ist die alte Ungeistigkeit, die Geistlosigkeit wie die Geistvergessenheit, die unsere Zeit beherrscht. Sie ist so auffallend wie der allgemeine Schwächezustand dessen, was wir Volksgedächtnis nennen. Eine Nation, die in ihren agilsten Vertretern niemals, bis in die sechste Generation hinein, in der mündlichen Ueberlieferung vergessen kann, daß sich in Dinghausen ein Herr Ah mit einer Frau Oh im Jahre des Unheils Soundsoviel vergessen hat, kann sich um Mittag nicht mehr auf die Zeit und Ewigkeit spaltende Katastrophe der explodierenden Idiotie besinnen, die genau um zwölf Uhr stattgefunden hat.

Nichts also hat sich geändert. Oder doch: die Dummheit gibt sich potenziertes, indem sie auf das Märtyrertum der Nächsten pocht, die Frechheit lauter, indem sie das offenkundigste Versagen leugnet, der getarnte spekulierende und sich heimlich bei der Erkenntnis des Verlierens widerrufende Verrat verwaltet einen Teil der Oeffentlichkeit, und der politische Hokusfokus vollzieht sich hinter den Kulissen, hinter dem Vorhang, von hinten beleuchtet, in Schattenbildmanier. Der Geist aber? Ach, der ist verlässener als je. Ich lüfte manche Schleier des öffentlichen Lebens, zerreiße viele Vorhänge, hebe die immer mildtätig über alles sich breitende Lüge weg und stoße auf die Ehrlosigkeit in ihrer häßlichsten Nacktheit. Ich schreibe es auf und zeichne P. G. Sie kommen und lesen die Zeichen, schrecken zurück und sind entsetzt. Was denn? Was denn? Ging bei ihrem Sturm gegen die Gegner ein Mann verloren? Sie ziehen ihre Entrüstung blank und fallen aus. Ich bin visiert und schon geschlagen. Ein P. G. ist eine nach allen Gefängnissen schreiende Sünde wider den Geist, den sie herrlich schänden. Also ein Parteigenosse. P(fui) G(eh)! An den Schandpfahl mit ihm! Tut nichts. Ich zeichne weiter P. G. Vielleicht deute ich's einmal als P(ech) g(ehabt), meistens aber als P(atriciae), wenn nicht stets als P(atris) G(loria)! Mögen sie schlagen, sie treffen nicht.

Diese vor sich selber Unwahrhaftigen sammeln die Gedankenlosen. die da leichten Glaubens sind. In der Meinung

nisten sie sich ein und ziehen jede dritte Woche um. Niemals aber werden sie, die Ueberzeugung besitzend, in der Erkenntnis, die einer morgens, mittags und abends gegen die Kupidität der geistigen Habenichtse verteidigen muß, mit dem Atem und der Beseelung beati possidentis, ganz daheim sein. Die Dichter unter ihnen proklamieren in ihren Aeüßerungen nur einen Schwächezustand, da es ihnen im richtigen Augenblick an der notwendigen Kraft zu schweigen gebrach. Wenn ihr Flachgeist sich am Mitmenschen vergreift, um ihn zu gestalten, ist das Ergebnis immer nur ein difformes Artefakt. Das ist gewiß nicht homo, nicht einmal homunculus, das ist bestenfalls Homöomerie. Aber wenn sie in Schwung sind, wird ihr Ausdruck lyrisch, während sie selber idiopathisch bleiben, der Flachgeist, der sich bis zum gelehrten Unsinn zu erheben vermag, findet eine sinnige Versinnlichung in einer Sprache, ihrer Sprache, die so undicht ist, daß sie noch im Drucke klappert; aber da ein Dr., den kein freundlicher Leser sinngerecht als Dr(reck) deutet, sie deckt, wird sie von der kopflosen Oeffentlichkeit als geheime Offenbarung verschlungen und von den Auftraggebern als solche bezahlt. Das ist ja nur natürlich, seitdem die Offenbarung im besten Sinne von ebensolchen Schreibern als Fälschung entlarvt und von ihnen durch die öffentliche Meinung ersetzt worden ist, also daß faktisch und absolut die vox populi, deren Sprachrohr jene sind, zur vox Dei werden mußte, Dessen Existenz man hurtig, so vor- wie nachher, leugnet. Doch nein, sie glauben ja an Gott, und komme ich dem so nahe, daß ich ihn in der Tiefe ihrer geschriebenen und geschrieenen Gebete erkennen kann, muß ich schauernd feststellen, daß es eine Göttin ist und Fortuna heißt.

Wohl, sie haben auch ein Ideal, aber wenn sie es aussprechen, klingt es wie Idol, und gucke ich näher zu, werde ich entdecken müssen, daß sie ein Bild in mente haben, das ihnen so verzweifelt ähnlich sieht, wie ein hellenischer Laie einem ebensolchen Idioten. So ist es denn begreiflich, daß ihnen die latinisierte Einigkeit zum Paßwort der ressentimentschwangeren Heterogenität wird und die Ungerechtigkeit in ihrem Namen unheimliche Siege feiern darf. Ein junger Anstreicher ist viermal im Laufe einiger Monate eingesperrt worden, keiner weiß, weshalb, er selber kann es nicht erraten in den düsteren Stunden der Verzweiflung, die ich wie meine Schwester kenne, er hat nicht mehr getan als zehntausend

andere, die frei sind und ihre patriotische Entrüstung zu einer neuen Geschäftsmoral umprägen, die sich auch jetzt politisch bezahlt machen möchte, aber er hat, das weiß ich, ohne auf der Waage nachzuprüfen, unendlich weniger getan als jene hohen Herren, die vor mir und vor dem Tribunal meines Gewissens die Verantwortung für den tollen tödlichen Rummel der Schreckensmonate 1940 und 1941 übernehmen müssen, wenn auch die Justiz sie ungeschoren läßt, damit einige immediate Supporter der Justiz, die schon keine Gerechtigkeit mehr ist, sondern eine üble Parodie, ungeschoren bleiben dürfen.

Wenn aber diese Menschen, die in ihren Hirnrillen noch die Bügelfalten und also den geordneten Fortschritt der bourgeoisen Bildung sehen, die Primi unseres Volkes sein sollen und bleiben wollen, dann ziehe ich mich in die Klause der Satire zurück und erfinde in den reichlichen Mußestunden den Temperaturmesser für ihre heißgelaufenen Vorstellungen, den Gewichtsanzeiger ihrer unklaren Absichten und das Hohlmaß für ihre leere, also liberale Gesinnung. Und ich werde zufrieden weiterdösen im Federbett ihrer ausgerupften Geistigkeit und aller Emanationen ihrer kahlflügeligen Phantasie, bis zu jenem Tage, da der Seismograph meiner Seele das letzte Verbeben ihrer katastrophalen Tätigkeit angezeigt haben wird.

Schon sind die Retterideen zu Schlagwörtern geworden, die, im Munde der Idioten ursprünglichsten Sinns, also der Laien, die den Priestern des Logos in Amt und Heiligkeit pfuschen möchten, dem Sinn, der über ihnen schwebte, entzogen und zu erschlagenden Hülsen erniedrigt worden. Als Rekonstruktion fordern sie von der Liberalität des Staates und seiner Ernährer den Wiederaufbau der zerstörten Kapellen der Nation, aber es sind nicht die Kultorte des Geistes, nicht einmal jene des Heiligen Geistes gemeint, sondern auf dem geflickten wackelnden Podium des Liberalismus jene lärmende Vereinigung des Zufalls und des Zerfalls, die für eine Tätigkeit, welche heute schon der morgen, nach der Pause des Entsetzens, einfallenden Kakophonie des Chaos den Ton angibt, staatlich subventioniert sein möchte. Eputation wäre dann nur noch die Ausmerzung derer, die sich das Geschrei im Namen der ewigen Harmonie, die sich ja auch in der endlichen Ordnung wiederfinden soll, verbitten.

Epuration, ja, ich fordere sie, ich fordere sie konstruktiv und rekonstruierend mit der allerletzten Kraft dessen, der im Purgatorium der Diktatur, der äußeren und der inneren Einsamkeit sich geläutert hat, aber ich fordere sie zuerst bei denen, die sie so gellend mit dem Schrei der verletzten Gerechtigkeit bis zur schreienden Ungerechtigkeit verlangen. Denn ich durchschaue, was sich da in torkelnden Interjektionen und trunkenen Exklamationen austobt, es ist die Unreinheit des Geistes aller Nichtepurierten und ist die sadistische Lust des Ungeistes wie die abnorme Wollust des Widergeistes, die einer geordneten Liebe nicht mehr fähig sein können und vergessen haben, daß die Justitia zuerst ein Akt der Liebe in der Ordnung und dann, primärste Rekonstruktion, eine Wiederherstellung der Ordnung in der Liebe ist.

Wenn es politische Gefangene sein sollten, die, verwirrt vom Leid, wiedergekommen sind und die unordentliche Forderung erheben, dann melde ich mich, ihnen gegenüber, ja wohl, als ihr leidenschaftlichster Gegner, wenn auch, als einer aus ihrer gemarterten Gemeinschaft, als ihr leidenschaftlichster Freund, zum Worte und prangere, wie sie es verdient, also mit den Skorpionen meiner peitschenden Sprache, die pharisäerische Unwahrhaftigkeit und die verdeckte Lüge an. Ich kenne auch sie, denn ich habe sie in den Lagern des Untergangs gesehen, ich habe mit ihnen diskutiert und zum Teile drunten schon ihrer Impertinenz des Forderns den Riegel der wahren Gerechtigkeit vorgeschoben. Es ist bei den Vor- und Ueberlauten, gerade bei diesen nicht die heroische Einstellung gegen den Feind gewesen, die sie den Weg der Märtyrer hat gehen lassen, sondern hier ein Zufall, dort ein Akzidens unpolitischer Art und da die exzessive, ja exzessierende Dummheit, ja wohl, bitte, die eigene sich überaus wichtig nehmende Dummheit, die sie verlieren mußte. Ihre ganze Haltung, drunten wie hier, ließ und läßt erkennen, daß sie, falls sie in der Heimat geblieben oder in die Heimat zurückgekehrt wären, sich in abwartender Ruhe, also mit dem wahren Heroismus aller Feigen, in den Höhlen der einträglichsten Spekulation vergraben hätten, — wir haben doch Beispiele erlebt! — und sich weniger überzeugt gezeigt hätten als die Verräter, die wenigstens einer Ueberzeugung gehorchten und sich von ihr verderben ließen, oder die Schwächlinge, die zum mindesten

die Oeffentlichkeit nicht flohen, da sie dem Druck der Oeffentlichkeit nachgaben. Vor dem Verrat oder dem Abfall hat jene nur das Asyl der Deportation oder die Einfriedigung, — im entsetzlichsten Sinne eine Einfriedigung! — des Lagers gerettet. Jene aber, die wahrhaft widerstanden haben, sind, wenn ihnen der Himmel gnädig gewesen ist, mit Dank im Herzen ins Schweigen der Arbeit zurückgekehrt. Aber die besten konnten nur in die Glorie des Heldentodes und also auch ins Schweigen, wenn auch ins ewige, hinübergehen.

Ich möchte, der lauten Schreier wegen, die übersehen wollen, daß ein lauter Schrei nicht einmal in der Komparation ihres Tuns zum Lassen der Gegner ein lauterer Schrei ist, den Versuch nicht unternehmen, ihren Patriotismus, also die Liebe zum Vaterlande auf den letzten Nenner der nackten Erkenntnis zurückzuführen, denn ich habe schon jetzt die heimliche Furcht, es könnte eine erkannte Nacktheit herauskommen oder zum mindesten aus ihrem verwirrten Gefühl die entsetzende Identität von Land und Ich. Märtyrer sind sie gewesen, gut, ich bin einverstanden, ich konzidiere ihnen gerne die idealste Gloriale, die sich aus der Gloria ihrer nationalen Haltung gewinnen läßt, aber ich falle ihnen warnend in die Hauptforderung, die sich den Gewinn als realstes Gold des Staatsäckels auf das herausfordernde Haupt setzen möchte. Anerkannt sollen sie sein, aber sie mögen sich hüten, eines Tages auch erkannt zu werden. Denn dieses auffällige Pochen auf eine selbstverständliche Handlung ist eine Verpflichtung für die Zukunft, der sie heute, in ihrer enteinnenden Vereinigung, schon nicht mehr gewachsen sind. Denn ihr rückblickender Eifer für die Heimat verzehrt die Heimat der Zukunft.

Ich beuge mich vor ihren Taten, ich lobe ihre Gewalten und ich preise ihre Erfolge. Aber ich bleibe in der Idee des Patrioten, der den aktiven wie den passiven Widerstand, in allen Steigerungen bis zum Heldentum, als eine natürliche Folge des verpflichtenden tätigen amor patriae hinstellen muß, der den miles nach dem Kampfe in die Ordnung des Friedens zurückkehren läßt, ohne ihn zu einem Sonderlohn für die erfüllte Pflicht zu berechnen. Es zeugt für die grenzenlose Verwirrung im Geiste, also in Denken, Fühlen und Wollen des Bürgers, wenn er das Debet seiner nationalen Existenz mit einem Male zu einem lauten Recht umfälschen

möchte und sich nicht einmal mit diesem Betrug seiner Empfindung und der Oeffentlichkeit zufrieden gibt, sondern die passive Haltung der Mitbürger als Vergehen wider die Nation anprangert und zu einem Sensationsfall für die Justiz macht. Entweder — oder! Verlangt die Zugehörigkeit zum Volksganzen eine resistierende Aktivität, dann ist die passive Resignation eine Sünde wider das Gesetz und diesem verfallen. Stellt sich aber der tätige Widerstand als heroische Tugend, als die Tugend des Heroismus vor, dann trifft den Passiven und Neutralen keine Schuld, aber der Schreier, der sich vordrängt, immer mit dem Zeigefinger auf der eigenen Brust, besudelt seine gepriesene virtus. Die Tugend aber, die sich selber preist, ist der Pharisäismus der geistigen ignavia, und so sehe ich denn die Phalanx der tobenden, aufmerksamkeitheischenden Heroen auch vor mir als die immer noch in der Negation geeinte Feigheit des Geistes, die sich fürchtet, die notwendige Bejahung der Ordnung zuerst und vor allem an sich selber zu erleiden.

Ich habe sie drunten sterben sehen auf den Altären der Barbaren, viele, allzuviele, die mir im Angesicht des Todes die Hintergünde ihrer Verhaftung verrieten und in der Darlegung selber erkannten, daß sie der Leichtsinneinsatz in einem Va-banque-Spiel unverantwortlicher Hasardeure waren, die ohne die Maßnahmen der elementarsten Vorsicht und der Sicherung unter dem offenen Auge des Verderbens ihre trikoloren Trümpfe zogen. Ich habe mir damals, als zwei der besten Freunde auf diese Art zugrundegingen, laut und feierlich geschworen, die unbewußten, weil gedankenlosen Mörder, die heute als patres patriae vor der erstaunten Oeffentlichkeit balladieren möchten, vor das Tribunal derselben Oeffentlichkeit zu zitieren und ihnen mein verdammendes „J'accuse!“ ins Gesicht zu schleudern, ebenso flammend und ebenso verzehrend wie den unverantwortlichen Aufpeitschern aus London, die jahrelang die Gutgläubigen in das sinnlose Wagnis einer auf der frohen Hoffnung der baldigen Erlösung fundierten Tat hineinstießen und damit dem Untergang im Schrecken preisgaben. Ich habe es bisher unterlassen, weil ich alles einführe und immer zurückführe in die Liebe, die aufgestanden und übergebordet ist und die auch, in mir aufstehend, versteht und also nicht mehr verurteilen kann.

Aber wenn ich sehe, daß die frühere oder die jetzige, die frühere und die jetzige Haltung der Verfolgten auf dem Boden der Lüge fußt, dann reiße ich den Mantel ab, der sie verdeckt, und den Tempel ein, den sie bereits der eigenen Memoria errichtet hat. Ich bin als einer der ersten ausgeschieden worden aus dem unierten Widerstand der Heimat, aber ich habe die Kraft und den Mut und den Eifer und den Zorn, aber den gerechten Zorn, der die Wahrheit sucht und der Ordnung dient, die Resistenz gegen die zynische, allen Lohn und jede Glorie fordernde Verlogenheit hervorzurufen, auszubauen und zum guten Ende, also zum Siege des Geistes und der Wahrheit zu führen. Denn eines steht fest: Die in Wogen ausfallende Begeisterung zur Zerstörung des feindlichen Dammes, gibt uns niemals das Recht, sturmloser nun, in brechenden Wellen, die gerettete Heimat mit Unordentlichkeit zu überfluten. Ich weiß es jetzt, und viele andere sollen es wissen, daß hinter der ängstlich sich behauptenden Heldischkeit der Vergangenheit mancher Größen sich nur die heldische Angst oder die heldische Drückebergerei verbirgt.

Ich stelle, in Euration und Rekonstruktion, den Kontakt zwischen dem endlichen Wort und seinem ewigen Sinn im Geiste wieder her und fordere eine Purifikation der Atmosphäre, in der sich die Reinigung im Lichte und im Glanze der Gerechtigkeit und also auch der Liebe vollziehen kann. Aber es sollen sich nur die wahrhaft Puren vordrängen, sonst könnte es doch geschehen, daß ich mir die lautesten Schreier aus der Nähe betrachte, sie zurückstelle gegen den grauen Hintergrund ihrer, von allen Scheinwerfern meines aufgerufenen und vom Geiste sekundierten Gerechtigkeitssinnes beleuchteten, erleuchteten und schließlich heimgeleuchteten Vergangenheit und als das entlarve, was sie letzten Endes sind, als heuchelnde Puritaner im Geiste der politischen Geschäftshuberei. Sie verwechseln andauernd das Fazit ihrer Forderung mit der Folge ihres augenblicklichen Tuns. So spritzt das Purin bis in ihr Denken hinauf. Purgativa her! Und dann soll endlich, nach dem Sturm der Abfuhr, die große langersehnte Purga kommen, das milde Klima des Geistes, in dem sich Herz und Verstand wieder im Lächeln des Verständnisses finden. Die Ausmerzung der Verräter aber? E pur! Nun gerade, weil rascher und besser im Guten!

Doch weshalb geht es im alten Trott den alten Trottelmarsch weiter? O ganz einfach, weil selbst jene, die dem Geiste noch verbunden sind, die genuine Feigheit in sich aufstehen und handeln lassen, statt in der Wahrheit und mit der Wahrheit zu bekennen, daß hier ein Tolpatsch am Werke ist und dort ein Hohlkopf wohl einen rollenden Ton, doch keine Melodie erzeugt. Es kann nichts Wurzelloseres geben, ich meine geistig wurzellos, als eine Führerschicht, die tagtäglich die Windstärke der eigenen Eingebung nach dem Auswehen fremder Launen richtet, ohne auf den ewigen Sturm zu achten, der über allen Sinnen und über allen Zeiten dahindonnert und alles Gekrönte und Krönende nach den Gesetzen seiner Kräfte formt.

Was hat es für einen Sinn, daß wir Katholiken berufen, wenn sie noch lauer als die abgestandensten Liberalen in den Tag hineinleben, um dann, nie beunruhigt in ihren Herzen, mit der ruhelosen Masse in die Bahn des langsam reifenden Verderbens hinabzuschreiten? Die Diastase, die sie wohl nicht verkünden, aber hervorrufen, ist ein so ungeheuerlicher Verrat, daß ihn kein Benda mehr erfassen und kein Glaube mehr fassen kann. Wie aber kommen wir der geistigen Blutarmut unserer Auchkatholiken bei? Wo packen wir die Furchtsamen, die einen heillosen, o wahrlich heil-losen Schreck vor den virilen Texten der Heiligen Schrift empfinden? Wie bringen wir sie zur Herrlichkeit jener Taten, die der Geist, der noch mit ihnen geht, wenn sie vor dem Heiligen Geiste flüchten, von ihnen verlangt?

Ach, ich frage auf Ehre und Gewissen, nein, ich frage die Ehre derer, die in der Glorie der Arrivierten stehen und also Führer geworden sind, ich frage das Gewissen jener, die das k. v. des Geistes errungen haben und also das adelnde Dr. vor ihrem Namen tragen dürfen, ohne das ja eine Bildung inexistent ist, ich frage sie alle, die in den Wipfeln der staatlichen Hierarchie zur Ruhe der Autoritäten, in der erquickenden Behaglichkeit der obersten Soldgruppen, gekommen sind, was sie so täglich, aber auch jahraus, jahrein der Masse Volk, die sie zu führen vorgeben, an ideelichen Substanzen, an kräftigem Geist und geistiger Kraft verschenken, um, ohne innerlich zu erröten, vor sich selber bestehen zu können! Ich drehe mich um und frage nach unten in die Weite und Fülle jener

Zweihundertfünfzigtausend, die mit vorgehaltenen Ohren die Offenbarungen erwarten, die sie bona fide von der geistigen Führerschaft erwarten dürfen, was sie an Maß und Gewicht, an Klarheit und Schönheit, an Begeisterung und Erfüllung, vielleicht gar an wahrhaft geistigen Werten so Tag um Tag, aber auch jahraus, jahrein von oben, wo die Olympier ruhen, als Gnade und Geschenk erhalten! Ich lese und erlausche aus sämtlichen Organen der Öffentlichkeit, die von den Geistigen beherrscht, aber nicht von ihrer Sprache erfüllt sind, ach, ich muß mich widerrufen, da ich über dem Sprechen feststelle, daß sie doch von ihrer Sprache, eben dem Schweigen, erfüllt sind, mit zwei oder drei beglückenden Ausnahmen, die gleiche stumme vielsagende Antwort.

Und was bietet die sich schallend äußernde Gegnerschaft der Führenden, die im Negativum geeinte Phalanx der Enttäuschten anders als eine lange Reihe Forderungen und Reformen, die, in ihrer schrittweisen Verwirklichung, nur die periodische Umwendung des gleichen üblen Stoffes, des politischen Mistes sein kann?

Ich kehre zurück, um wirklich im Hause des Geistes ganz daheim zu sein. Und wenn ich auch nicht wie jener erste Häftling der Neuzeit, Tommaso Campanella, der, dreihundertzwanzig Jahre früher als ich befreit, den sozialistisch-kommunistisch-katholischen „Sonnenstaat“ als zündenden Protest wider den politischen Ungeist in die Öffentlichkeit schleuderte, als revolutionierender Metaphysiker zurückgekommen bin, so kann ich doch das Feuer, das in mir entfacht worden ist, nicht länger unter der Asche des Schweigens verglimmen lassen. Das Wort bricht aus, und das Feuer brennt mit. Der Aesthetiker tritt zurück und der Ethiker vor, denn dieser hat nun das entscheidende, freilich nur für mich entscheidende Übergewicht. Er hat eine Aufgabe gefunden, an die er gefesselt ist. Denn er hat erkannt, daß die Hüter des Heiligtums ihre Berufung durch Berufe verraten und also Dinge im Geiste wie die Dinge des Geistes verwirrt haben. Sein Ziel wird vorerst sein und voraussichtlich lange bleiben, die negative Tätigkeit der unsterblich gewordenen Vorgänger ins Positive zu kehren, die Entwirrung des Daseins in allen Ecken systematisch zu betreiben und den voreiligen Zutreibern der Gerech-



Die Todestreppe in Mauthausen

tigkeit, die der Entordnung der Vergangenheit beikommen möchten, indem sie, freiherrlich sich selber entordnend, das Entordnete in die Ordnung des Todes, in Entehrung und Enthauptung, hinabpeitschen wollen, die verblendeten Augen zu öffnen. Ich stehe dafür, daß wir die Weltanschauung der Arroganz jetzt endlich ablösen durch jene der Bescheidenheit und der Bescheidenheit. Die Leute, die da coram universo mit einem wollüstigen Eifer der Unsittlichkeit des Geistes dienen, um eine gewisse Sittlichkeit ohne Geist zu erhalten, haben schon vorher die Moral abgeschafft, um sich ungestraft als politische Moralisten aufzuspielen und ihre Gegner, dank ihrer Stellung jenseits von Gut und Böse, abzuschlachten. Sie finden sich mit den feierlich daherschreitenden Asthmatikern der Kultur in einer überraschenden Einheit: der Stoff, der sie eint, weil er sie bildet und bindet in der Identität, ist der gleiche Mangel an Geist oder die massive Verschlossenheit, die nicht zur Einsicht kommt und also die Einsichtigkeit des Seins durch den Geist nicht erkennen kann. Sie haben sich der höchsten Würde entkleidet, als sie das Denken aufgaben, um nur Sentiment, Sensibilität und Ressentiment in den niedersten Regionen der Nerven zu bleiben.

Vielleicht werden mir nun einige nachrechnen, wie oft ich bete oder nicht bete; sie werden entsetzt sein und an meiner Wahrhaftigkeit zweifeln oder, als Freunde, am Widerspruch zwischen meinen Taten und meinen Werken verzweifeln. Was aber nennen sie Beten? Meine Werke sind geschriebene Taten, ihre Worte sind erlebt und gedacht und also erbeten, erbetet und gebetet worden. Denken ist Beten. Es gibt keinen, der leidenschaftlicher beten kann als ich. Alles Denken, alles Erdachtseinwollen, alles zu Bedenkende stürmt in mir. Der Sturm nimmt eine Richtung, immer, endlos rasend dieselbe brausende Richtung nach Gott. In Ihn stürme ich ein, da ich Ihn bestürme. Denn ich bestürme Ihn in meinen Nöten, die Fragen sind, mit meinen Fragen, die Denken sind, mit meinem Denken, das Gebet ist. Sogar mein Zweifel, unbegreifliches Paradoxon meiner erschütterten, durchschauerten Existenz, ist das glühende Credo meiner Seele, die nur beten kann.

Ich also bin Katholik und als solcher, obschon ein Freund der aristotelischen Mitte, der geschworene Feind der Mittelmaßigkeit. Ich ersehne und erstrebe das volle Maß, die Fülle

und Erfüllung meiner Existenz. Wie ich in allen Fragen der Philosophie immer ausgehe von der Gottunmittelbarkeit des Menschen, um diesem oder jenem System gegenüber meine Position zu erkennen, so auch in der Politik, so vor allem in der Politik, wo die Begriffsverwirrung am größten ist, weil da nicht die wahren Philosophen ausschlaggebend, wenn auch maßgebend beteiligt sind, sondern die Propheten pythischer und mythischer Faktur mit den undurchsichtigen Orakelsprüchen das größte Unheil anrichten. Gewiß, ich beziehe damit expliciter einen religiösen Standpunkt, da ich alles auf die einfache, aber unerschöpfliche Formel bringe: Das Ich mit Gott und dem Bruder in Christo, aber das ist zugleich mein philosophischer und politischer Standpunkt, der mir, in den beiden Räumen, den gewaltigsten Widerstreit, jenen von Persönlichkeit und Gesellschaft, von Individualismus und allen andern Ismen weißer oder roter Provenienz, in der überraschendsten Schlichtheit, in der herrlichsten Einheit löst. Das hieße also, daß ich noch und daß ich gerne zu jenen Arrierten gehöre, die in der Eleganz wohl ein superbes Mittelchen der aristokratisierenden Bourgeoisie sehen, rascher bei allem Femininen — Diplomatie, Frau und Politik — Karriere zu machen, die aber die Intelligenz und, höher, den Geist als die beste Empfehlung zur Ausübung eines entscheidenden Amtes erblicken. Nur er, der Geist, kann über den unfäßlichsten Widerspruch in unserm Volksein hinwegheben: daß wir, für die verlorene Freiheit kämpfend und diese nun wieder besitzend, Furcht vor ihrer Weite empfinden, weil wir, geschwächt durch Technik und Zivilisation, keine Persönlichkeiten mehr sind, die von der Freiheit, von der wahren Freiheit und der Freiheit der Wahrheit, den rechten Gebrauch zu machen wüßten! Denn ich darf, nein, ich kann nicht verschweigen, daß ich, heimkehrend in das Geliebte, das geistige Leben Luxemburgs, auch dort, vor allem dort, wo es sich ins Politische und Wirtschaftliche verflüchtigt, als krank empfunden habe. Ich habe hier Symptome dieser Krankheit angeführt, ich kann, in Parallelen denkend, den mutmaßlichen Fieberverlauf der Krankheit erfassen, aber ich werde niemals sagen können — und das ist in aller Trauer mein kleiner Trost — das ist unsere spezifisch luxemburgische Krankheit, wenn es doch die Krankheit Europas überhaupt ist. Es ist eine Erkrankung der Kultur, also eine abendländische und also letzten Endes eine christ-

liche, der wir nur mit den unfehlbaren Mitteln des erkannten und demnach angewandten katholischen, allgemein einenden Geistes beikommen können.

So darf ich denn im Ausklang die Frage stellen, was mir von allem Leid der nahen Vergangenheit geblieben ist. Die Erinnerung, gewiß, und das ist viel und kann, wie wir gesehen haben, alles sein und das Ganze in der Verinnerlichung werden. Aber die einfache Erinnerung hat jeder Schwachsinnige auch, der mit Groll und Schimpf nach Hause zurückgekommen ist. Ich müßte meine frühere Vergangenheit verleugnen und mich selber mit Schande beladen, wenn es nicht mehr wäre. Und es ist mehr: Die Cäsur der Entscheidung hat mich zum Entschiedenen gemacht, der seinen Kampf im Namen des Geistes, ja, im Namen des Heiligen Geistes, wohl physisch geschwächt, aber seelisch gestärkt, mit verdoppelter Leidenschaft weiterführt. Mir wird es heute genügen, wenn ich von den Millionen Indolenten, die der Nationalsozialismus in ihrem behaglichen farniente des Geistes gestört und aufgeschuecht hat, nur einen einzigen zur Besinnung bringe, indem ich ihn erkennen lasse, daß das Leben einen höheren Sinn hat und eine anstrengende Aktivität noch hinter und über den dolenten Sinnen verlangt, die, aus sich heraus und über sich selber schauend, durch die klaren Kammern des Geistes hindurch, die Wunderbläue des Uebersinnlichen entdecken.

So gehe ich meinen Weg. Er ist vorgezeichnet in der Heiligen Schrift, wo alles geschrieben steht, was uns retten kann. Ich suche zuerst und immer das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Ich suche fort, und wo ich weder dieses noch jenes finde, sage ich es mit der Brutalität des Entschiedenen. Vor allen Trübungen und vor allen Verwässerungen der Begriffe spreche ich mich, meine Seele und meine Sendung aus. Und wenn ich Seele sage, dann habe ich immer nur die große im Sinn, die Raum genug hat, die Fülle eines heiligen Gedankens in sich heimzuführen, und nicht etwa eine aus der kompakten Masse kleiner Dunkelheiten, die nur Spalte sind, in denen die Dämmerpilze der bourgeoisen „religiösen Gefühle“ zu prächtig verfallen. Den absoluten Willen zum Absoluten und die höchste Achtung vor der Substanz des Katholizismus hervorzurufen, wird meine Leidenschaft, die wirkende Frucht meines Leidens, bleiben. Denn ich bin für den Fortschritt, der

auch wirklich Progression ist und es nur sein kann, wenn ich, Schreitender, mich auf die Festigkeit des Initialen, auf die herrliche Unveränderlichkeit und Grundfestigkeit des Ursprungs stützen kann. Und mit wahrer Wonne, nämlich mit der schwingenden Lust dessen, der certitudinaliter erfahren hat, bin ich ein Dogmenbejaher — also in der Meinung des Liberalismus ein Rückständiger —, ein Dogmatiker auch, der die Unveränderlichkeit höchster und letzter Wahrheiten in dem Wirbel der Ereignisse, Gefühle, Stimmungen und Seelenzustände greifen und ergreifen durfte, weil er von ihnen im Kerne ergriffen war. Und obwohl ich gezwungenermaßen der entschiedene Gegner des vorerwähnten Liberalismus als Lebensform einer gewissen Menschenschicht sein muß, kann ich seine tiefste philosophische Erkenntnis niemals ablehnen, weil sie unvergänglich und lebensnotwendig als die rechte Auffassung von der persönlichen Freiheit des Menschen ist. Freiheit ist der Atem meines Geistes, wie er der Atem meiner Seele. Ich bin, also ist Demokratie Gesetz. Doch da stütze ich schon. Bin ich eigentlich Demokrat? Nein, ich bin mehr: Demophil. Denn am Anfang, als Verheißung, und am Ende, als Rettung, steht die Liebe und nicht die Macht, oder wenn doch eine Macht, dann immer nur die Macht der Liebe.

Vor fünf Jahren habe ich noch Mikrophon des Leisesten und Heimlichsten sein wollen; nun bin ich mit einem Male Makrophon des Unendlichen geworden. Das expansive Element meines Herzens ist zurückgedrängt und zu einem intensiven des Geistes komprimiert. Ich kann nicht mehr der Kultur der Gefühle allein dienen, da mich die höhere Herrin, die Kultur einfachhin, berufen hat. Meine Expression ist nicht mehr Kleid zur Empfindung, sondern der Habitus des geistigen, also fühlenden, erkennenden und wollenden Menschen.

Ich entziehe mich nicht den offiziellen Abschneidern, die nicht nur den Geist kastrieren, sondern auch Ideen sezieren, um die Teile in verschiedenen Abschnitten einer tötenden Ordnung unterzubringen. Ich komme ihnen entgegen und teile mich selber, ich bin, was sie wollen:

Radikalist, weil ich wieder nach den Urwurzeln aller Dinge grabe,

Traditionalist, weil eine bewußte Rückständigkeit, die noch immer auf die Wahrheit der Ueberlieferung schwört,

Rationalist, weil ich die Vernunft dazu gebrauche, die Bildsüchtigkeit meiner Phantasie in die Fesseln der wesenhaften Imagination zu schlagen,

Individualist, der sich laut behauptet, weil er das Ich zum Strahlenfang des Unendlichen machen möchte,

Universalist in der Sehnsucht, aus dem durchsuchten Vielen die letzte Einheit zu gewinnen,

Positivist, der sich auf die unleugbaren Tatsachen des Urgeistes stützt, um sich ins Geistige emporzuschwingen,

Aktivist, weil geladen mit dem unbändigen Willen zu denkerischen Taten,

Spiritualist, der vom Geistigen her die Stofflichkeit der Mediokren so lange bestrahlt, bis die endlich sich in Scham und Schande verflüchtigt,

Voluntarist, der in sich den Willen zur Bejahung der höchsten Voluntas steigert,

Materialist in doppeltem Schwung, theoretisch und praktisch, der sich noch aus der Weltsubstanz den spirituellen Genuß, die jubilatatio in spiritu herausdestilliert,

Existentialist, der sich das abstrakte Denken an den tausend lieben Beispielen der bürgerlichen Lächerlichkeit konkretisiert,

Expressionist, der die Sprache aufreißt, um sie mit blutender Offenheit sagen zu lassen, was ist,

Symbolist, der die Greifbarkeiten der Welt als sinnliche Zeichen des Uebersinnlichen zu deuten vermag,

Optimist, also erfüllt von der „frohen Botschaft“,

Pessimist, der noch die liberalste Offenbarungshelle schwarz sieht und mit seinen Pfeilen der Begeisterung und Begeisterung ins Schwarze trifft, nur ins Schwarze und immer nur ins Schwarze, in jenes der Dummheit und jenes der Lüge, das der Halbheit wie das der Leere!

So mache ich denen, die den Geist beschwerten, indem sie ihn als ernste Wissenschaft in Richtungen und Epochen verschachteln, die Arbeit endlich einmal leicht. Sie mögen kommen und mich einfangen, aber dann um Gotteswillen nicht

vergessen, daß ich doch eigentlich der Führer und Entdecker, der Meister oder Lehrer des Metabolismus bin, den noch kein Gelehrter der Welt rubriziert hat: ein metaphysischer Sänger ist zum Sänger des Metaphysischen, auf Felsen ein Dreifuß zum orakelnden Peter geworden!

Sie mögen sich beeilen, um dennoch zu spät zu kommen. Ich bin ja vor ihnen, immer vor ihnen am Ziel, — schon habe ich mich eingeteilt, um auch bei ihnen endlich klassiert zu sein.

So ist meine Heimkehr durch die Einkehr zur Umkehr geworden, die in die Rettung treibt. Die Rettung aller beginnt bei meiner Rettung, die deine wird, ehe sie seine werden soll. Sie lautet: Heimgang in die Fülle des Katholizismus und restlose Ablehnung aller Kompromisse mit dem Nachbar, der ein Lauer ist. Ich halte es mit de Maistre, der gesagt hat: Dieu a besoin de la France. Doch bin ich so größtenwahnsinnig, natürlich immer nur in den Räumen des Geistigen, wo die Grenzen des Nationalen sich nicht mit den Grenzen des Denkens und des Schauens decken, obschon ich es wage, den spirituellen Luft- und Liebesraum, den ich beherrsche, auch als das uneingeschränkte Reich des eigenen Volkes zu beanspruchen, ich bin tatsächlich so größtenwahnsinnig, dieses Wort eines mutigen Franzosen, *mutatis mutandis*, auf Luxemburg anzuwenden und zu behaupten, Gott brauche Luxemburg, um mit ihm einen Teil Seines großen Planes zu erfüllen. Und so sehr wir erkannt haben, in diesem letzten wie im vorigen Weltkriege, daß es richtiger wäre, ganz bescheiden zu bleiben und zu sagen: Luxemburg braucht Gott, so sehr wissen wir auch, aus den Erfahrungen derselben Kriege, daß Er es uns und also Sich selber in einem großen Wunder zweimal erhalten hat. Das könnte uns stolz und übermütig machen, wenn es uns nicht, hinter der Dankbarkeit, so unsagbar nachdenklich stimmen müßte, da dieses herrliche Geschenk der Freiheit, die eine Freiheit in den drei Etagen: des Leibes, des Geistes und der Seele ist, uns bis ins letzte Endchen unseres Seins verpflichtet. Aber Er setzt Seine unendliche Güte fort. Denn die Wucht der Pflicht wird uns wieder leicht gemacht durch jenes andere Donum, das es uns gestattet, die Geschichte unseres Volkes in seiner verborgensten Tiefe und seiner stillsten Größe, bis in die unfaßlichsten Kräfte des Seelischen hinab, zu erkennen und darzustellen als ein un-

unterbrochenes, umbraustes und umbrandetes, von allen Mächten des Diabolischen endlos bestürmtes, aber dauernd glorioses Regnum Mariae.

Da stehe ich, stammele und falle nieder: Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum, benedicta tu in mulieribus et benedictus fructus ventris tui, Jesus. Sancta Maria, Mater Dei, ora pro nobis peccatoribus nunc et in hora mortis nostrae. Amen.

Da ist der Kreis geschlossen. Er gab uns die Mutter, wir geben uns der Mutter, sie hebe uns und reiche uns empor. Wir sind die Einheit im Wunsche, das Eine, das ihr Einziger ist, zu schauen und alles zu sehen sub specie aeterni.

Er ist der Weg, und sie die Weggenossin.

Schreiten wir aus!